Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1886.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

Der Talisman des Weibes.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ohne Aufhören schritt Irmengard hin und wieder im Zimmer, vor sich hin murmelnd, vor sich hin lächelnd mit einer Bitterkeit, wie sie nur gekränkter Stolz eingibt, trauernde Liebe niemals. Das Eine erkannte sie klar: ihr Herz fühlte keine Wunde und ihr Verhältniß zu Freiberg war nur die nachschleppende Kette einer dankbaren Freundschaft gewesen. Aber der Hauptfehler in Irmengard's Seele, der ungezügelte Stolz, bereitete ihr unerträgliche Qualen und ließ sie jenen Augenblick verwünschen, wo der Graf zuerst zu ihren Füßen geseufzt. Daß er es gewagt hatte, ihr im Sinnenrausche zu nahen und sie es nicht erkannte, ihn nicht von sich wies, o, wie weh that ihr jetzt dieser Mangel an Menschenkenntniß! Dabei flogen ihr längst vergessen geglaubte Worte durch den Kopf, welche sie einst zittern gemacht vor Ungeduld und Mißbehagen, Meischick hatte diese Worte bei jenem unseligen Mittagsmahl gesprochen: „Daß sich zwei Menschen glücklich machen, dazu gehört mehr

als die bloßen Versicherungen der Liebe, dazu gehört vornehmlich, daß man sich selbst vergißt."

Thränen der Scham, der bittersten Demüthigung traten in ihre brennenden Augen. „Warum mußte Alles in Erfüllung gehen, was dieser Mann gesprochen? War es nicht, als ob ein Dämon mir aus seinem Hause folgte, der sich an meine Gedanken klammert und bei jedem Mißgeschick mir höhnend seine Prophezeiungen zuraunt? O, meine Kunst, meine schöne, versöhnende Kunst, lege mir Frieden in die Seele!"

Sie versuchte zu singen, aber der Ton brach jäh ab. Da faßte sie Wuth und Verzweiflung. „Von diesem Thron kann ich nicht steigen, mit dem Lorbeer blüht mir Ersatz für alle bangen Erinnerungen, jede Blume deckt Herzenswunden zu. Ich muß triumphiren, muß Erfolge erringen, oder ich breche zusammen unter meiner Gedankenlast!"

Es klopfte.

Irmengard raffte sich zusammen. So viel Selbstbeherrschung hatte sie in den trüben Erfahrungen der letzten Wochen doch schon gewonnen — Dreysing sollte ihre moralische Schwäche nicht gewahren.

Die Thüre öffnete sich vorsichtig. Eine hagere Männergestalt, vorzeitig ergraut und gealtert, trat ein.

„Doktor Mechelmann," sagte er, sich verbeugend. „Ich störe —?"

„Nein, es ist gut, daß Sie jetzt kommen!" rief Irmengard erleichtert. Dann verbesserte sie sich schnell. „Ich freue mich, den Vater so guter Kinder kennen zu lernen. Setzen Sie sich zu mir!"

Mechelmann drückte ihr bewegt die Hand. „Sie haben am heiligen Abend meine Kleinen so erfreut! Ich war bis spät außerhalb beschäftigt, unser Haushalt verlangt so viel —"

„Man sagte mir aber, Sie erfreuten sich einer auskömmlichen Einnahme, oder nicht?"

„O ja! Ach, Sie wissen Alles," rief er plötzlich, seine hageren Finger ineinander schlingend, „haben Alles gesehen, wissen, daß ich ein armer, beklagenswerther Gatte, ein kummervoller Vater bin. Was soll aus meinen Kindern werden?"

„Warum nahmen Sie eine Frau, die so wenig Garantie bot?" warf Irmengard herrisch ein.

Mechelmann lächelte traurig, als bedaure er die Unerfahrenheit der Fragenden. „Garantie? Eine Frau? Mein Fräulein, die Garantie eines Weibes ist sein Pflichtgefühl. Weder Liebe, noch Mitleid, noch Dankbarkeit können sie auf rechter Bahn erhalten, nur das Pflichtgefühl. Eine Frau kann in ihrer Liebe unglücklich sein, in treuester Pflichterfüllung ist sie es niemals ganz!"

Irmengard senkte betroffen das Haupt.

„Sehen Sie," begann der betrogene Gatte von Neuem mit leiser Stimme, „Luise war ein halbes Kind, als ich um sie warb. Die Freunde warnten mich. Da hieß es, ich sei zu alt, zu ernst, zu pedantisch. Das war Alles Thorheit, leerer Wind! Mein einziger Fehler war meine nachgiebige Schwäche um des lieben Friedens halber. Denn sehen Sie, hätte ich dem ersten Aufkeimen dieses unseligen Freiheitsdurstes unerschütterlichen Widerstand entgegen-

gesetzt, hätte ich statt der Liebe unnachsichtliche Strenge walten lassen, so wäre ich heute ein glücklicher Mann, Luise eine schuldlose Frau, meine Kinder verkämen nicht geistig und leiblich unter der Tyrannei eines alten, widerwärtigen Weibes! Was ist Ihnen?“ fragte er erschreckt, als er Irmengard's eben noch so heiße Wangen erbleichen sah.

„Nichts — ich trauerte über die Wahrheit dieser Worte!“ erwiederte sie stockend.

Er stützte sein Haupt auf die Hand und stierte vor sich nieder.

„Es wird besser werden,“ sagte Irmengard ermuthigend. „Sprechen Sie jetzt noch Ihrer Frau in's Gewissen, führen Sie sie mit überzeugender Gewalt zu ihrer Pflicht zurück!“

„Zu spät! Mein Fräulein, auf schiefer Bahn gleitet man schnell hinab, da gibt's kein Halten, und meine Frau ist beinahe drunten angelangt. Jener Doktor Fowder,“ hier glühte sein tiefliegendes Auge in unversöhnlichem Hasse auf, „der Sittenverderber, der Schandapostel hat mehr zu verführen gewußt, als die närrischen Gemüther der Frauen. Luise ist unrettbar verloren!“ Er versank abermals in grübelndes Sinnen, dann richtete er den erloschenen Blick auf die von Erinnerungen gequälte junge Frau. „Mein Fräulein, die Leute fabeln jetzt so gern und viel von unglücklichen, unbefriedigten Gattinnen, das ist Thorheit! Wenn Mann und Frau sich einmal geliebt haben, hat kein Theil das Recht, sich nachträglich zu beklagen, denn Jeder hat sein eigenes Glück in der Hand gehalten. Wer den schönen Vogel entweichen ließ,

muß sich mühen, bis er ihn wieder einfängt. Ich habe mich gemüht," flüsterte er, das hagere Kinn zwischen den Fingern pressend, „Gott ist mein Zeuge, Luise trägt die Schuld an unserem häuslichen Elend allein. Verwünscht sei meine Nachsicht!"

„Und Sie glauben," fiel Irmengard finster ein, „daß Ihre Gattin einen despotischen Widerstand ertragen haben würde?"

„Zweifellos, sobald ich sie meiner Liebe immer wieder versichert hätte! Mein Fräulein, die Frauen — ach, ich bin ein Klugredner, aber thöricht im Handeln! — die Frauen, sobald sie zum Ueberlegen reif geworden sind, hassen nichts mehr als Männerschwäche, sie rühmen sich der Charakterstärke ihres Gatten tausendmal lieber, als ihrer eigenen Herrschaft über ihn. Luise verachtet mich, ich fühle es."

Irmengard erwiederte nichts mehr. Eine Weile saßen sie schweigend einander gegenüber, dann stand Doktor Mechelmann seufzend auf.

„Damen wie Sie, mein Fräulein, werden mich schwer begreiflich finden und langweilig, herzlich langweilig. Es geht eben Alles so lange, wie es geht. Ich bin ein Feigling gewesen all' die Jahre hindurch," hier ergriff er Irmengard's Hand und drückte sie heftig, „aber wenn dieser Bube, dieser Schwindler, dieser gottverdammte Unheilstifter mir noch einmal in die Arme liefe, ich — ich —" Er ließ ihre Rechte fahren, zog ein unsauberes Taschentuch hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Noch einmal Dank für Ihre Güte, mein Fräulein!"

Sie schüttelte das Haupt. Was sie empfand, ließ sich nicht in Worte kleiden. Weder der verwunderte Blick, noch die ungelenke Verbeugung Mechelmann's rüttelten sie aus ihrer äußeren Apathie los, in ihrem Gehirn dagegen wirbelten Gedanken, die unaufhörlich hinüberschweiften in jene Sittlinger Tage und wieder zurück in das traurige, verwaiste Heim dieses beklagenswerthen Mannes. Die Nerven der jungen Frau waren bis zum Aeußersten gereizt.

„Bringe mir Wein, Susanne!" rief sie endlich aufspringend außer sich. „Champagner gib mir, Susanne! Ich habe ein Gefühl, als müßte ich ersticken!"

Die Zofe ordnete das Verlangte zierlich auf dem Ecktischchen unter der schwankenden Palme, aber Irmengard wies heftig auf einen entgegengesetzten Platz.

„Dort will ich niemals wieder sitzen — verstehst Du, Susanna? Niemals!" Sie sprach in überstürzender Eile wie Jemand, der sich mit Gewalt von einer Vorstellung losreißen will. „Wo sind die Einladungskarten der letzten Tage? Gib sie her! Heute nichts? Doch, ein Souper im ‚Russischen Hof'! Was werde ich anziehen? Blau mit Maiglöckchen — nein, die rothe Damastrobe, oder besser, ich hebe diese auf für das Fest des Präsidenten v. Exleben! Bringe die neuesten Kartons her, Susanne! Schnell doch! Ach, wie herrlich kühl perlt der Champagner!"

„Zu dem rothen Damast," plauderte das Mädchen geschäftig, während ihre Herrin planlos in den kostbaren Gewändern umherwühlte, Alles verwarf, um endlich ihrer ersten Eingebung zu folgen, „zu dem rothen Damast wird der Brillantschmuck des Herrn Grafen wundervoll stehen."

„Schweig!“ fuhr Irmengard erglühend auf. „Kein Wort davon! Daß Du's weißt, ich habe diese Verlobung soeben aufgehoben. Meinen Schmuckkasten!“ Sie riß ihn unsanft aus Susannens Händen. Achtlos warf sie das Geschmeide darin bei Seite, bis das blaue Saffiankästchen gefunden war, legte etliche silberne Blumenhalter dazu, eine goldene Bonbonnière, zuletzt zog sie ihren Verlobungsring vom Finger und schleuderte ihn mitten zwischen Freiberg's Liebesgaben. „Lege Alles zusammen hier hinein! Jetzt mache Dich fertig, Du wirst diese Sachen persönlich dem Grafen übergeben. Nimm einen Wagen, Du sollst bald wieder zurück sein. Laß Alles stehen und geh'! So geh' doch!“ rief sie zornig, mit dem Fuß auf den Teppich stampfend.

„Gott sei Dank, da kommt der Herr Justizrath!“ murmelte Susanne bei sich, von dieser ungewöhnlichen Aufführung ihrer Gebieterin erschreckt. „Wozu erhörte sie auch diesen langweiligen Eiszapfen. Da gefiele mir der hübsche Husarenoffizier viel besser!“

Dreysing war eingetreten, ohne daß Irmengard in ihrer Erregung es bemerkte.

„Wenn ich ehrlich sein soll,“ begann der alte Herr scherzend, die Rechte pathetisch über die Flasche Champagner streckend, „so hat der Solotrinker meine Sympathien weniger für sich, als der Gesellschaftstrinker. Blos trinken, um zu trinken — pfui! Trinken und genießen wie Anakreon — göttlich! Erlauben Sie mir, Ihnen Bescheid zu thun! — Einen Grad Wärme hat er zu viel!“

„Dreysing —“ sagte die junge Frau zögernd; dann

lachte sie plötzlich bitter auf. „Anakreon und Sie mögen ewig gute Freunde bleiben. Aber — kurz also: Freiberg hat mich verlassen. Ich gab ihn auf.“ Ohne dem Justizrath Zeit zu einem Einwand zu gönnen, erzählte sie die Hauptmomente ihrer letzten Unterredung mit dem Grafen und war nicht wenig bestürzt, als Dreysing so recht aus voller Brust rief: „Nun, Gott sei Dank!“

„Sie wagen es, mich zu verhöhnen?“ fuhr Irmengard empört auf. „Der Medisance aller Neidischen, dem Triumph jener übermüthigen Florentinerin rufen Sie ein Bravo zu? Ich sage Ihnen, jede Fiber in mir ringt nach Vergeltung, und Sie jubeln?“

„Kind, Sie haben meinen Nachsatz nicht gehört,“ beschwichtigte Dreysing, ihre Hand ergreifend. „Ich freue mich, daß Sie Ihren verhängnißvollen Irrthum bei guter Zeit erkannten. Garda Menari hat Botho Freiberg nie geliebt. Nie, sage ich! Auch damals nicht, als Sie einen jungen Halbgott, zum Mindesten einen zweiten Theseus in ihm verehrten — Ariadne erfuhr, was es mit solchen glänzenden Befreiern auf sich habe. Grollen Sie nicht mit sich, Ihr Herz hat nur den uralten Irrthum begangen, zwei Begriffe zu verwechseln, das ist Alles. Hätten Sie mir nur geglaubt — Ihr Verhältniß zu Freiberg war Laune. Der Graf war von Anfang an seiner Gesinnung nicht so ganz sicher, das war leicht erkenntlich. Weshalb hätte ihn sonst jede Anspielung wie eine persönliche Beleidigung berührt? Wenn Sie mir folgen wollen, Irmengard, so reisen Sie, ich begleite Sie gern.“

„Fliehen? Jetzt?“ rief sie hochfahrend. „Ihm sollte

gelingen, was selbst Hans Meischick's Andenken nie gelungen war: mich zu beugen? Eher rufe ich die ganze Welt zu Zeugen meines guten Rechtes auf!"

„Hören Sie 'mal, liebes Kind," fiel ihr Dreysing mißmuthig in's Wort, „haben Sie jemals etwas von griechischen oder römischen Priesterinnen gelesen? Entweder — oder! Künstlerin, oder Weib! Heute dies, morgen jenes oder beides zusammen, ist für eine Frauenseele zu viel. Ja, ja, es gibt Beispiele, aber diese Minderheit beweist die Richtigkeit der Regel. Sie gehen bei diesen Herzensexperimenten in Ihrer Kunst rückwärts."

„Das ist wahr! O, dieses Bewußtsein, dieser Zwiespalt! Sie ahnen nicht, Dreysing, wie ich schon darunter litt! Warum konnte mir der Beifall Tausender die Zufriedenheit eines einzigen Undankbaren nicht völlig ersetzen?"

„Entweder — oder!" wiederholte der Justizrath. „Fort mit allen Sentimentalitäten, Hirngespinnsten von Ritterlichkeit und Donquixoterie! Liebe oder Ruhm! Liebe oder Kunst! Wählen Sie! Aber dann bleiben Sie Ihrer Wahl treu — mindestens," er lächelte, „zehn Jahre."

„Immer von nun an! Sicher trägt mich die Hochfluth meiner Triumphe. Auf der Basis öffentlicher Gunst erbaue ich von nun an den Tempel meiner Glückseligkeit."

„Ich meinte eigentlich nicht die schwankende Hydra der öffentlichen Meinung, als vielmehr Ihr eigenes Denken und Fühlen. Aber trinken wir auf Ihre völlige Genesung, sie scheint in erfreulicher Weise fortzuschreiten!" scherzte Dreysing, auf den bunten Wirrwarr deutend. „Wie ist Ihr Programm für heute zusammengesetzt?"

„Zuerst diniren wir zusammen.“

„Bravo!“

„Dann mache ich eine Spazierfahrt.“

„Bravissimo!“

„Abends singe ich die Lucia und fahre von der Oper direkt zum Souper in den ‚Russischen Hof‘. Sind Sie mit mir zufrieden?“

Er blickte sie flüchtig, aber scharf an — die nervöse Unruhe ihres Mienenspiels konnte ihm nicht entgehen.

„Wo nur Susanne bleibt?“ sagte sie ablenkend, dann ging sie etliche Male unschlüssig von einem Sessel zum anderen und legte die herabgesunkenen Roben zurecht.

Dreysing's Augen folgten ihr voll regsten Mitgefühls. Der eingefleischte Logiker in ihm und der theilnehmende Freund stritten sich um die Herrschaft seiner Empfindungen. Was der Letztere verwarf, stellte der Erstere als das unanfechtbare Ergebniß gesunden Menschenverstandes hin. „Ein unrichtig gegebenes Exempel kann niemals eine richtige Lösung liefern,“ murmelte er bei sich.

Plötzlich blieb Irmengard vor ihm stehen. „Ist es wahr?“ flüsterte sie gepreßt und ihre Wimpern senkten sich tief. „Ist es wahr, daß ich beinahe Meischick's Mörderin geworden wäre?“

„Auch das noch,“ dachte er verdrießlich. Laut sagte er fast barsch: „Wie so Mörderin? Wer hat Ihnen den Unsinn in den Kopf gesetzt? Nicht Sie tragen die Schuld an der allerdings gefährlichen Verwundung Meischick's, sondern Freiberg's famoser Fechtmeister!“

„Eine Kugel war es ja —“

„Nun also der Schießlehrer! Ganz überflüssige Bursche, wahre Taugenichtse, die nur Unheil anrichten, wie Sie sehen! Da kommt Ihre Donna Susanna! Haben Sie sonst noch etwas zu fragen?"

Die Zofe trat hastig ein, ihre Wangen glühten trotz der schneidenden Winterkälte draußen. Sie winkte dem Justizrath. Aber Irmengard trat noch schneller dazwischen.

„Hast Du die Kleinodien abgegeben?"

„Ja."

„Dem Grafen persönlich?"

„Ja — nein."

„Was soll das heißen?" brauste die ohnehin hoch erregte junge Frau auf.

„Was wird's heißen?" beruhigte Dreysing. „Er war nicht zu Hause, wie?"

„Nein — ja."

„Susanne," rief Irmengard, sie am Arm fassend, „besinne Dich! Du sprichst Unsinn!"

„Der Graf —" Das Mädchen brachte es nur stockend hervor, den Blick ängstlich auf Dreysing's finsteres Antlitz geheftet. „Der Graf ist todt! Er hat sich erschossen, kurz bevor ich kam!"

21.

Die Kunde von Freiberg's Tod war wie ein Lauffeuer durch alle Schichten der Gesellschaft gedrungen. In den Salons, auf den Promenaden, an der Börse, in den Kaffees und Restaurationen, kurz überall sprach man von dieser Sensationsnachricht. Der Eine wußte dies, der

Andere jenes, ein Dritter knüpfte daran die abenteuerlichsten Kombinationen.

Sämmtliche Theilnehmer am gestrigen Diner verständigten sich dahin, daß der Graf schon bei dieser Gelegenheit eine auffallende Melancholie zur Schau getragen, welche mit seinem sonstigen Benehmen in grellem Kontrast gestanden habe. Man glaubte den Grund hiefür aus seinem Verhältniß zu Garda Menari schöpfen zu müssen. Darin waren besonders alle Damen einig, daß diese launenhafte Sirene ihm reichlich Veranlassung zur Eifersucht gegeben; jenes so pikante, vielfach variirte Rencontre in Garda Menari's Salon, welches Herr v. Exleben so reizend auszumalen verstand, leistete hierfür Bürgschaft. Zu allen diesen Gerüchten gesellte sich die Aussage der Frau v. Passevini, welche den Grafen kurz vor seinem Tode eine Spazierfahrt mit Garda Menari hatte unternehmen sehen.

Herr v. Passevini, der Ueberbringer dieser Hiobspost, sowohl als seine Gemahlin erstaunten über alle Maßen, als die Marchesa mit einem lauten Schrei zu Boden sank und in Krämpfe verfiel. Natürlich ward in Eile der Hausarzt herbeigeholt, welcher das Nervensystem der Marchesa für viel zu zart erklärte, um ein so brutales Faktum unvorbereitet vernehmen zu können. Nach verordneter körperlicher und geistiger Ruhe empfahl er sich schleunigst, um auch diesen interessanten Umstand allen seinen Bekannten mitzutheilen.

So kam es, daß bis zum Abend sich eine förmliche Verschwörung gegen die vermeintliche Urheberin des beklagenswerthen Selbstmordes gebildet hatte, insonderheit

waren es die Gemüther der studirenden Jugend, welche sich darüber erhitzten. Wie konnte Garda Menari es wagen, an diesem Abend aufzutreten, das Geschehene auf diese leichtfertige Weise zu ignoriren, das Urtheil des Publikums gewissermaßen trotzig herauszufordern? Trotzig? Vielleicht regte sich wirklich etwas wie Trotz in Garda Menari's Seele, nachdem Freiberg sie verlassen, und gab ihr die Kraft, sich von diesem unverschuldeten Schlag wieder aufzurichten. Trotz und Stolz grenzen in jedem Menschen oft so nahe an einander, daß es schwer ist zu unterscheiden, wo der eine aufhört und der andere beginnt. Weil Freiberg's Tod nicht durch sie, sondern durch seine wiedererwachte Liebe zu Gastannina herbeigeführt war, glaubte Irmengard seinem Schicksal auch keinerlei Sympathie mehr zu schulden, um so weniger, als er mit dieser That manifestirt hatte, wie gänzlich erstorben sein Interesse für sie gewesen. „Also fort mit allen Sentimentalitäten!" hatte Dreysing gesagt. — er sollte Recht behalten.

Es blieb der Künstlerin nicht mehr viel Zeit übrig, sich auf die Triumphe vorzubereiten, welche sie ja für das heute ausgestandene schwere Leid entschädigen mußten. Ungeduldig den Augenblick herbeisehnend, wo ihr Talent im hellsten Glanze leuchten werde, legte sie einen stillen Eid darauf ab, von nun an alles Heil aus den Händen der öffentlichen Gunst empfangen zu wollen.

Hätte Irmengard Menschenkenntniß besessen, so würde sie bei ihrem Erscheinen im Theater mancherlei auffallende Anzeichen bemerkt haben, welche der aufmerksamen Susanne keineswegs entgingen. Die Choristinnen und Figu-

rantinnen hinter der Scene, denen die Person der Primadonna sonst tiefsten Respekt eingeflößt hatte, drehten heute die Köpfe bei Seite, zischelten halblaut und lächelten einander bedeutsam zu, als Garda Menari mit herablassendem Gruß an ihnen vorüber in ihre Garderobe schritt. Die Sängerin, welcher die kleine Rolle der Alisa übergeben war, zögerte sogar ersichtlich, sich neben ihrer berühmten Collegin einzufinden, und alte Veteranen der Bühne, Theatermeister und Inspizienten, schüttelten bedenklich die Köpfe, als sie sahen, daß der Regisseur in kurzen Pausen sich über die Stimmung im Hause Bericht erstatten ließ. Das Haus war ausverkauft und bis jetzt vollkommen ruhig.

Dennoch flehte Susanne, von ihrem Instinkt getrieben, ihre Herrin an, von dem heutigen Auftreten abzustehen. „Es liegt etwas in der Luft, Fräulein, Sie können sich darauf verlassen, die albernen Gänse draußen haben es mir verrathen. Vielleicht spuken im Publikum falsche Gerüchte über des Grafen Tod. Werden Sie jetzt noch krank! Ein Ersatz ist schnell bei der Hand, Fräulein Geiser hat die Lucia hundertmal gesungen, sie ist im Theater anwesend. Werden Sie krank!"

Irmengard wandte sich ernst ab. „Und mein reines Gewissen? Mein unschuldiges Gemüth?"

„Später —"

„Später?" wiederholte sie stolz. „Es ist wahr, ich verwünsche meine Sehnsucht nach dieser Stadt, wo unfreundliche Geister mich zu umschweben scheinen, und könnte ich mit Ehren los, noch heute zöge ich davon auf Nimmer=

wiedersehen. Aber ich darf es nicht, es sähe aus wie Flucht und Schuldbewußtsein. Nein, so schnell soll mich Niemand unterliegen sehen, der meine Größe bewunderte. Und dann," sie rückte die Perlenschnüre auf ihrer Brust hin und her, „vor was zitterst Du denn? Glaubst Du, ein Einziger von all' den Hunderten dort würde es wagen, den Genius zu schmähen, dem sie so oft anbetend genaht? Thorheit! Fester als Freiberg's Treue steht mir die Verehrung meiner Getreuen, die Gunst des Publikums. Laß' ab zu bitten, Susanne — ich muß mich jetzt sammeln!"

Als der erste Chor beendet war, erhob sich die Künstlerin und trat den Weg zur Bühne an. Der Regisseur eilte ihr entgegen.

„Ein Wort im Vertrauen, Fräulein Menari —"

„Ich höre — aber nichts von Befürchtungen, wenn ich bitten darf!"

„Dann habe ich nichts weiter hinzuzufügen!" erwiederte er kurz, sich verbeugend.

Sie sah ihm finster lächelnd nach.

Das Vorspiel ging zu Ende. Unter den letzten Flötentönen, welche das Murmeln der Quelle versinnbildlichen, betrat Irmengard den Hintergrund der Scene.

Alles blieb still. Keine Hand regte sich zum Willkommensgruß.

Halb spöttisch, halb schmerzlich umzuckte es Irmengard's Mund, als sie die mühsam verhehlte Schadenfreude ihrer Collegin bemerkte, welche sich mit Ostentation aus der bedrohten Nähe zurückzog. Ruhig und ungestört setzte sie zum Gesange an — das Haus bewahrte seine unheim-

liche Ruhe. Als aber Alisa in ihren Entgegnungsruf ausbrach: „Verwegene! Wie kannst Du's wagen, hier sein zu harren!“ überbrauste ein so ungezügelter Lärm alle weiteren Worte, Bravorufe, Zischen, Pfeifen und Scharren mit den Füßen, daß die Musik jäh abbrach und rathlos zu der hinaufschaute, welcher dieser stürmische Urtheilsspruch galt.

Irmengard hatte eine Empfindung. als schnitte Jemand ihre Herzadern von einander, und alles Blut jagte regellos, wild gepeitscht durch ihre Glieder. Eine entsetzliche Schwere hing wie Blei in ihren Füßen und Armen und machte sie unfähig, auch nur die kleinste Bewegung zu versuchen. So gelähmt am Körper, geistig gebrochen vor Scham und Entrüstung, mußte sie willenlos über sich ergehen lassen, was Freiberg's Verrath erzeugt. „O, Fluch meinem guten Glauben! Fluch Euch, Ihr falschen Richter! Fluch meinem treulosen Genius!“ schrie es in ihr auf.

Der Regisseur gab das Zeichen zum Herablassen des Vorhanges. Da zitterte eine Thräne, ein einziger glühender Tropfen in ihren blauen Augen, und damit war der Bann gebrochen. Unerschrocken trat sie bis dicht an die Rampe vor und ihren schönen, vollen Arm gebieterisch gegen die protestirende Menge ausstreckend, sagte sie laut und vernehmlich: „Wenn Sie glauben, mich mit einem ungerechten Urtheilsspruch erschrecken zu können oder gar zu vernichten, so irren Sie! Auch Sie werden zu der Erkenntniß gelangen, daß das Gerücht viele Zungen besitzt, aber wenig Augen und Ohren. Mein Gewissen spricht mich in dieser Stunde frei! Nun mag der Vorhang fallen!“

Ohne das erhobene Haupt zu senken vor den lauernden Blicken mißgünstiger Colleginnen schritt Irmengard in ihr Ankleidezimmer zurück, wo Susanne sie laut weinend empfing.

„Laß das!" sagte sie herrisch. Darauf ließ sie sich krank melden und überließ es der Regie, sich in diesem schwierigen Fall zu helfen, so gut es eben anging. Bebend vor Ungeduld gestattete sie, daß Susanne den erhitzten Körper sorgfältig vor der rauhen Nachtluft verhüllte. Dabei murmelte sie fortwährend: „Die Elenden! Die Thoren!" Der Boden brannte ihr jetzt auch hier unter den Füßen, wie kurz zuvor in ihrem eigenen Heim. Ausgepfiffen wie eine Stümperin, sie, die gefeierte Diva! Darüber hinweg kam Irmengard nicht während der Nachhausefahrt. Stumm, aber mit sprechendem Ausdruck stand sie dann lange vor dem Pfeilerspiegel und ergötzte sich mit grausamer Selbstqual an dem Bild einer ausgepfiffenen Primadonna, bis ihr die Augen zu schmerzen begannen und sie sich abwenden mußte, um nicht aufzuschreien vor bitterer Enttäuschung.

„Was ist noch echt in diesem trügerischen Leben?" Sie rief die Frage laut, das flammende, schöne Antlitz anklagend gen Himmel gerichtet. „Leidenschaft, Ruhm, Glanz sind Schattenbilder, und auf jedes hätte ich meine Seele verpfändet! Wie hieß der Rachegott, der damals aus Dir sprach, Hans Meischick? Sage mir also, was ist echt? Etwa Deine Liebe allein?" Sie zitterte heftiger, als sie diese ewig blutende Wunde wieder aufriß. „Deine Liebe? Diese kalte, verhöhnende, grausame Liebe? O, wäre ich daran gestorben — mir wäre wohl!"

Susanne weckte sie aus ihrem schwermuthsvollen Brüten. „Soll ich die Toilette für das Fest im ‚Russischen Hof‘ bereit legen, Fräulein?“

Sie fuhr auf. „Jetzt? Nein, in dieser Stimmung —“ Dann flüsterte sie plötzlich, des Mädchens Arm umspannend: „Susanne, wenn es noch eine Möglichkeit gäbe, mich an Freiberg zu rächen, diesem Urheber aller meiner Leiden, diesem blendenden Verräther — ach, Du weißt nicht, was er mir angethan! Gäbe es diese Möglichkeit, ich wollte die Hälfte meines Lebens opfern. Daß ich heute seinethalben ausgepfiffen bin, ist nicht die größte Schmach, welche er mir zugefügt. Nein, glaube nicht, daß ich sentimental werde, Kind,“ fuhr sie milder fort, als Susanne theilnehmend ihre Hand küßte, „Frauen wie ich haben nicht das Recht zu klagen, und ich will an mir beweisen, daß die Natur uns nicht nur zum Lieben und Dulden schuf, sondern daß wir glücklich sein können ohne Herz! Einst allerdings lag ich wunschlos in den Armen eines Mannes, der —“ Sie richtete sich mit Selbstüberwindung empor. „Komm, kleide mich an! Das Schönste lege mir zurecht! Und wenn Du mich schwankend siehst, sage mir, daß ich eine Thörin sei!“

22.

Tiefe Dämmerung herrschte in Gaëtannina’s Gemach. Die violetten Vorhänge an den Fenstern und Thüren hingen schwer zu Boden und erstickten jeden Laut der Außenwelt. In den seidenen Tapeten rauschte zuweilen ein heimliches Knistern auf und erstarb, bevor es ganz vernehmbar geworden; dann regte sich nichts mehr. Auf

dem Rost des Kamins verglomm die letzte Kohlengluth. Von der Decke herab flimmerte aus buntgemalter Ampel ein mattes Licht, das einen magischen Schimmer über die violette Seide der Wände, der Vorhänge, der schwellenden Polsterkissen verbreitete, während sich droben am Plafond ein glänzendes Achteck wie ein Sternbild abhob.

Unter diesem Sternbild, die schwarzen Augen starr zu ihm erhoben, lag Gaëtannina. Das bleiche Antlitz, von der gelösten Haarfülle dicht umflossen, ruhte auf dem stützenden Arm wie eine Lotosblume, die zum Monde emporschaut. Das unregelmäßig pochende Herz schlug unter einem losen weißen Gewande, das über der Brust mit funkelnden Thautropfen besäet schien, es waren die Thränen, welche Gaëtannina dem Heißgeliebten nachsandte in das unbekannte Reich der Todten. O, wie wohl that ihrem glühenden Kopf diese regungslose Stille! Wenn sie nur die Augen hätte schließen können, würde sie geglaubt haben, inmitten ihrer dunklen Klosterzelle auf das Läuten zur Hora zu warten. Damals hatte sie sich bis zur Verzweiflung hinausgesehnt, heute sehnte sie sich mit der Verzweiflung des Schuldbewußtseins wieder hinein, sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie ihr Haupt reuevoll auf die Steinstufen des verlassenen Altars niederlegen konnte, ihm Herz und Willen zu opfern, ihm, der nie betrog. Aber wie Gaëtannina auch mit sich rang, eine Vorahnung dieses wunschlosen Friedens zu empfinden, er wollte nicht über die müden Lider kommen; noch zitterte jede Fiber in ihr im Schmerz um das ewig verlorene Paradies. Ein gütiges, verzeihendes Wort hätte Freiberg retten können —

o, warum hatte sie ihm statt dessen Verachtung geheuchelt! Wie lebhaft malte sich die Scham, die Reue, das heiße Sehnen nach Versöhnung in seinen Zügen; und was dahinter verborgen lag, was durch jedes Wort tönte, jeden Blick durchschimmerte, war es nicht die alte Liebe gewesen, die sich verirrt hatte und zu stolz war, den Weg zurückzufinden?

Ein angstvoller Schauer durchrieselte ihren zarten Leib. O, daß er sie nicht mit sich genommen, daß er nicht gesagt hatte: Sei mein im Tode, wenn Du es im Leben nicht sein willst oder kannst! Ja, sie wäre ihm gefolgt, an Muth gebrach es ihr wahrlich nicht. Nun war das kurze Aufflammen des Gestirns wieder erloschen, und Nacht blieb es fortan auf Gaëtannina's Lebenswege.

Die Thüre hinter dem Vorhang ward geöffnet. Es trat Jemand ein. An der Schwelle verharrte er regungslos. Seine dunkle Gestalt mit dem farblosen Antlitz hob sich schemenhaft von dem mattbeschienenen Hintergrunde ab.

Gaëtannina wandte das Haupt. „Sein Geist!" schrie sie auf und schlug mit zitternder Hand das Kreuz gegen die Erscheinung. „Schütze mich, Himmel! Er kommt, sich zu rächen!"

„Gaëtannina —!"

Sie lag wie gebannt, nicht einmal das Auge vermochte sie abzuwenden. „Maria — Heilige — hilf!" murmelte sie abgerissen, von Entsetzen überwältigt.

„Gaëtannina, ich komme —"

„Nein, bleibe, Du siehst ja, daß ich bereue! Ich will für Dich beten, will —"

„Was bereust Du?" fragte er nähereilend. „Mich gekränkt zu haben, wie ich es verdiene, nein, wie ich es nicht verdiene? Denn nur meine Sinne haben gegen Dich gefehlt, mein Herz nicht; es sprach für Dich allein. Was mich auf's Neue in Deine Nähe trieb, war Reue, was mich bis zum Tode führt, Verzweiflung. Aber ehe ich jetzt für immer von Dir scheide, vergib mir, Gaëtannina!"

„Du sollst nicht sterben!" rief sie, mit einem Versuch, sich aufzurichten. „Ich ertrage es nicht! Siehst Du nicht, wie elend das falsche Gerücht schon mich gemacht?"

Er stürzte an ihr Lager und sank zu ihren Füßen nieder. Der Druck, welcher seit länger als vierundzwanzig Stunden gleich einer bleiernen Last auf ihm geruht und seine Lebenskraft bis zur Empfindungslosigkeit herabgestimmt hatte, hielt dem Anschauen der leidenden Geliebten nicht Stand. Das leise Beben dieser schlanken Glieder, die stillen Seufzer, welche über Gaëtannina's Lippen glitten, der sich immer mehr verschleiernde Blick ihrer Augen entfesselten seine schwer bedrängte Seele. Reine, unbefleckte Sehnsucht löste den Vernichtungstrieb, wandelte die starre Verzweiflung — Freiberg drückte sein Antlitz in Gaëtannina's Gewand und weinte laut.

Sie fühlte mit unbeschreiblicher Wonne die heißen Tropfen über ihre Hände rinnen, als sie dieselben um sein Haupt faltete. Es war ihr wie im Traum. „So nicht, so nicht, Botho!" flüsterte sie. „Wenn Männer weinen, haben wir kein Recht mehr zu zürnen. Du lebst, das ist genug! Es ist Alles verziehen, vergessen! Wenn Du glücklich werden kannst ohne mich —"

Er nahm ihre Rechte und legte sie über seine Augen. „Du segnest und verdammst zugleich! Ich habe kein Recht, Dir Glauben abzufordern, aber wenn noch eine Erinnerung jener süßen, heiligen Zeit unserer jungen Liebe in Dir wach geblieben ist, Gaëtannina, so gedenke dessen, während ich jetzt Dir beichten will!"

„Steh' auf!" unterbrach sie ihn mit weicher Stimme, deren Klang der Graf so oft mit Entzücken vernommen. „Steh' auf! Laß mich Dir in's Auge sehen — es spricht lauterer als alle Schwüre der Welt."

„O, Gaëtannina," sagte er, ohne sich zu erheben, „erspare es mir, vor Dir zu erröthen, denn auch nicht der Schatten eines Vorwurfs darf auf das Weib fallen, welchem gegenüber ich mich zu einer verderblichen Vorsehung aufwarf! Was ich im Jugendübermuth begann, hielt mich später mit ehernen Klammern gefesselt; wir wären Beide daran zu Grunde gegangen, Irmengard und ich, denn alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Mit schlichten Worten, den schärfsten Ausdruck für sich selber findend, dagegen Hans Meischick's einstige Gattin nur durch die Ereignisse charakterisirend, entrollte er der staunenden Marchesa das Bild von Garda Menari's Vergangenheit. Ohne irgend welche Beschönigung ließ er Gaëtannina tief hineinschauen in die vernunftlose Erregung jenes ersten Wiedersehens mit Irmengard, in die schnell eintretende Ernüchterung, und ging alsdann hastig zu dem Augenblicke über, wo er heute Mittag, Todessehnsucht im Herzen, in seine Wohnung zurückgeeilt war.

„Die Außenwelt existirte nicht mehr für mich, deshalb

entging mir die eigenartige Unruhe, mit welcher mein Diener mich aufzuhalten suchte. Ich eilte an ihm vorüber in mein Schlafkabinet, wo sich im Wandschrank der Waffenkasten befand. Ich bin ein guter Schütze und wußte, daß ich um den höchsten Preis schoß. Das Pistol war geladen. Ich nahm es in die Hand — da fiel mir ein, daß ich den Abschiedsbrief an meinen Vater zu adressiren vergaß. Nein, profane Augen sollten das Geheimniß meines Todes nicht lesen, sollten nicht wissen, daß Gaëtannina di Cassero mich einst von allen Sterblichen beglückt. Die Waffe in der erhobenen Rechten tragend, riß ich ungeduldig den Vorhang auseinander und stürzte bis in die Mitte des Gemaches gegen meinen Schreibtisch vor. Eine Vision hielt mich auf —! Aber was ich Dir hier mit schleppenden Worten erzähle," unterbrach er sich in steigender Leidenschaftlichkeit, „geschah Alles plötzlich, grell, betäubend, wie Donnerschläge auf einander folgen. Eine Vision, sagte ich? Nein, der ehrwürdige Mann dort mit meinem letzten Gruß in der zitternden Hand, das theure Antlitz durch körperliche Schmerzen und Seelenangst entstellt, der Mann, zu welchem ich schon als Knabe wie zu einem Märtyrer aufzuschauen pflegte, mein Vater war es, Gaëtannina, der sich aufgemacht, den bethörten Sohn einer sinnlosen Leidenschaft zu entreißen. Einen Moment wurzelten unsere Blicke ineinander. Er öffnete die Arme weit, weit — es strömte mir heiß zum Herzen, ich vergaß, daß ich die Pistole in der Hand hielt, stürzte vorwärts — ein Blitz, ein Knall — dann verlor ich das Bewußtsein."

Die Marchesa hatte sich aufgerichtet und strich mit

bebenden Fingern über seine heiße Stirn. „Armer Vater! Armer Sohn!"

„Mir war nichts geschehen, die auf's Aeußerste angespannten Nerven nur versagten den Dienst. Der Anblick mag täuschend gewesen sein. Ich regungslos am Boden, daneben das abgefeuerte Pistol, und mein Vater in ausbrechender Verzweiflung, selbst hilflos an seinen Sessel gefesselt, nach fremder Hilfe rufend. Dank der Indiskretion meines Dieners durchflog binnen weniger Minuten, wie mir später berichtet ward, die Kunde meines Todes die ganze Residenz. Als ich aus dumpfer Betäubung erwachte, saß mein Vater neben mir. Er drückte mir schweigend und tiefbewegt die Hand. ‚Das war Gottes Stimme,' sagte er endlich, ‚die mich hieher trieb zu guter Stunde. Wie die Sachen stehen, bist Du mir mit Ehren zurückgegeben. Heute Abend verläßest Du den Boden, auf welchem Dir vorläufig kein Glück erwachsen kann. Das Erbe Deiner Ahnen hat lange genug des zukünftigen Herrn entbehrt und mir wird Deine Gegenwart die letzten Tage hienieden erheitern und verschönern. Der schon verloren geglaubte Sohn kehrt mit mir in seine Heimath zurück.'"

Der Graf, dessen Stimme gegen das Ende dieser Worte hin mehr und mehr erlosch, preßte Gaëtannina's Hände an seine Lippen. „Gaëtannina, nur einen Abschied von Dir habe ich seinem ritterlichen Herzen abgerungen. Hier bin ich — kannst Du verzeihen? Kannst Du's, Gaëtannina, mein Ein, mein Alles, meine Richterin, meine Heilige? Willst Du mich nicht hassen, wenn ich nun von Dir gehe auf immer?" Er sah flehend in ihr wundersam

bewegtes Antlitz, dessen Marmorblässe sich mit einem rosigen Anhauch reizend färbte.

„Für immer lasse ich Dich nicht," flüsterte sie leise, und die feinen Lippen öffneten sich dem zärtlichsten Lächeln, „nur für kurze Zeit. Dann kehrst Du mir zurück — diesmal für immer!"

„Gaëtannina," rief er ungläubig, „vergessen wolltest Du, was ich uns Beiden zugefügt? Du könntest jene Stunden im Rosenhain zurücksehnen, wo wir dem Schlage unserer Herzen in stiller Wonne lauschten? Den Kuß der Liebe wolltest Du noch einmal von mir empfangen, Gaëtannina, empfangen und zurückgeben? Sprich, o sprich! Möchtest Du Dich noch einmal an diese Brust lehnen voller Glauben und Zuversicht, voller Hoffnung und voller Selbstvergessenheit? Kannst Du geloben, Gaëtannina, daß kein Schatten meines unglücklichen Irrthums je Dein Vertrauen erschüttern wird?"

„Keiner!" sagte sie und beugte sich tiefer zu ihm nieder, daß die dunklen Wellen ihres gelösten Haares auch sein Haupt schmeichelnd umspielten. „Und käme mir je eine Erinnerung daran zurück, was brächte sie Anderes als die Gewißheit, daß Du Deiner ersten Liebe treu bliebst bis zum Tode!"

Der Graf sprang auf. Mit Entzücken umschlang er die zarten Glieder der Marchesa; fast trug er sie vom Divan hinweg, als sie den Versuch machte, sich völlig zu erheben. „Du sagst es," flüsterte er tiefbewegt, „von Deiner Seite kann mich nur Dein Wille oder der Tod reißen! Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Mir ist zu Muth,

als sei ich in den letzten vierundzwanzig Stunden um Jahre gereift. Phantome, welche mich nicht beglückten, zerflattern hier zu Deinen Füßen. Es gibt Empfindungen, welche wir nicht zu verwirklichen trachten dürfen, gleichwie die ideale Färbung des Abendhimmels in Dunst und Nebel sich auflöst, ohne greifbar geworden zu sein. Aus diesen Regungen, welche uns so oft über unsere physischen und moralischen Kräfte täuschen, weil sie uns für Momente über unser eigenes Ich erheben, lassen sich keine Folgerungen ziehen für das Leben, oder wo es geschieht, wirken sie verderblich."

„Höre auf, Dich mit Selbstvorwürfen zu peinigen," bat sie, seinen Hals umschlingend. „Nicht Alles, was uns über uns selbst erhebt, ist verderblich, ist Phantom. Jene Abendstunden, da wir uns für alle Zeiten fanden, hinterließen eine Fülle echten Glückes, faßbarer Wonnen, wie ich Dich jetzt umfaßt halte."

„Und wenn ich Dich wiedersehe, Gaëtannina, wirst Du nicht anders sprechen? Glänzende Lockungen harren Deiner, ich fühle es. Diesmal kann ich die Unruhe in mir nicht im Wandertriebe ersticken; strenge Pflichterfüllung, Mühewaltung und Verantwortlichkeit füllen die nächsten Jahre meines Daseins aus. Bis jetzt lernte ich nur die Annehmlichkeiten meiner Geburt kennen, jetzt will ich diese selbst zu verdienen suchen. Wirst Du bereit sein, Gaëtannina, mich darin zu unterstützen, wenn der Tag gekommen ist, wo ich noch einmal um Dich werben darf?"

Sie nickte leise. Ihr Antlitz lag wieder lauschend auf seiner Schulter, wie an dem mondbestrahlten Ufer des

Arno, und die leuchtenden Augen, welche vor Kurzem noch entsagungsschwer gen Himmel geschaut, strahlten jetzt in unumwölktem Glanze zu ihm empor.

Noch flüsterten Beide, aber bald erstarb auch dieser letzte Laut. Wortlos hielten sie einander umfangen, Brust an Brust, Lippe an Lippe.

Die rothe Gluth im Kamin war längst verglommen, nur die Ampel ergoß noch ihr träumerisches Flimmern über ein weltentrücktes, glückliches Paar — — — — —

Niemals hatte Frau v. Passevini eine so schreckhafte Ueberraschung empfunden, als bei dem Krankenbesuch, welchen sie ihrer Nichte im Verlauf des Abends theilnehmend abstattete. Die Scheu vor der Marchesa hinderte sie auch jetzt noch, in ihren gewohnten fließenden Konversationston zu fallen, und mühsam hatte sie sich einige steife, nichtssagende Trostgründe auf die leichtbewegliche Zunge gezwungen, aber die Metamorphose im Aeußeren der Patientin verdarb ihr den erhofften Effekt leider ganz und gar.

Gaëtannina lächelnd, rosig, vor dem Spiegel ihre wundervollen Flechten ordnend, alle Fenstervorhänge zurückgeschlagen, die Kerzen hell flackernd — es war zu viel für die Legationsräthin.

„Gaëtannina, meine Theure, ich kam, Sie für die Nacht zu — Sie fiebern doch nicht, meine Liebe? Was haben Sie denn vor? Ich sehe Blumen! Ihre Wangen glühen!"

Die schüchterne, stockende Sprechweise verrieth Gaëtannina deutlich, daß Frau v. Passevini starke Zweifel in

ihre Zurechnungsfähigkeit setzte. Sie eilte deshalb der verwirrten Dame entgegen und reichte ihr dankend beide Hände.

„Mir geht es so gut, wie ich es seit drei Jahren nicht mehr empfunden habe. Der heutige Schreck hat meine Lebenskräfte für alle Zeiten und Vorkommnisse gestählt. Meine Familie wird aufhören, mich zu fliehen, und wie ich selber Theilnahme hegen will, wird man sie auch mir nicht versagen können. Ich segne den Tag, meine theure Tante, da ich Ihr Haus betrat."

Frau v. Passevini, obwohl keines dieser ausdrucksvollen Worte verstehend, nickte dennoch höchst befriedigt. „Das zu hören, freut mich von Herzen, Herr v. Passevini ist ein Mann, der stets Recht zu behalten pflegt, er sagte —" Sie fürchtete zu viel zu verrathen, deshalb griff sie ablenkend nach ihrem allezeit bereiten Hilfsmittel, dem Fächer. „Meine Theure, Sie probiren eine neue Robe an, wie ich sehe — rosa ist Ihre Farbe. Ah, das erinnert mich an den langweiligen Rout bei der Gräfin Eberstein! Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt bereits die beste Nachtruhe wünsche und dann an meine eigene Toilette denke — Laura wird schon ungeduldig warten. Meine liebe Gaëtannina, der Himmel gebe Ihnen Schlaf!" Sie wollte die Marchesa auf die Wange küssen, aber diese schüttelte lächelnd das Haupt.

„Nicht doch, meine theure Tante, es ist mein Wunsch, Sie zu diesem Rout zu begleiten. In einer Stunde werde ich mich Ihnen unten anschließen."

Die runden Augen der Legationsräthin öffneten sich

weit vor Staunen. Dann faßte sie sich, schlug Gaëtannina mit der Fächerspitze schelmisch auf die Achsel: „Wenn ich nicht etwas errathe!“ und verließ schleunigst das Zimmer, um ihren Gemahl darauf aufmerksam zu machen, daß die Marchesa gegen die Huldigungen des Prinzen nicht unempfindlich zu sein scheine.

* * *

Zu derselben Stunde, da Freiberg mit seinem Vater die Residenz verließ und Gaëtannina den Handkuß des Prinzen in den überfüllten Räumen der Palastdame Gräfin Eberstein empfing, betrat Garda Menari das Festlokal des ‚Russischen Hofes‘, in welchem ein glänzendes Bankett veranstaltet war.

An der Spitze der Vorstandsmitglieder des Clubs begrüßte Herr v. Exleben den schönen, vielumworbenen Gast, dessen heutiges Mißgeschick das Interesse des Präsidenten an diesem liebreizenden Weibe nur erhöhte. Aber auch nicht die leiseste Unsicherheit in Irmengard's Haltung bewies, was sie durchzukämpfen gehabt, bevor diese Maske vollkommenster Gelassenheit ihr zu eigen geworden. Eine feine künstliche Röthe auf den Wangen täuschte selbst über die kalten Schauer, welche noch unaufhörlich durch ihre Adern rannen. Strahlend in Jugendschönheit schlug sie die leichte Verlegenheit der Gastgeber mit einem Scherzwort siegreich zu Boden und berief sich lächelnd auf die uralten verbrieften Erfahrungen des Undankes und der vernunftlosen Kritik.

Herr v. Exleben beeilte sich, dieser philosophischen Auffassung der Dinge seine tiefste Bewunderung zu zollen, indem er zugleich ein Gesetz aufstellte, nach welchem keine Künstlerin von Gottes Gnaden überhaupt das Recht habe, einen Einzelnen aus der Gesammtmenge ihrer Anbeter zu begünstigen. Frei wie das Himmelslicht und ungetheilt sollten Talent und Gunst die Herzen Aller erquicken.

„Das ist mein Entschluß!" sagte Irmengard. „Nur nicht diesen Undankbaren gegenüber!"

„Was nennen Sie undankbar?" fragte Herr v. Exleben, sein bleiches, geistvolles Gesicht schmeichelnd zu ihr herabbeugend. „Die Aermsten glaubten einen Makel an ihrer Göttin entdeckt zu haben und vergaßen darüber, daß die Liebe der Göttinnen den Sterblichen von jeher Leben und Verstand geraubt, weil sie ein Uebermaß des Glückes spenden, dem wir erliegen müssen."

Sie zwang sich ein schelmisches Lächeln ab. „Daß die Theorie doch niemals die Praxis deckt! Herr v. Exleben plaidirt dafür, daß die Gaben des Genies Allen ohne Bevorzugung gehören sollen, und bemüht sich nebenbei, meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf seine Person zu richten." Einen Moment schaute sie unschlüssig vor sich nieder, dann glitten ihre Augen blitzend und gebieterisch im Kreise der Herren umher. „Sie haben ein Recht, die Wahrheit zu erfahren, weshalb Botho Freiberg den Tod suchte. Treten Sie näher! Der Graf," sie preßte ihre Hand in neu erwachendem Zorn auf den Arm des Präsidenten, „ist —"

„Guten Abend! Ich bitte um Verzeihung, wenn ich

mich verspätete!“ Lieutenant v. Weirach's elegante Figur erschien auf der Schwelle.

Allgemeines Stirnrunzeln über diese unliebsame Störung empfing ihn. Er bemerkte es nicht. Vor Irmengard blieb er aufathmend stehen.

„Wissen Sie es schon? Es ist unerhört! Man hat Sie sinnlos und ungerecht gekränkt!“

„Lieber Weirach,“ bemerkte Herr v. Exleben sehr verbindlich, „Sie zerstören einen magischen Kreis.“

„Es mag sein, Herr Präsident, aber diese unglaubliche Mystifikation —“ sein hübsches Antlitz war lebhaft geröthet und heftig drehte er an seinem Bärtchen. „Der heutige Theaterskandal —“

„Sie sind Homöopath geworden, lieber Weirach,“ schaltete Herr v. Exleben etwas schärfer ein, „und wollen Gift mit Gegengift vertreiben, Fräulein Menari's Kummer zum Beispiel mit der subtilsten Aufzählung aller Einzelmomente dieser Verdrießlichkeit! Freiberg's Tod —“

„Wer in aller Welt hat nur dieses alberne Märchen ausposaunt!“ rief der junge Offizier ärgerlich. „Graf Freiberg ist soeben abgereist.“

Garda Menari stieß einen schlecht unterdrückten Schrei aus. „Er lebt?“

Sämmtliche Herren gaben ihrem Zweifel an einer so unglaubliche Behauptung lebhaften Ausdruck, aber Weirach rief hitzig dagegen: „Nicht möglich? Nun, meine Herren, ich geleitete soeben meinen Vetter zur Bahn und stand mit dem Grafen Seite an Seite, obwohl er mich nicht erkannte. Ein alter, gelähmter Herr im Rollstuhl —“

„Sein Vater!" rief Irmengard erschüttert. Sie wußte plötzlich, weshalb die Antwort auf Freiberg's Brief nicht eingetroffen war, und daß in jedem Falle eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich gewesen wäre. Die tiefe Wunde, welche ihrem Stolz bereits geschlagen war, schmerzte bei dieser Erkenntniß nahezu unerträglich, sie biß sich auf die Lippen, um durch ein körperliches Leid die Seelenfolter zu betäuben. In Haß und Verachtung gegen Freiberg lachte sie endlich hell auf, sehr zur Befriedigung ihrer Verehrer, welche die Lebensweisheit einer so jungen Philosophin nicht genug bewundern konnten.

„Das ist der würdigste Schluß dieser interessanten Episode!" rief sie mit beißendem Selbsthohn. „Unter dem Mitgefühl der Menge fährt der Graf zum Thore hinaus, und ich —" Das Wort erstarb ihr im Munde. Auch sie war einstmals einem besseren Glauben zum Trotz zum Thore hinausgefahren. Ach, Alles, was bis jetzt auf sie hereingestürmt, war nur eine schwache Wiedervergeltung eigener Sünden gewesen. Im goldfunkelnden Festsaal, inmitten der Elite der Großstadt überkam sie die Erinnerung an jene Wintermorgenstunde mit so packender Gewalt, daß ihr der Maiglöckchenstrauß in den Händen zu zittern begann. Aus dem strahlenden Kerzenlicht trat eine dunkle, einst so geliebte Gestalt vor ihr Geistesauge — fragenden, zürnenden, zärtlichen Blickes. Sie glaubte den Ton seiner Stimme zu hören: „Meine Irma!" O Gott, es lag wie ein Bann auf ihrem Empfinden! Alles um sie her lachte, plauderte, und in ihr riefen tausend Stimmen den einen Namen: Hans Meischick! Wo war er?

Was hatte sie an ihm verbrochen, daß er in seinen Anschauungen erhaben wie ein Gott über ihr stand und auf ihr zuckendes, erniedrigtes, unbefriedigtes Herz mit kaltem Lächeln herabsah? Konnte sie wirklich wünschen, ihn noch einmal wiederzusehen — nur noch einmal?

Der laute Knall eines Champagnerpfropfens riß die unerträgliche Spannung entzwei. Im weit geöffneten Nebensaal prangte die Festtafel.

Herr v. Exleben, sehr animirt, stand vor Garda Menari und bot ihr seinen Arm. Unwillkürlich sich wendend, ob der Gegenstand ihrer Reue sie nicht verfolge, that die junge Frau einen lauten, befreienden Athemzug.

„So nachdenklich?" fragte der Präsident vorwurfsvoll, während er mit dem schönen Weibe langsam den Vortritt nahm. „Wenn ich hoffen dürfte, daß auch nur ein flüchtiger Gedankenzug die Person eines Mannes streifte, dessen ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet ist, Ihnen die glänzendste Genugthuung zu verschaffen!"

Irmengard lächelte mechanisch. Im Geiste sah sie Hans Meischick's Antlitz sich bei diesen Worten verächtlich abwenden.

„Ihren Lebenspfad mit Rosen zu bestreuen," fuhr Herr v. Exleben von ihrem Liebreiz hingerissen fort, „habe ich kein Recht, aber Ihren Aufenthalt in meinem Hause durch ein Rosenfest zu feiern, nicht anders, als sei Cytherea selber vom Olymp herabgestiegen, dieses Recht nehme ich auf Grund meiner unbegrenzten Verehrung in Anspruch."

Er führte sie vor den Ehrensitz in der Mitte der Tafel.

Ueber ihrem Couvert lag, von Blumen getragen, ein goldener Lorbeerkranz.

Bei seinem Anblick strömte die niedergedrückte Lebenskraft mit leidenschaftlichem Ungestüm durch Irmengard's nur allzu impulsive Natur. Die Beklemmungen der letzten Stunden von sich schleudernd hob sie das Attribut höchster Künstlerschaft empor und drückte die goldene Zier voll strahlenden Selbstbewußtseins mit beiden Händen auf ihr schönes, blondes Haupt.

„Aspasia!“ riefen alle Herren wie aus einem Munde. „Aspasia!“

Heller Gläserklang übertönte den brausenden Jubel.

23.

Mehrere Tage waren verflossen. Garda Menari war nach dem Widerruf des Gerüchtes über den Selbstmord Freiberg's inzwischen unter höchstem Jubel wieder aufgetreten und Herr v. Erleben hatte zur Festfeier in seinem eigenen Hause zahlreiche Einladungen für den heutigen Abend ergehen lassen. Es war sehr kalt, das Thermometer sank von Stunde zu Stunde, die Luft wurde dünner und schärfer und über die Dächer hin sausten in immer kürzeren Pausen Windstöße, welche das Mark in den Knochen gefrieren machten. Desto behaglicher sandten Ofen und Lampe ihre belebenden Wärmestrahlen durch das trauliche Gemach, wo Tante Käthe neben dem Sopha der jungen Frau mit scherzender Sorglichkeit Wache hielt. Margarethe sah sehr bleich und abgespannt aus, dessenungeachtet behielt sie eifrig die Thüre des Schlafzimmers

im Auge, in welchem ihr Gatte seine Toilette für das Fest des Präsidenten beendete.

„Gretchen," lächelte Tante Käthe, dem Lampenschirm einen Schwung gebend, daß er das Ende des Zimmers in Dämmerung versetzte, „Du wirst Hans zeitig genug zu sehen bekommen, wenn er fertig ist!"

„Ich wünschte, ich könnte ihn im Geiste begleiten! Es ist ja kindisch von mir und liegt gewiß in den größeren räumlichen Verhältnissen, aber so oft Hans jetzt fortgeht, so oft empfinde ich ein Gefühl, als kehrte er mir nicht zurück. Und dann dieser eigenthümliche Druck, welcher mich hier nie verlassen will!" Sie zeigte auf ihr Herz. „Glaubst Du wohl, daß ich schon davon träume?"

„Wovon, Kind?" fragte Tante Käthe anscheinend harmlos, während sie in Wirklichkeit besorgter denn je über Margarethens braunes Haar strich.

„Nun, daß irgend etwas Feindliches sich zwischen Hans und mich stellt! Gestern Nacht erwachte ich davon und konnte das Furchtgefühl nicht eher verwinden, als bis ich mich durch eine Berührung seiner Hand überzeugt hatte, daß Hans wirklich noch da war. Aber ich that es ganz leise, Tante Käthe, um ihn nicht zu stören; Du sollst es ihm auch nicht wieder sagen, wie letzthin, als ich mich bei Dir beklagt hatte."

„Schelte verdientest Du, wenn Du nicht eine so rührend gute, kleine Frau wärest!" rief die Stiftsdame eifrig. „Es hätte Deinem Manne gar nichts geschadet, eine Stunde mit Dir zu verplaudern, bis Dein Blut sich beruhigt hätte. Träume liegen im Blut. Wenn ich Dir nun sage,

daß ich die ganze Nacht wie ein Irrwisch gewalzt und zuletzt wie ein tanzender Derwisch mich nur immer auf einem Bein herumgeschwenkt habe? Es war kein Spaß, mein Kind, und als ich erwachte, zitterten meine Kniee in der That so, als müßte ich das Solo gleich noch einmal aufführen."

„Ich bitte Dich, Tante Käthe," rief die junge Frau erheitert, „das müßte freilich ein Anblick sein, um jedes Leid zu vergessen! Du — nein, es ist zu drollig! Und da kommt Hans!"

Hans Meischick näherte sich den beiden Frauen. Seine bedeutende Persönlichkeit trat so überraschend aus der Dämmerung in das helle Licht, daß selbst Tante Käthe ein Gefühl des Stolzes nicht unterdrücken konnte. Sie wußte ja am besten, daß dieser vornehmen Gestalt ein Geist innewohnte, dessen Ausfluß ihm den Stempel edelster Gesinnung auf die gedankenreiche Stirn drückte.

Margarethe prüfte trotz demüthiger Bewunderung dennoch gewissenhaft jedes Fältchen seines Rockes und der weißen Binde und strich, als er sich zu ihr niederbeugte, in aller Geschwindigkeit ein Fäserchen vom Haupt ihres Gatten. „Es ist Alles gut!" sagte sie sodann befriedigt.

„Wenn Du mitgehen könntest, wäre es noch besser," erwiederte er freundlich. „Aber ich will mir redlich Mühe geben, Dir das Wissenswerthe morgen getreulich zu berichten, und wenn Du dann eingesehen haben wirst, daß der ganze Spektakel nicht der Rede werth gewesen, hoffe ich nachträglich Dein Bedauern mit Zinseszins einzuziehen."

„O nein, es wird Dir schon gefallen! Du bist für

den Verkehr in diesen Kreisen ja geschaffen!" sagte Margarethe, ihre bleiche Wange an seine Hand drückend. „Du und Tante Käthe!"

„Vermuthlich meines nächtlichen Solo's halber!" fiel Letztere schnell ein. „Gretchen wird boshaft, wie ich sehe! Sie weiß, daß sie nächstens ein Etwas in den Armen hält, welches eine schönere Musik machen wird, als alle Solis der Donna Meni oder Mena zusammengenommen, von Ballmusik gar nicht zu reden!"

„Tante Käthe hat Recht!" sagte Meischick, seine Gattin auf die Stirn küssend. „Schlaf' wohl, Margarethe! Ich werde Sorge tragen, Dich später nicht zu stören. Gute Nacht, Tante Käthe! Bringe Margarethe zeitig zur Ruhe, sie sieht müde aus!"

Die junge Frau blickte ihm mit ängstlicher Spannung nach. Sie konnte das abermals heftig aufsteigende Angstgefühl so ganz nicht unterdrücken, unwillkürlich rief sie leise seinen Namen.

„Hans!"

Augenblicklich kam er zurück und nahm ihre Hand in die seine.

„Nun?"

Verlegen halb und halb beglückt schaute sie vor sich nieder, während Tante Käthe das Zimmer verließ.

„Was denn?" fragte er freundlich.

Sie war über sich selbst verdrießlich, dennoch that ihr seine Gegenwart unbeschreiblich wohl. Deshalb gab sie seine Rechte auch nicht eher frei, bis ein leises Zittern ihm ihre nervöse Erregtheit kund that.

„Aber, Margarethe — liebe Margarethe, was beunruhigt Dich denn?“ forschte er mit herzlichem Vorwurf. „Ich kenne Dich ja gar nicht wieder in diesen Anwandlungen. Sprich, soll ich zu Hause bleiben?“

Sie schüttelte das Haupt, da die innere Angst ihren Hals wie zugeschnürt hielt.

„Du schadest Dir, Margarethe. Wenn ich denken müßte, daß Du Dich über mein Fortgehen grämst —“

„Nein, Hans! Es überkommt mich nur so oft eine thörichte Sehnsucht,“ stammelte sie leise, den Kopf an seine Schulter lehnend. „Tante Käthe weiß, daß ich es nicht ändern kann.“

Er umfing sie. „Habe ich je etwas gethan oder unterlassen, um diese bange Sehnsucht zu rechtfertigen?“ fragte er leise und eindringlich. Gab ich Dir je Gelegenheit, meine gute Margarethe, Zweifel in mich zu setzen?“

„O, nie — vergib, ich bin so thöricht!“ flüsterte sie stockend. „Es sind auch keine Zweifel, nur mir selbst unerklärliche Beängstigungen. Sobald Du bei mir bist, ist Alles wieder gut!“

„Wenn Du bei voller Gesundheit sein wirst, müssen wir Alles daran setzen, diese bösen Geister zu bannen,“ scherzte er, und sein Auge nahm jenen unwiderstehlichen Ausdruck liebenswürdiger Neckerei an. „In den Fluthen der Nordsee wollen wir sie ertränken auf Nimmerwiedersehen, oder von den Höhen des Gebirges herabstürzen, oder in Tannenwäldern sie begraben. Es wäre mir lieb, wenn Du in den Stunden, die mich von Deiner Seite rufen, diese Sommerpläne weiter entwickeltest, um mich mit dem

fertigen Entschluß eines Tages zu überraschen. Tante Käthe wird Dir gern beistehen, sie operirt ja doch immer für Dich gegen mich! Und nun nochmals gute Nacht, Margarethe! Sei meine verständige kleine Frau und wache nicht etwa, bis ich zurückkehre!"

„Nein, sicher nicht, ich verspreche es Dir!" sagte sie, dankbar zu ihm aufschauend. „Mir ist jetzt viel freier zu Muth. Amüsire Dich gut und denke nicht mehr an mich!"

Er drückte herzlich ihre Hand an die Lippen und verließ das Zimmer.

24.

Seinem Versprechen gemäß hatte Herr v. Erleben dem heutigen Feste den Charakter eines Rosenfestes zu verleihen gewußt. Die Arrangements, welche ebenso sehr den kunstverständigen, als den reichen Gastgeber verriethen, waren mit einer außerordentlichen Sorgfalt getroffen, so daß ein berückender Schimmer liebenswürdiger Zufälligkeit alle wohlberechneten Effekte sinnig umschleierte. Zufall schien es, daß die herrliche Statue der Venus aus einem blühenden Rosenhain auftauchte, Zufall auch, daß die Muse des Gesanges in ihrer versteckten Augenfälligkeit einen duftenden Blumenkranz um ihr göttlich schönes Haupt geschlungen und daß zu ihren Füßen Rosen verstreut dufteten, Symbole, welche Garda Menari an die zärtlichen Gesinnungen ihres Gönners und Verehrers erinnern sollten. Es blieb selbst den Habitués der Gesellschaft ein Geheimniß, woher Herr v. Erleben diese Ueberfülle von Rosen herbeigezaubert; sie glühten und leuchteten und dufteten in süßbetäubender Mannigfaltigkeit, wohin das Auge schaute,

selbst über dem Eingang zum Musiksaal und an den Girandolen im Tanzsaal hingen sie wie große, rothe Tropfen nieder.

Herr v. Exleben übersah sein Werk mit Befriedigung und erwog soeben im Geiste, ob diese sinnige Huldigung nicht dazu angethan sei, Garda Menari's Interesse für ihn zu erwärmen, als das Erscheinen der Familie v. Passevini seinen Gedanken eine allgemeinere Richtung gab.

Die Legationsräthin war sehr gern bereit gewesen, für diesen Abend die Rolle der Repräsentantin des Hauses zu übernehmen, eine Rolle, zu welcher sie ihre liebenswürdige Gewandtheit besonders befähigte. Daneben hatte allerdings Herr v. Exleben zweifellos der weiblichen Neugier die schnelle Erfüllung seiner Bitte zu verdanken, denn nach dem widerrufenen Selbstmorde des Grafen Freiberg und der glänzenden Ovation, welche man Garda Menari darauf im Theater dargebracht, hielt die Baronin es nicht länger unter ihrer Würde, die gefeierte Sängerin einmal von Angesicht zu Angesicht gründlich zu mustern. Nicht minder empfand Gaëtannina, wenn auch aus tieferen, edleren Gründen, den Wunsch, die Frau kennen zu lernen, welche auf das Schicksal ihres Jugendfreundes einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt. Was Herrn v. Passevini anbelangt, so hatte er mit um so größerer Bereitwilligkeit seine Zustimmung ertheilt, als das freundschaftliche Einvernehmen seiner beiden Damen ihm die fatale Rolle eines häuslichen Diplomaten von Tag zu Tag mehr erleichterte.

Herr v. Exleben, der mit feiner Berechnung jede Rose

in den Bouquets vermieden hatte, welche er der Legationsräthin und deren Nichte überreichte, vertiefte sich mit der Baronin sofort in ein lebhaftes Gespräch, während Herr v. Passevini neben Gaëtannina's weißer Seidenschleppe in den angrenzenden Räumen langsam verschwand.

„Ich sage Ihnen, Frau Baronin, man hat noch zu wenig gethan, eine so eklatante Beleidigung auszugleichen! Blumen und Hervorrufe sind allzu wohlfeile Entschuldigungen, wenn die Ehre einer Frau öffentlich angegriffen worden ist!"

„Aber was wollen Sie noch mehr?" lispelte Frau v. Passevini in ihrer fließenden halblauten Weise. „Es war ein sehr hübscher, ein ganz außerordentlich hübscher Moment, als Fräulein Menari auftrat. Das Haus war dicht gefüllt mit dem besten Publikum der Residenz, und ein Jeder fühlte, daß er die Verpflichtung habe, der Künstlerin eine laute oder leise Abbitte zu leisten. Das geschah denn auch. Kaum zeigte sie sich als Lucia im Hintergrunde der Bühne, als ein Jubelsturm durch die Reihen flog und ein Blumenregen im wahrsten Sinne des Wortes auf sie herniedersank. Einen derartigen Enthusiasmus sah ich nie, und das will etwas sagen! Ich hätte nur gewünscht, daß sich ein wenig mehr Freude oder Anerkennung in Fräulein Menari's in der That sehr hübschen Zügen ausgesprochen hätte, aber sie kam und ging und ging und kam, stolz, kalt, wie eine Fürstin!"

„Und das wundert Sie wirklich, verehrteste Frau Baronin?" fragte Herr v. Erleben. „Ihre Haltung war vorzüglich. Die Sängerin hatte vergessen, die Frau nicht!"

„Ah, Scherz!“ sagte Frau v. Passevini ungeduldig. „So subtile Unterschiede machen dergleichen Persönlichkeiten nicht! Im Uebrigen sollte ich meinen,“ fuhr sie etwas boshaft fort, „daß Ihr Eifer allein genügen sollte, Garda Menari mit dem Märchen von Freiberg's Tode auszusöhnen!“

Der Präsident lächelte fein. „Der wahre Sachverhalt wird Sie gewiß auch interessiren! Wissen Sie, weshalb der Graf treulos ward?“

„Nein!“ Frau v. Passevini näherte sich ihm um mehrere Schritte. „Sie wissen? Das ist ja empörend, ich weiß gar nichts davon! Woher denn Sie?“

„Von Fräulein Menari selbst!“

„Ah, sie spricht darüber? Das ist, das ist allerdings sehr interessant! Ich muß gestehen, daß die Aufführung des Grafen zuletzt räthselhaft wurde. Also, was wollten Sie sagen?“

„Nun, der gute Graf fand hier eine Jugendgeliebte wieder, und deshalb gab Garda Menari ihm den Laufpaß — sie ihm, und nicht er ihr!“

Die Augen der Legationsräthin wurden rund vor Staunen. Es flog ihr etwas Eigenthümliches, Wunderbares durch den Sinn. Da indessen ihr Gemahl mit der Marchesa soeben zurückkehrte, konnte sie nur eindringlich fragen: „Aus der guten Gesellschaft?“

„Sie meinen?“ fragte der Präsident jetzt seinerseits boshaft, denn seiner gewandten Fragestellung war es gelungen, das Dunkel zu lichten, welches Irmengard geflissentlich um die Person ihrer Nebenbuhlerin breitete.

„Unsere ersten Gäste erscheinen, Frau Baronin!“ sagte er ablenkend, reichte ihr den Arm und führte sie, ohne ihre Neugier zu befriedigen, wieder vorwärts bis in die Mitte des Saales.

Der Menschenstrom schwoll jetzt von Minute zu Minute rapide an. Ein unaufhörliches Kommen und Wandern durch die festlich geschmückten Räume begann, dem Wandelbilde gleich, das sich scheinbar fortbewegt und doch stets auf demselben Platze verharrt. Kaum öffneten sich die dichten Reihen ein wenig und zeigten dem Auge diese oder jene schön geschmückte Frauengestalt, so verschlang schon eine neue Bewegung hastig das liebliche Bild, und statt der schillernden Farbenpracht ward auf derselben Stelle die düstere Erscheinung irgend eines befrackten Würdenträgers sichtbar, der vergebens seiner Vorgängerin nachzustreben bemüht war.

Ein kleiner, korpulenter Herr drängte sich mit Mühe bis in die Nähe des Gastgebers vor, in seinem breiten Fahrwasser folgte gemessen eine schlanke Männergestalt, die Brust reich dekorirt: der Justizrath Dreysing und Prinz Liebenstein. Die Legationsräthin, welche sich soeben lebhaft um Auskunft über die Persönlichkeit des Oberlandesgerichtsraths Meischick an ihre Nachbarin gewandt, sah, wie der Präsident diesem liebenswürdig die Hand reichte, und dann seinem vornehmsten Gast respektvoll entgegenging.

Dreysing, dem jedes Gedränge ein Greuel war, wollte diesen günstigen Moment benutzen, sein Kompliment anzubringen, aber zum ersten Mal wäre ihm dasselbe bei-

nahe verunglückt. Er bemerkte nämlich plötzlich Meischick's Gegenwart und starrte in dessen Gesicht wie auf ein ihm erscheinendes Gespenst mit unverhohlenem Entsetzen.

Herr v. Exleben fragte leichthin, ob die beiden Herren mit einander bekannt seien, ohne indessen eine Antwort abzuwarten, denn soeben erschien strahlend in Juwelenpracht und kostbarstem Spitzenschmuck die Fürstin Natalie Melnikoff in Begleitung ihrer silberlockigen Großmutter. Ihr Erscheinen erregte in der That ein minutenlanges Aufsehen. Sie drückte der beglückten Legationsräthin zärtlich die Hand, wobei ihre graubraunen Augen aber schon über die Häupter der Nächststehenden prüfend hinwegglitten. Dort die zarte, schlanke Mädchengestalt in dem leuchtenden weißen Gewande mit den schwankenden Wasserlilien auf Haupt und Brust konnte niemand Anderes sein, als die verhaßte Florentinerin, neben ihr stand der Prinz und kritzelte soeben seinen Namen auf die gleichmüthig hingereichte Tanzkarte.

Hans Meischick und Dreysing, von einer neuen Fluthwelle auf ein einsames Plätzchen neben den Rosenhain der Liebesgöttin verschlagen, standen einander, bestürmt von widerstrebenden Empfindungen, gegenüber. Meischick, viel zu stolz, irgend welches Mißbehagen einzugestehen, bot dem Justizrath kühl die Hand, indem er ihn in der Residenz willkommen hieß.

„Was führt denn Sie in dieses babylonische Gedränge?“ fragte Dreysing dagegen etwas hastig. „Man kann kaum annehmen, daß Sie eines so zweifelhaften Genusses halber irgend welche Reiseunbequemlichkeiten in den Kauf nahmen?“

Meischick zuckte die Achseln. „Der Fall ist nicht ganz undenkbar, daß ich an das hiesige Oberlandesgericht versetzt wäre!"

Die innere Unruhe des Justizraths stieg. Dieses Wiedersehen mußte Irmengard um jeden Preis erspart werden. Er sah nach der Uhr. Noch war ein Ausweichen möglich; die Künstlerin beabsichtigte erst nach Beendigung eines Wohlthätigkeitskonzertes, in welchem sie mitwirkte, hier einzutreffen. Wenn es ihm gelang, sie noch zu rechter Zeit zu benachrichtigen und am Erscheinen zu verhindern, war das grausame Verhängniß glücklich abgewandt.

„Also Sie sind hier angestellt?" fragte er eindringlich. Nur wissen wollte er noch, ob Meischick von Irmengard's Anonymität unterrichtet war. Er zwang sich also die nothwendigste Fassung auf. „Wissen Sie auch, Herr College, daß unserer heute der hohe Genuß harrt, Garda Menari von der großen Oper singen zu hören? Sie haben die Dame jedenfalls schon bewundert?"

Meischick fand das Benehmen des alten Herrn eigenthümlich genug, um leicht zu lächeln. „Mir scheint, die ganze Männerwelt hier, von unserem Gastgeber an gerechnet, leidet am Menari-Fieber! Ich bedauere Sie aufrichtig darum, lieber Justizrath!"

„Kennen Sie die Dame?" fragte Dreysing hartnäckig.

„Ich? Nein! Sie sind scherzhaft gelaunt! Im Uebrigen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß meine häuslichen Verhältnisse mich momentan unempfindlich machen würden selbst gegen den Gesang eines Seraph's!"

Meischick bemerkte in diesem Augenblick den Prinzen

mit Gaëtannina. Das schöne Paar fesselte sein Interesse. „Wer ist diese Dame, lieber Justizrath? Ein angenehmes, sympathisches Gesicht!" Aber die Stelle, wo Dreysing gestanden, war leer. Der Justizrath, rücksichtslos durch die stauende Menge sich windend, stand bereits an der Schwelle des Saales, bevor Meischick sich seines Unwillens über ein so außergewöhnliches Betragen recht bewußt geworden.

Herr v. Erleben, welcher das späte Erscheinen der Primadonna bei Anordnung seines Arrangements in Betracht gezogen, bot jetzt der greisen Fürstin Melnikoff seinen Arm, sie in den Musiksaal zu geleiten. Das Chaos entwirrte sich schnell. Meischick, zufällig einer der ersten allein gehenden Herrn, welche den Raum betraten, ward von den Nachfolgenden vorwärts gedrängt bis an das erste Fenster, woselbst er sich mit dem Konzertflügel beinahe in einer Reihe befand. Durch geschicktes Manövriren gewann er der jetzt beginnenden Klaviervirtuosin wenigstens das Profil ab und setzte es in der Folge durch, daß er neben dem Eckfessel der im Halbkreise sitzenden Damen den günstigsten Zuschauerplatz erhielt, freilich war er gezwungen, an diesem Platze, eng eingekeilt, regungslos auszuharren bis an's Ende.

Unterdessen war der Justizrath mit Windeseile die Treppen hinabgestiegen, hatte sich in einen Wagen geworfen und dem Kutscher befohlen, nach der Tonhalle, wo Irma sang, zu jagen. Unaussprechliche Sorge und tiefes Mitleid mit der ohnehin hart geprüften jungen Frau hieß ihn Alles daran setzen, diese Katastrophe zu verhüten. Denn darüber konnte er sich keinen Illusionen hingeben, noch hatte Irmen=

gard von diesem Manne keine weichere Regung zu erwarten. An Meischick's klarem, ruhigem Selbstbewußtsein prallten alle Vorwürfe und Seufzer wirkungslos ab. Dreysing wünschte in diesem Augenblick beinahe, daß Irmengard's eindrucksfähiges Gemüth steinern, ihr leicht erregbares Herz empfindungslos sei. Was er von Anbeginn ihres Wiedersehens errathen, und was sie ihm tief beklagenswerth machte, weil Irmengard sich selbst nicht verstand, das war die nie erstorbene Neigung für den Mann ihrer ersten und einzigen Liebe, und dieser heilige Funke durfte so schonungslos jetzt nicht bloßgelegt werden. Es lag eine ernste Gefahr darin für Irmengard's zukünftiges Heil. Absolute Hoffnungslosigkeit hatte schon widerstandsfähigere Temperamente, Verzweiflung und Trotz gestähltere Charaktere auf Abwege geführt; das war es, wovor Dreysing am meisten bangte.

Bis dahin hatte sein Gefährt im schnellsten Trabe sich fortbewegt, als plötzlich sehr zum Verdruß des Justizraths der Kutscher heftig die Zügel anzog und die Pferde zum Stehen brachte.

„Was gibt's?“ rief Dreysing, trotz der schneidenden Kälte seinen Kopf zum Fenster hinausstreckend. „Wozu in aller Welt bleiben Sie hier halten?“

Statt der Antwort wies der Kutscher mit dem Peitschenstiel auf eine außerordentlich bewegte Gruppe in der Mitte der Straße.

Dreysing strengte seine Augen vergeblich an, bis er endlich mit Hilfe des Kneifers eine lärmende, gestikulirende Menschenmasse unterschied, aus welcher Scheltworte ver-

mischt mit Schreien und Lachen immer deutlicher hervordrangen. „Was ist denn hier los?“ rief der Justizrath noch einmal. „So fahren Sie doch vorwärts!“

„Eine Prügelei ist los!“ sagte der biedere Rosselenker behaglich grinsend. „Fahren darf ich nicht weiter, der Schutzmann hat schon abgewinkt! Sehen Sie, der da ist's, der Prügel gekriegt hat, jetzt steht er eben vom Boden auf!“

„Das ist doch gleich, um selbst mit drunter zu schlagen!“ rief der alte Herr, dem jede fliehende Sekunde ein unersetzlicher Raub dünkte. „Machen Sie 'mal die Wagenthüre auf, ich will die paar Schritte zu Fuß weitergehen!“ Damit schwang er sich auch schon elastisch vom Tritt herab und versuchte, durch das dichte Gedränge sich freie Bahn zu erzwingen.

Umsonst, nach wenigen Schritten stand er fest eingekeilt zwischen der Menge, mit deren Besänftigung mehrere Schutzleute sich angelegentlich zu schaffen machten. Zwei robuste Männer geberdeten sich besonders unfügsam.

„Und wenn Sie mich gleich vier Wochen einstecken,“ schrie der Eine, „es war doch ein kapitales Vergnügen! Was, Bruderherz, dem Kerl, dem Fuchs haben wir's ordentlich eingetränkt? Nun können die Weiber ihm meinetwegen Kamillenthee kochen! Für's Erste vergeht ihm wohl die Lust, den Propheten zu spielen! Der letzte Hieb war der beste, der nahm gleich eine Hand voll Haare von seiner verwünschten Mohrenperrücke mit fort!“

„Der Satan soll diesen Doktor Fowder holen!“ schimpfte der Andere. „Schlagt ihm doch vollends den Schädel ein!

Seit zwanzig Jahren habe ich zum ersten Mal meine Alte durchfingern müssen dieses Halunken wegen! Gut leben auf unsere Kosten und uns dann noch Läuse in den Pelz setzen! Na warte, Dich fasse ich noch, Lügenmaul!"

Trotz seiner quälenden Unruhe konnte der Justizrath sich nicht enthalten, die Frage an den Polizisten zu richten:

„Was hat denn Doktor Fowder heute mehr verbrochen als sonst?"

„Das will ich Ihnen sagen!" überschrie der rachsüchtige Gatte die Antwort des Schutzmannes. „Der Schuft hat so lange mit seinen gottverdammten Windbeuteleien in unser Kerbholz gehauen, bis wir mit diesem Kerbholz hier" — er zeigte auf seinen fistirten Knotenstock — „auch einmal auf ihn eingehauen haben! Erst die Jüngerin und dann der Prophet, so gehört sich's!"

Unter dem Lachen und Johlen der aufgeregten und erheiterten Menge gelang es dem Justizrath endlich, sich durch den dichten Knäuel hindurch zu winden. Der Mond starrte in eisiger Klarheit vom Himmel. Dreysing sah nach der Uhr. Es war die allerhöchste Zeit. Fast athemlos vor Erregung und vom angestrengten Lauf betrat er das Portal der Tonhalle. Den Billeteur am Eingange zum Konzertsaal fragte er hastig, bei welcher Nummer des Programms man drinnen angelangt sei.

Dieser wies schweigend mit dem Zeigefinger auf den Schlußchor.

„Nicht möglich!" rief Dreysing ungläubig. „Fräulein Menari kann soeben erst ihre letzte Arie begonnen haben."

Der Billeteur zuckte die Achseln. „Bedaure! Das

Cellosolo hat leider ausfallen müssen, weil der Künstler plötzlich erkrankt ist."

Dreysing wußte genug. Er dankte flüchtig und eilte zu einem letzten Versuch in die Garderobe.

Susanne befand sich noch darin. Sie ging dem liebenswürdigen alten Herrn freundlich entgegen und fragte nach seinem Begehr.

„Wo ist Irma — wollte sagen, Fräulein Menari?"

„Soeben fortgefahren zu einer Soirée bei Herrn v. Exleben. Soll ich vielleicht etwas bestellen?"

„Nein, ich danke, heute nicht!" Er nickte ihr zu und ging. Auf der Straße blieb er einen Moment in Nachdenken versunken stehen. Es überkam ihn etwas wie Selbstironie, daß er, der Anhänger Epikur's, hier fröstelnd und zagend für fremdes Wohl sich abmühte, während der oft bekannte Schwerpunkt menschlicher Glückseligkeit für ihn doch im Genuß in Ruhe, in einem ungestörten Zustand der Schmerzlosigkeit des Gemüthes beruhte. Der Gedanke schoß ihm auch durch den Kopf, seine ganz nutzlose Gegenwart von dieser Katastrophe auszuschließen, aber die Freundschaft für Irmengard besiegte diesen allernatürlichsten Egoismus; wenn er auch ein Zusammentreffen Beider nicht mehr zu hindern vermochte, so war seine Unterstützung, sein Trost vielleicht desto dringender erforderlich. Auf's Aeußerste verstimmt und auch körperlich abgespannt warf er sich in den nächsten Wagen, der ihm begegnete, und kehrte in die Wohnung des Präsidenten zurück.

Unterdessen war Irmengard einige Minuten, nachdem

Dreyfing das Fest verlassen, demselben Ziel zugeeilt. Froh, der nagenden Einsamkeit daheim so viel als möglich enthoben zu werden, gab sie sich redlich Mühe, dieser fortlaufenden Kette rauschender Vergnügungen Geschmack abzugewinnen. Aber bis in die Stille der Nächte hinein wollte die Betäubung nicht vorhalten, und in das Jubiliren aller Triumphe gellten fort und fort jene mißtönigen Zischlaute, mit welchen man ihren Glauben an eine von der Persönlichkeit und deren Verhalten unabhängige Kunst und Gerechtigkeit untergraben hatte. Frau v. Passevini hatte recht gesehen, daß auch nicht ein Muskel in Irmengard's Antlitz Freude über die ihr bereitete glänzende Genugthuung ausgedrückt; man hätte sie stumm empfangen können, es würde ihr gleich gewesen sein. Diese erste bittere Erfahrung hatte wie in allen gleich beanlagten Seelen das reine Feuer der Begeisterung gelöscht, ein Faktum, welches keine Blumenregen, keine Lobgesänge, keine Lorbeerkronen ungeschehen machen konnten.

Auch jetzt, wo Irmengard eine neue Huldigung zu erwarten hatte, lehnte sie nachdenklich in den Kissen des Wagens. Der Jahrestag ihrer Flucht vom häuslichen und ehelichen Herd näherte sich seiner dritten Wiederkehr. Und was lag dazwischen? Wo weilte er jetzt, den sie damals so schwer gekränkt?

Der Wagen hielt.

Garda Menari stieg aus. Als sie noch an der Schwelle des Garderobenzimmers stand, eilte Herr v. Exleben ihr schon entgegen. Er hatte seine Anordnungen so getroffen, daß die Primadonna vom Eintritt in sein Haus an sich

als die Königin des Festes zu fühlen berechtigt war. In der Hand trug er einen wundervollen Strauß kaum erblühter Rosen, in dessen Mittelblume, hervorleuchtend aus süß duftendem Kelch, ein herrlicher Solitär als Thautropfen ruhte.

Wie sie ihm jetzt gegenübertrat, die schöne Gestalt in rothen Goldbrokat gehüllt, aus dessen feuriger Fassung Hals und Arme in blendender Weiße hervorschimmerten, die schlanke Taille durch den schwer herabwallenden Stoff reizend gehoben, die schöne Hand ausgestreckt, seine sinnige Gabe zu empfangen, gestand Herr v. Exleben sich ein, niemals zuvor ein so vollkommen schönes und liebliches Weib erblickt zu haben.

„Ich komme früher, als Sie glaubten," sagte die junge Frau lächelnd, „gestehen Sie es nur. So mache ich meiner Collegin am Flügel die Sache doch etwas bequemer." Dabei gewahrte sie erst den kostbaren Edelstein und schüttelte mißbilligend das Haupt. „Das ist wider die Abrede, Herr v. Exleben!"

Der Präsident führte vielsagend ihre freie Linke an die Lippen. „Wenn man soeben wohlthätig gewesen ist gegen Unbekannte, sollte man gegen seine Freunde wenigstens nicht hartherzig sein. Jene Rosen werden welken und könnten die Erinnerung an diese Stunden mit sich nehmen, der Stein aber ist unvergänglich wie meine dankbare Ergebenheit. So oft Sie ihn berühren, wird ein freundlicher Gedanke zu mir hinüberschweben, und deshalb dürfen Sie ihn nicht zurückweisen."

Sie sah unschlüssig vor sich nieder, dann blickte sie ihm

frei und offen in's Auge. „Ich vergesse nie. So werde ich auch Ihrer Güte eingedenk bleiben, mit oder ohne Erinnerungszeichen."

„Güte?" fragte er mit feiner Betonung. „Ja, seien Sie gütig gegen diesen armen, lichtlosen Stein, verleihen Sie ihm Strahlen in dem Abglanz Ihrer strahlenden Schönheit!"

Sie erröthete leicht, hob schnell die Busennadel aus ihrem duftigen Versteck und befestigte sie an ihrer Brust. „Der Gast ist es dem Wirthe schuldig, sich seinen Anordnungen zu fügen. Gehen wir nun!"

Er reichte ihr den Arm und geleitete sie durch die leeren Räume, vorüber an der rosenwangigen Götlin, welche Irmengard's lächelnder Blick verständnißvoll streifte, dem Musiksaal zu.

In demselben Augenblick erschien in der Thüre des Empfangssalons der Justizrath. Unwillkürlich entrang sich ihm jetzt noch ein Mahnruf, aber er drang nicht mehr zu den Ohren des arglos plaudernden Paares.

Schon richteten sich die Blicke der Versammlung nach jener Stelle, woher das knisternde Rauschen der purpurrothen Schleppe vernehmbar ward, schon ging jener eigenthümlich spannende Nervenreiz der Erwartung durch Aller Glieder. Noch ein Moment — und triumphirend führte Herr v. Exleben den Stern der Saison durch die Reihen seiner Gäste nach dem erhöhten Platze, welchen er der ausübenden Kunst hatte errichten lassen.

Selbst Natalie Melnikoff konnte dieser verkörperten Anmuth ihre mißgünstige Anerkennung nicht versagen, und

Gaëtannina di Cassero, bleicher in diesem Augenblick als die schwankenden Wasserlilien an ihrer Brust, athmete unter einem herzbeklemmenden Druck seufzend auf, als sie Irmengard's strahlende Augen forschend auf sich gerichtet sah.

Eine intensive Bewegung machte sich in der Eckgruppe rechts vor dem Podium bemerkbar. Hans Meischick war so heftig zusammengezuckt, daß es schien, als wolle er vor der lieblichen Erscheinung gewaltsam zurückweichen, und wer ihn beobachtet, hätte ein unheimlich schnelles Farbenspiel sein Antlitz überfliegen sehen. Mechanisch strich er mit der Hand über die starren Augenlider, als müsse er eine Sinnestäuschung zerstören — umsonst! Als er die Hand sinken ließ, stand die nämliche Gestalt vor ihm. Er kam sich verächtlich vor und konnte es doch nicht hindern, daß sein Blick wie in banger Frage an Irmengard's rosigen Lippen hing. Welch' ein drängendes Gefühl, Zorn, Bewunderung, Bitterkeit oder Schmerz, unsagbar aufregend und quälend, trieb ihn ebenso heftig vorwärts in den Lichtkreis des einst so geliebten Weibes, als es ihn zurückzog aus der Nähe der Treulosen! Hatte er darum mit fast übermenschlicher Ausdauer und sittlicher Kraft jede Rückerinnerung niedergezwungen, sich frei gemacht von einem unwürdigen Joche um den Preis heroisch unterdrückten Seelenleides, damit er, von der blinden Macht des Zufalls überrascht, die schwere Errungenschaft dreier Jahre in einem Augenblick wieder verlieren sollte?

Sie sang — süß und leise.

Daß er nicht fliehen konnte! Daß sein Wille an der Mauer des Anstandes und der guten Manieren wirkungslos

zerstob! Daß er sie nicht gewaltsam verstummen machen durfte, diese falschen, treulos lächelnden Lippen! Jetzt zum ersten Male empfand Meischick die Qual, unter den Verhältnissen zu stehen, eine Erkenntniß, welche sein empfindliches Selbstgefühl bis zum körperlichen Schmerz empörte. Und als er derart an sein besseres Ich erinnert ward, da löschten jene unbewachten Flammen wie unter einem Eisesschauer aus; er warf es mit zu Irmengard's untilgbarer Schuld, ihn vor sich selber gedemüthigt zu haben.

Nicht länger unentschlossen, richtete er nunmehr kalt und forschend den Blick auf sein ahnungsloses Weib, dessen Silberstimme gleich dem Frühlingssang der Lerche jubilirend auf und nieder schwebte, mühelos und spielend wie die perlenden Tropfen des Schaumweins. Da plötzlich, durch einen entzückten Ausruf seiner Nachbarin veranlaßt, erhob Irmengard die Augen und ihr Blick traf Meischick. Er wich demselben nicht aus. Sie aber fühlte bei seinem Anblick, daß ihr Blut in den Adern gerann und Schauer, wie die Nähe des Todes sie voraussendet, zu einem lähmenden Entsetzen in ihr zusammenflossen. Gleich dem Vogel vor dem bezaubernden Blick der Schlange, unfähig zu fliehen, fühlte Irmengard die wohlbekannten, klaren, unbarmherzigen Augen sich mit fascinirender Gewalt in ihr jäh erbleichendes Antlitz bohren, daß sie es nicht abwenden konnte, ach, nicht abwenden wollte.

Der Ton in ihrer Kehle zerriß wie der Schall einer zersprungenen Glocke, die Hände verloren ihre Spannkraft und ließen den duftigen Strauß achtlos zu Boden gleiten,

der Busen hob sich noch einmal krampfhaft zu einem schwachen Hilferuf — dann taumelte Garda Menari rückwärts gegen den Flügel.

In demselben Moment, wo Herr v. Exleben von seinem Platz aufsprang, um die Sinkende in seinen Armen aufzufangen, machte auch Hans Meischick unwillkürlich eine Bewegung, Irmengard zu Hilfe zu eilen, aber ebenso schnell trat er herb lächelnd zurück. Die Dazwischenkunft des Präsidenten erstickte diese mildere Regung im Entstehen.

Frau v. Passevini, gutmüthig und weichherzig, unterstützte den beinahe außer Fassung gerathenen Hausherrn in seinen Bemühungen, Irmengard aus dem heißen Saal in ein abgelegenes kleines Kabinet zu schaffen, wo Ruhe und Kühle die heftige Erschütterung am sichersten beschwichtigen mußten. Zugleich gab die Legationsräthin Herrn v. Weirach, der als Vortänzer fungirte, ein Zeichen, den Ball nunmehr sofort beginnen zu lassen. Hatte auch der unerwartete Zwischenfall Aller Gemüther momentan stark erregt, so flatterten doch auf den wiegenden Klängen eines Wiener Walzers sämmtliche Genien überschäumender Lust in das bunte Tanzgewimmel nieder und nahmen jede Erinnerung an Hans Meischick's unglückselige Gattin mit sich fort.

25.

Noch lag Irmengard regungslos auf dem Divan, und nichts als das flüsternde Rauschen der Seidenrobe unterbrach die Stille, wenn Frau v. Passevini ihr unentbehrliches Riechflacon von Neuem bei der Bewußtlosen in An-

wendung brachte. Herr v. Exleben hatte widerstrebenden Herzens darein gewilligt, sich zu seinen Gästen zurück zu begeben, jedoch nicht ohne seine kleine Bosheit von vorhin der Legationsräthin im Stillen abzubitten.

Mit einem zitternden Seufzer kehrte das Leben in Irmengard's schöne Hülle zurück, bang und schwer öffneten sich ihre Augenlider. Zu matt, sich aufzurichten, blickte sie träumerisch in das flackernde Kerzenlicht, offenbar bemüht, sich ein klares Bild von der Gegenwart zu entwerfen.

„Meine Liebe, es freut mich, Sie auf dem Wege zur Besserung zu sehen!" sagte die Legationsräthin endlich leise und nicht ganz ohne Empfindlichkeit.

Irmengard, zuerst verständnißlos, ergriff stumm die weiche runde Hand, welche noch immer das Flacon hielt, und senkte das Haupt.

„Sie leiden?" fragte Frau v. Passevini theilnehmend.

„Sehr, o sehr!" hauchte sie mit erlöschender Stimme.

„Dann darf Herr v. Exleben wohl für's Erste nicht daran denken, Sie wieder zu begrüßen?"

„Nein!" Ein Schauer durchrieselte ihren Körper. Allgemach wurden ihre Gedanken klarer. „Das Konzert —"

„Man tanzt schon!" fiel Frau v. Passevini beruhigend ein, aber doch lebhaft genug, um ihre eigene Tanzlust herausklingen zu lassen.

Auch Irmengard's hochgestimmte Seele vernahm den unterdrückten Wunsch. Sie richtete sich freier auf und versuchte Festigkeit in ihre Stimme zu legen. „Wenn ich wüßte, wem ich für so viel hilfreiche Güte danken muß — ?"

„Sollte Ihnen der Name v. Passevini so ganz unbekannt sein, meine Liebe?" fragte die Baronin neugierig.

Die junge Frau zuckte zusammen, dann schaute sie prüfend auf und es schien, als wollte sie die Hand der Legationsräthin von sich stoßen. „Mein Schicksal, mein Schicksal!" murmelte sie bitter. „Keine Demüthigung wird mir erspart! Hassen sollte ich diese Familie, und sie zwingt mir Dank ab!" Dann mit nervöser Hast die Baronin zu sich niederziehend, sagte sie leise: „Sie waren auch unter denen, die an meine Sirenenkünste glaubten, aber um dieser Stunde willen sei es Ihnen verziehen. Sagen Sie Ihrer Nichte Gaëtannina di Cassero, daß ich ihr nichts geraubt habe, daß nur ein knabenhafter Irrthum ihren Geliebten zu mir geführt und daß ich sie freispreche von jedem Vorwurf gegen mein späteres Geschick — sie und Botho Freiberg."

„Also —?" warf die Legationsräthin ein, unschlüssig, ob sie Zorn oder Mitleid fühlen sollte.

„Nichts weiter!" sagte Irmengard ablehnend. „Möge es ihr und ihm wohlergehen, das sei mein Dank! Und damit Herr v. Exleben sich nicht länger beunruhige, sagen Sie ihm, Frau Baronin, ich sei bereits in meine Wohnung zurückgekehrt. Es wird sogleich geschehen."

„Wie Sie wünschen, meine Liebe, wie Sie wünschen!" nickte Frau v. Passevini sehr herabgestimmt und halb verlegen. „Nochmals gute Besserung!" Froh, weiteren Auseinandersetzungen entronnen zu sein, verließ sie das kleine Kabinet.

Als Irmengard allein war, fiel der mühsam aufrecht

gehaltene Zwang mit einem gepreßten Angstruf von ihr ab. Alles war vergessen außer ihm. Es war kein Traum gewesen, nein, durch den düsteren Nebel noch, der ihr brechendes Auge umschattete, hatte sie Meischick's ersehnte, gefürchtete Züge erkannt. So, ganz so stand er in jener schrecklichen Winternacht vor ihr, als sie in wahnsinnigem Trotz einem hohlen Phantom nachjagte, das eben jetzt ein so klägliches Ende in ihren vergebenden Worten gefunden.

Ach, Hans Meischick hatte keine Kenntniß von den Seelenqualen, welche sie damals über sich heraufbeschworen, sonst hätte er nicht so fühllos auf ihre Noth herabsehen können. Aber er sollte sie kennen lernen, aus ihrem eigenen Munde sollte er seine mißachteten Lehren bestätigen hören, und wenn er dann noch von gerechter Strafe und unbarmherziger Gerechtigkeit sprach, wenn er ihren Reuethränen Hohn entgegensetzte — sie konnte es nicht ausdenken. Ein heißer Strom durchzog ihren ganzen Körper. Nicht um den Stachel aus ihrer Brust zu reißen, nicht um ihren bangen Nächten Frieden zu geben, sehnte Irmengard Meischick's Nähe herbei, die Liebe vielmehr, die verborgen glühende, nun jäh hervorbrechende Liebe ließ sie so leidenschaftlich nach ihm verlangen, daß alle Furcht, alles Schamgefühl davon verzehrt ward. Sie war nie so sehr Weib gewesen als in diesem Augenblick, weil sie nie zuvor ein so vollständiges Aufgehen ihrer Person in der Person des geliebten Mannes empfunden hatte.

Dreysing klopfte vorsichtig an die Thüre und öffnete auf ihren Ruf schnell. „Mein Kind, mein armes Kind!"

Sie flog von ihrem Lager auf und schlang die Arme

um den treuen Freund. „Kein Wort!“ flehte sie mit zitternden Lippen. „Ich bin gefaßt, Dreysing! Wo ist Meischick?“

„Im Tanzsaal. Er hat einem ganzen Sturm unzarter Neugier durch seine gleichmüthige Haltung die Stirn geboten. Danken wir es ihm!“

„Jawohl, jawohl!“ rief sie abermals flehend. „Das will ich und endlich auch Frieden mit mir schließen. Dreysing, mein guter Helfer in aller Noth, rufen Sie Hans Meischick zu mir!“

Der Justizrath sah Irmengard zweifelnd an, als spräche sie im Delirium. „Rufen? Ihn? Und zu welchem Zweck?“

„Ich will Frieden mit mir schließen,“ sagte sie, ihre Hände in einander ringend. „Rufen Sie ihn, Dreysing, oder ich stürze zu ihm hin. Er soll mir nur verzeihen.“

„Nur verzeihen? Irmengard, Sie wüthen gegen Ihr eigenes Fleisch! Und wenn er nicht verzeiht? Sie können von einem Felsen keine Blumen pflücken wollen und in einer Wüstenei keinen Schatten erwarten. Hans Meischick ist beides für Sie, Felsen und Einöde. Lassen Sie diese unglückselige Begegnung mit ihm die letzte in Ihrem Leben bleiben, ich rathe Ihnen gut, Irmengard!“

„Ich kann nicht,“ flüsterte sie mit einer ihn erschreckenden Heftigkeit, „eine innere Stimme läßt mir keine Wahl. Es ist, als ob jede Fiber meines Körpers von diesem brennenden Verlangen ergriffen sei. Dreysing, rufen Sie ihn! Wenn Sie wollen, will ich Sie auf meinen Knieen

darum anflehen, nur rufen Sie ihn! Schnell, schnell, Dreysing, bevor er geht!" Sie bebte an allen Gliedern.

Rathlos, welches Uebel hier das größere sei: Versagen oder Gewähren, stand er vor ihr. „Mein Kind, die Mücke, welche gewarnt in's Feuer fliegt, stirbt wie die ungewarnte."

„Ja, das thut sie vielleicht," rief Irmengard, ihn von sich drängend nach dem Ausgange hin, „aber den Warner trifft keine Schuld. Mein Gott, die Minuten eilen! Wenn er nicht mehr da wäre! Lassen Sie mich selber —"

Sie stürzte nach der Thüre, aber der alte Herr kam ihr zuvor. „Nun denn, Sie haben es so gewollt, Irmengard, und vielleicht ist ein scharfer Schnitt erträglicher, als diese unausgesetzte Selbstquälerei. Ich gehe zu ihm — ob er kommt, weiß ich nicht."

„Sagen Sie ihm," flehte das aufgeregte junge Weib, seine beiden Hände an ihr laut klopfendes Herz drückend, „daß, wenn er noch nicht aufgehört hat, menschlich zu fühlen, ich ihn erwarten darf, erwarten muß! Ich würde sterben —"

Der Justizrath öffnete bereits die Thüre. „Mein letzter Freundschaftsdienst wird sein, Zeugen von dieser Unterredung fern zu halten. Fassen Sie sich und wägen Sie Ihre Worte!" Er verschwand.

Sie blieb allein.

Jetzt erst, da der entscheidende Schritt geschehen, kehrten Furcht und Zagen wieder. Sie trat an die Thüre und lauschte mit stockendem Athem und eilte dann ebenso hastig

bis in die Mitte des Gemaches zurück, um irgend eine Stütze für ihre zitternde Hand zu finden. Jetzt glaubte sie seinen Schritt zu vernehmen, und der Athem wollte ihr darob versagen. Nein, es war Täuschung gewesen. Sofort rollte ein glühender Strom leidenschaftlichen Schmerzes durch ihre Adern. Zwischen Angst und Sehnsucht hin und her geworfen, dünkten die Sekunden ihr eine Ewigkeit. Ein immer brennenderes Roth stieg mit jedem Pulsschlag höher in Irmengard's erwartungsvolles Antlitz, obwohl ihre Zähne wie im Fieberfrost leise gegen einander schlugen.

Jetzt näherte sich Jemand dem Eingang des Kabinets, ruhig, abgemessen. Die schuldige junge Frau wich vor diesem Geräusch zurück bis in die fernste Ecke, ihre großen blauen Augen hafteten dabei starr an der Stelle, wo er erscheinen mußte.

Noch ein kurzer Moment, und Hans Meischick war eingetreten.

Seine Blicke schweiften suchend in dem Gemach umher, zuletzt blieben sie voll auf Irmengard's jäh erblaßten Zügen ruhen.

„Dreysing hat mir gesagt, Du wolltest mich sprechen. Ich schicke voraus, daß nur seine Berufung an meine Großmuth und Gewissenhaftigkeit mir die Erfüllung Deines Wunsches abgezwungen hat. Was mich anbelangt, so hätte ich nach jener nächtlichen Scene in meinem Hause zu Sittlingen von jeder ferneren Unterredung gern Abstand genommen. Was ist's, das Du mir sagen wolltest?"

Sie hätte jetzt nicht sprechen können, und wenn er ihr

statt dieser herben Wahrheit versöhnlich die Hand entgegen gehalten hätte.

Ohne Ungeduld zu verrathen fragte er noch einmal: „Was wolltest Du mir also sagen?"

„Nichts!" brachte sie endlich stammelnd über die Lippen. In diesem Augenblicke erst fühlte sie die ganze Größe ihres Vergehens. Die Hände vor das Gesicht schlagend, stand sie wie eine Gerichtete vor ihrem Richter.

Eine Saite in Meischick's Brust begann leise zu klingen, sonst hätte er sich jetzt abgewandt und das Zimmer verlassen. „Besinne Dich," sagte er ernst, aber weniger herbe, „es möchte Dir später leid thun, denn diese Stunde wird nie, nie wiederkehren! Darum sprich Dir das Herz frei!"

Sie war unter seinen letzten Worten zusammengezuckt. Ja, sprechen, sprechen wollte sie, entsetzlich nur, daß Alles vergessen war, was ihr von der Zunge strömen sollte. So faltete sie nur ihre Hände in einander und flüsterte unhörbar: „Vergib mir!" Dieser schüchterne Anfang schon belebte ihren Muth, sie schritt ihm entgegen; mit niedergeschlagenen Augen blieb sie vor ihm stehen und wiederholte: „Vergib mir!"

Ein schmerzlich bitterer Hohn umspielte seinen Mund. „Wozu? Du wurdest eine Berühmtheit auch ohne meine Vergebung! Nur eine sentimentale Laune foltert Dich, morgen bereits wirst Du im Beifall Deiner Verehrer meine unbedeutende Person vergessen haben!"

Sie erhob den Blick, denn hierin that er ihr Unrecht, aber als sie erst in Meischick's Auge schaute, in dieses

geliebte, vorwurfsvolle Auge, da war es mit aller Fassung vorbei. Sie riß seine Hand in die ihren und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. „Vergib mir! Du weißt nicht, wie elend ich bin!"

Er versuchte sich zu befreien. „Hast Du ein Recht, Dich darüber zu beklagen, Du, die sich von Pflicht und Gewissen wie von einer welken Blume trennte, die sich nicht scheute, dem Gatten das Bekenntniß einer verbrecherischen Zuneigung dreist in's Gesicht zu schleudern, und die mein Haus wie ein Dieb verließ, der ihm das Schönste, das Heiligste freventlich entwendet — Du willst, daß ich Mitleid mit Deiner Noth empfinde?"

Sie athmete laut unter dem herzbeklemmenden Druck verhaltener Thränen.

Er hatte ihr seine Hand längst entzogen. „Damit Du nicht sagen kannst, ich sei ein Mensch ohne Herz und Gefühl, will ich Dir gestehen, was ich noch Keinem eingestand. Du hast damals ein Etwas in mir verletzt, das nachhaltiger schmerzte und langsamer heilte, als die Todeswunde, welche ich von der Hand Freiberg's empfing: das Bewußtsein meiner verfehlten, verschleuderten, entehrten Liebe! Du hast mich da getroffen, wo es mir am wehesten that, und wenn ich trotz dieses Bekenntnisses und eines stillen Eidschwures, Dich aus meinem Gedächtniß zu löschen, wie es aus meinem Herzen längst geschah, wenn ich dennoch jetzt vor Dir stehe, so weißt Du, daß ich Dir, wie Du es wünschest, vergeben will. Es sei!"

Sie fühlte ihre Machtlosigkeit und glaubte vor Seelenangst zu vergehen. Dieses eine kurze Wort war es nicht,

was ihren Nächten den Frieden zurückgeben konnte, aber was durfte sie noch anderes von ihm erwarten, der sich unerreichbar hinter seine Großmuth verschanzte? Ohne es zu wissen, näherte sie sich ihm vollends mit einem so flehenden Ausdruck ihrer reizenden Züge, daß sein Vorsatz, sich jetzt zu entfernen, davon überwältigt ward.

„Ich wollte Dir sagen," begann die junge Frau leise, „daß die Vorsehung Deinen Schmerz dreifach an mir gerächt hat, bevor ich es wagte, vor Dich zu treten. O, glaube nicht, daß es mir leicht geworden! Wenn Du wüßtest, wie viel ich um meiner Jugendsünde willen gelitten habe, Du würdest nicht so unbarmherzig Gerechtigkeit an mir üben" — Sie stockte und fuhr dann schneller und heftiger fort: „Als ich damals von Dir ging, nahm ich, wenn auch im Haß, Dein Bild mit mir. Hatte Deine Liebe mich nicht vor mir selber schützen können, die Erinnerung an alle die trüben Stunden meiner Ehe, an Deinen grausamen Spott, an die demüthigende Stellung, zu welcher Du mich verdammtest, diese Erinnerung schützte mich. Nie, das schwöre ich Dir," rief sie mit zitternder Stimme, die nach und nach an Festigkeit gewann, „gab es eine Enttäuschung, einen Schmerz, nie eine Versuchung für mich, welche ich nicht in Deinem Andenken siegreich bestanden! Es war mein Triumph, edler zu denken, als Du von mir glaubtest! Von gleisnerischen Lockungen, von lebensmüder Verzweiflung, ja, von dem offenen Wassergrabe hinweg riß mich Dein zürnendes Bild; Du solltest nicht Recht behalten, so lange noch ein Athemzug der Widerstandsfähigkeit in mir lebte. So wurdest Du un-

wissentlich mein Schild, mein Schirm, mein rettender Gott! Zu Dir floh ich, wenn ich Unbill erfahren, zu Dir auch, wenn ich glücklich war, denn ich Thörin glaubte, Deine düsteren Prophezeiungen durch meine Freuden und Triumphe zu beschämen. O, Hans," sie faltete ihre Hände in einander und drückte sie gegen die heftig athmende Brust, „wenn Du nichts weiter mir gewähren kannst und willst, laß mich Dir danken, daß ich in dieser Stunde rein und frei und schuldlos zu Dir aufsehen darf, der Du mich immerdar umgeben, mich nie verlassen hast, selbst nicht im Traum, Hans —"

„Schweig, schweig!" murmelte er. „Nicht weiter!"

„Vergib mir, Hans!" schrie sie plötzlich leidenschaftlich auf. „Bei den Rechten, welche ich Dir einst gewährte, bei der Seligkeit, mit welcher selbst Dein Zorn noch mich umgab, bei Allem, Hans, was ich in Deinen Armen empfunden, bei Allem, was Du mir einst gewesen, beschwöre ich Dich: Vergib mir!" Sie war zu seinen Füßen niedergesunken und drückte ihre heißen Lippen auf seine herabhängende Hand.

Er stand regungslos, aber hinter seiner Stirn wogten und rangen mit einander die widerstrebendsten Empfindungen. War es Groll, war es Rührung, war es Triumph, war es Mitgefühl? Diese Erinnerungen, welche Irmengard's Schmerz heraufbeschworen, konnten sie denn immer noch nicht Todesruhe in ihm finden? Zuckte die gewaltsam unterdrückte, erstorbene Liebe noch einmal in ihm auf? Meischick litt unsäglich. Er sträubte sich, die Gestalt des einst so geliebten und dann gehaßten und verachteten

Weibes aufrichtend zu berühren, und doch war es einfache Menschenpflicht, sie emporzuheben. Er dachte an Margarethens treuen, zuversichtlichen Blick und kam sich elend, selbst verächtlich und feige vor.

„Steh' auf!" sagte er endlich milde. „Du hast gelitten und gebüßt. Wir wollen nicht in Feindschaft auseinander gehen, wenn wir auch niemals Freunde werden können!"

Sie erhob sich. Traurig schaute sie zu ihm auf. „Wenn Du mich nicht mehr hassest, Hans, warum willst Du mir dann jede Hoffnung nehmen, Dich wieder zu sehen? Fordere Opfer von mir, ich bringe sie Dir gern! Laß es unser Geheimniß sein und bleiben, daß wir einander einst geliebt" — Sie stockte, aber die gewaltige Erregung des Moments, die sinnberückende Nähe des so lange Ersehnten riß ihre impulsive Natur mächtig hin. „Nein, sage nicht, daß ich Dich nicht geliebt habe," flüsterte sie, das schöne Antlitz voll zu ihm erhebend, „Du würdest Dich und mich belügen! Sprach ich von Haß? O, daß Du es nicht früher erriethest, was unter dieser finsteren Maske unvertilgbar leuchtete: die Liebe, Hans, die gewaltige, reine Liebe, um deretwillen ich alle Qualen dieser Stunde willig trug! Und Du konntest glauben, daß ich Freiberg je geliebt? Geliebt nach Dir, Hans? Wen Du einmal an Deiner Brust gewiegt, wen Du einmal geküßt wie mich, der sollte Dich vergessen? Hier, lege Deine Hand auf dieses Herz und glaube mir, daß jeder Athemzug sich nach dem verlorenen Paradiese zurücksehnt!" Sie zog seine Rechte mit unwiderstehlicher Innigkeit an ihr hochschlagendes

Herz. „Nimm mein Leben, Hans, es hat keinen Werth für mich ohne Deine Liebe!"

„Und dennoch, dennoch verließest Du mich?" fragte er von Schmerz bezwungen. „Dennoch gingst Du von mir?"

„Vor Dir nicht, Hans! O, vor Dir wäre ich nicht geflohen!" rief sie bebend vor Scham und Reue.

Er trat zurück und erblaßte sichtlich. Ihre Hand heftig in der seinen drückend fragte er mit scharfer Stimme: „Vor mir nicht? Vor wem denn?"

„Vor Deiner letzten Drohung, vor Tante Käthe's Korrektionshaus floh ich, so wahr Du mich hier vor Dir siehst."

Er ließ ihre Hand fahren und wandte sich ab.

„Ich hasse diese Frau," rief sie außer sich, „mehr als ich auszudrücken vermag! Sie war das störende Glied unserer Vereinigung! Aus ihren Briefen quoll der erste Gifttropfen in Deine Seele! Du hieltest zu ihr und nicht zu mir! Du nanntest mich ein störrisches, eigenwilliges, unerzogenes Kind und gabst ihr das Recht, mich zu mißachten! Zwischen unsere Herzen legtest Du die Weisheitssprüche Deiner Tante und wußtest nicht, wolltest es nicht wissen, daß ein zärtliches Wort von Dir mich tiefer überzeugt hätte, als alle Vorstellungen der Welt! Ich gab Dir Alles, aber Du schobst meine Eigenart zurück, wie man eine lästige Zugabe bei Seite schiebt! War das recht, Hans? Hättest Du an jenem Abend" — sie senkte ihr erglühendes Antlitz — „hättest Du mich an jenem Abend nicht meiner bitteren Enttäuschung überlassen, sondern an Dein Herz genommen, wir ständen einander jetzt anders gegenüber, ganz anders, o, glaube mir!"

Helle Tropfen drangen zwischen ihren gesenkten Wimpern hervor, aber sie schüttelte dieselben leidenschaftlich fort. „Du kannst nicht sagen, daß ich diese Stunde allein zu verantworten habe, Deine Tante Käthe, Margarethe und Du, Ihr habt die Schwelle gezimmert, über welche ich in kindischem Trotz mich heimlich hinwegstahl. Laß mich sprechen!" rief sie heftig, als Meischick sie unterbrechen wollte. „Laß mich sprechen! Dem verworfensten Verbrecher gönnt man sein gutes Recht, warum mir nicht? Ich sage Dir, Hans, in dem Augenblick, wo Du die Fremde, die Abgesandte Deiner Tante Käthe zwischen uns stelltest, meinem heißen, ahnungsvollen Flehen zum Trotz, als Du mir, Deiner Gattin, das Recht nahmst, den verhaßten Eindringling —"

Der Kampf in Meischick's Brust war beendet. Diese Berufung auf sein still duldendes Weib löste mit einem Schlage den verworrenen Knoten seiner Gefühle. „Wage es nicht, auf Margarethe einen Schatten Deiner Schuld zu schieben!" fiel er ihr finster drohend in's Wort. „Wenn es jemals ein Weib gab, dessen sittlicher Werth Bewunderung verdient, so ist es Margarethe! Sie und Tante Käthe stehen außer Deiner Beurtheilungskraft, heute noch, wie damals!"

Diese schroffe Abweisung goß brennende Eifersucht durch Irmengard's Adern, eine Empfindung, welche sie bis dahin nicht gekannt. Ohne die geringste Ueberlegung, nur dem tief verletzten Herzen folgend, rief sie bitter lachend vor Schmerz und Zorn: „Jetzt fehlte nur noch, daß Du mir sagtest, Du habest Margarethe zu meiner Nachfolgerin erwählt!"

„Das that ich wirklich!“ erwiederte er fest. „Du hast es errathen!“

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen starr an. Wahrheit ruhte auf seiner Stirn, Wahrheit auf seinen fest geschlossenen Lippen, Wahrheit, nichts als Wahrheit. Da zog lähmendes Grauen über Irmengard's blühenden Körper wie ein Nachtfrost, unter dessen verderblichem Hauch alle strebenden Keime vernichtet zur Erde sinken. Es war, als öffne sich dicht vor ihren Füßen eine schwarze, gähnende Kluft, welche zu überschreiten nicht mehr möglich war, und aus dieser Kluft heraus tönten Hohn- und Spottgesänge, gellende Zischlaute, die im Ohr unendlich schmerzten, bis zur Betäubung schmerzten. Meischick's Gestalt, so nahe ihr, schien plötzlich in weite, unabsehbare Fernen entrückt, immer enger, immer dichter lagerten sich vor ihren Augen finstere Nebel, aus welchen nur Margarethens triumphirendes Antlitz hervorleuchtete. Nacht war es in ihr, Nacht über ihr!

Meischick, nachfühlend, was in ihr vorging, sah den Wechsel ihrer Gesichtsfarbe nicht ohne Besorgniß. Zuletzt drang ein Ton über ihre Lippen, matt und doch so eigenthümlich schrillend, daß ihm vor dem Ausbruch dieser versteinerten Qual zu bangen begann. Hätte er vorher geahnt, daß Irmengard mehr für ihn im Busen trug, als Reue, nie würde er in ein Wiedersehen gewilligt haben. Da er es aber nun gethan, durfte er deshalb sein schuldloses Weib daheim verleugnen? Sicher nicht! Und doch konnte Meischick es nicht hindern, daß seine Hand sich tröstend der Fassungslosen entgegenstreckte.

Sie sah es nicht, sah auch nicht, wie er selber unter diesem schweren Verhängniß litt.

„Irmengard!"

Bei dem Klange ihres Namens fuhr sie zusammen. „Es ist gut, ganz gut!" murmelte sie, ihre Stirn reibend, als spräche sie zu sich selber. „So mußte es kommen! Es war ja ein abgekartetes Spiel — doch nein, nein! Das thäte Hans Meischick nicht!"

„Irmengard, wenn Du das fühlst —" dieses Zeugniß, aus diesem Munde und zu dieser Stunde rührte ihn tief.

„Wenn er ihr erzählt, daß ich hier — und sie über mich lachen — nein, nein," unterbrach sie sich abermals, „das thäte Hans Meischick nicht!"

„Diese Stunde, diese unselige Stunde bleibt unser Geheimniß," sagte er mit überzeugender Festigkeit, „Du hast sie zu schwer erkauft, um sie jemals einem Dritten zu veräußern!" Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie wies seine Berührung von sich.

„Dein Weib wartet, geh'!" sagte sie tonlos. „Du hast mir weher gethan, als ich Dir! Wir sind jetzt quitt! Alle Folgen fallen auf Dein Haupt! Geh', wir kennen einander nicht mehr! Aber Du warst treuloser als ich! Geh'!"

„Du hast vieles überwunden, Du wirst auch diesen Schlag überwinden!"

Sie ächzte plötzlich laut auf, während ein Thränenstrom über ihre Wangen rann. „Nur daß ich keinen Talisman mehr habe, den ich anrufen kann in der Noth!"

„Denke an mich, wie Du es bisher gethan hast!" Er

hätte hinzufügen können, daß sein ferneres Leben durch diese Begegnung gleichfalls vergiftet sei, daß er neben Margarethe noch mehr zu leiden haben werde im Kampfe mit Pflicht und Redlichkeit, aber er unterließ es.

„Wenn ich zu Grunde gehe, wem liegt daran!" rief sie außer sich. „Dann freue Dich Deiner wohlfeilen Gerechtigkeit! Aber glaube nicht, daß Glück und Segen Deinem Pfade folgen werden! Margarethe ist zur Verrätherin an mir geworden, Du magst Dich gegen diese Wahrheit wehren, wie Du willst! Fluch Deiner Tante Käthe, die mich aus Deinem Herzen trieb und aus Deinem Hause! Fluch der Stunde, da ich die Deine ward! Fluch dem Augenblick, wo ich dem nassen Tode mich entzog!"

Meischick hatte ihre letzten Worte nicht mehr vernommen. Die Thüre fiel hinter ihm in's Schloß. Irmengard war wieder allein.

Einen Moment stand sie wie betäubt. Fort, fort von hier! Fort aus der Stadt! Morgen schon! Mochte daraus werden, was da wollte! Nur fort aus diesem unglückseligen Hause, in welchem sie so übermenschlich gelitten! Hastig drückte sie gegen eine kleine Tapetenthüre, welche einen Ausgang vermuthen ließ, und siehe, die Angeln bewegten sich geräuschlos. Im nächsten Augenblicke schon stand sie auf dem hellerleuchteten Treppenflur. Die Dienerschaft hatte sich zurückgezogen. Aufathmend stürzte Irmengard in die Garderobe, riß Umhang und Kapuze vom Riegel, warf beides achtlos um und eilte wie von Dämonen gejagt die breiten Stufen hinunter, an der Portierloge vorüber, in's Freie hinaus. Wohl fühlte sie einen eisigen

Schauer über Rücken und Brust rinnen und ein seltsam beißendes Frösteln in den Schläfen, aber es dünkte ihr erquickliches Labsal nach der martervollen Gluth, welche sie bisher in sich gespürt. Zu Fuß legte sie, angestrengten Laufes bald und bald in Gedanken versunken stehen bleibend, den Weg nach ihrer Wohnung zurück. Die schneidende Kälte hatte ihre Wimpern mit Reif überzogen und den heißen Athem in gefrorenen Tropfen auf dem Sammetkragen niedergeschlagen.

Droben im Vorzimmer lag Susanne ihrer harrend auf einem niedrigen Divan im festen Schlaf. Irmengard ging finsteren Blickes vorüber; die ungetrübte Seelenruhe des Mädchens stand in zu grellem Kontrast mit dem wühlenden Sturm, welcher ihre eigene Brust erschütterte.

Unter der purpurrothen Ampel ihres Schlafgemaches blieb die junge Frau mit in einander gerungenen Händen stehen. Ihr Geist zermarterte sich, die ganze Hoffnungslosigkeit eines noch so langen, so unendlich langen Lebens recht zu begreifen. Und daneben strebten einzelne Gedanken d… n ewig verlorenen Gatten nach, mit so raffinirter Selbst… l, daß die Unglückliche sich von schadenfrohen Dämonen …ingt glaubte. Sie sah ihn in Margarethens Heim …kehren, sah, wie diese zärtlich verlangend die Arme …ntgegenstreckte, und ein ungezähmter Rachedurst machte …mengard schwindeln.

Die beengende Kleidung aufreißen und von sich werfen war das Werk eines Augenblicks. Dabei fiel ihr der Solitär, das Geschenk des Präsidenten, in die Hand. Sie gedachte der hohen Ehren dort und ihres jetzigen Elends

hier, und mit ausbrechendem Schluchzen schleuderte sie das kostbare Kleinod mitten in das Gemach, wo es unter dem Ampellicht auf dem Teppichgrund wie eine große Thräne fortleuchtete. Sie selber sank an ihrem Lager auf die Kniee, drückte das fiebernde Haupt tief in die weichen Kissen und weinte, weinte, als könnten die glühenden Ströme ihres zerrissenen Herzens nie mehr versiegen, weinte, bis unedlere Gefühle sie mit trotzigem Stolz emporschnellten und jenen verderblichen Eindruck zu äußern begannen, welchen Dreysing als die Folge dieser Katastrophe gefürchtet hatte.

„Morgen, morgen schon," murmelte Irmengard mit zuckenden Lippen, „wird die thörichte Idealistin zur Vernunft gekommen sein. Es kämpft sich schlecht ohne Preis, und der meine ist einer Anderen zugefallen, deshalb mir unerreichbar! Ich werde mir fortan ein anderes Ziel stecken. Dieser Abend ist ein Kapital, zu so hohen Zinsen angelegt, daß die ganze Männerwelt daran zu zahlen haben wird. Du hast recht gesagt, Hans Meischick, ich werde Deinen Namen auch ferner anrufen, dann, wenn Mitleid oder kindische Scheu mich zu überwältigen drohen, wenn die stumme Bitte einer hintergangenen Gattin das Herz des treulosen Gatten von mir zurückheischt, dann werde ich mich dieser Qualen erinnern; wenn verliebte Söhne ihr väterliches Erbe um meinetwillen verprassen, werde ich den Thränen ihrer Mütter meine heutigen heißen Thränen entgegenhalten, wenn ich zarte, glückliche Bande sprenge, werde ich lachend meines demüthigen Flehens gedenken, und wenn ein getäuschter, vertrauenswilliger Thor

in Verzweiflung und Bitterkeit von mir hinwegeilt, so wird es Dein Name sein, Hans Meischick, welcher mich gleichgiltig über dies Opfer lächeln lehrt — Schwur gegen Schwur! Verrath gegen Verrath!"

Sie athmete wie von einer erstickenden Last befreit auf. Ein neues Ziel war gesteckt, und Irmengard's hartes, entstelltes Lächeln bewies, daß sie es mit Aufwendung aller Seelenkräfte verfolgen und elend daran zu Grunde gehen werde. Entschlossen trat sie zum Toilettentisch, tauchte ihr Spitzentuch in das Wasserbecken und preßte die feuchte Kälte gegen die brennenden Lider. Abermals empfand sie jenes einschneidende Frösteln in den Schläfen, welches sich jetzt bis in die Augenhöhlen hineinzog.

Eine tiefe Mattigkeit und Sehnsucht nach Ruhe überkam sie plötzlich. Sie suchte ihr Lager auf. Das Licht verlöschte. Durch die unverhüllt gebliebenen Scheiben warf der Mond ein geisterhaftes Dämmern in das stille Gemach und über das schlummernde Weib die ganze lange Winternacht hindurch.

Irmengard schlummerte noch, als der junge Tag am Horizont aufstieg und mit glanzlosen Augen neugierig durch das Fenster schaute; sie schlummerte noch, als die ersten Sonnenstrahlen ihre heiß gerötheten Wangen trafen.

Susanne trat vorsichtig ein. Das leise Geräusch erweckte die junge Frau. Sie richtete sich erschrocken auf und griff nach den Streichhölzern.

„Ich wollte nur guten Morgen wünschen," sagte das Mädchen, die schlaftrunkene Bewegung errathend.

„Warum weckst Du mich mitten in der Nacht?“ fragte Irmengard erregt.

„Es ist ja heller Tag draußen!“

„So ziehe die Vorhänge zurück!“ befahl sie heftig.

„Mein Gott, sie hängen ja weit offen! Die Sonne spielt auf Ihren Kissen, sehen Sie es nicht?“ rief Susanne selbst tödtlich erschrocken, als sie in ihrer Gebieterin leichenblasses, nach der Richtung des Fensters starrendes Antlitz sah.

„Ich sehe nichts als Nacht, Dunkel und Finsterniß!“ stieß Irmengard in gellenden Tönen hervor, die schaurig genug eine entsetzliche Wahrheit bekundeten. „Susanne, wo bist Du? Ist dies Dein Arm, Deine Hand? Barmherziger Gott, und ich kann beides nicht sehen? — Schaffe mich aus der Welt!“ schrie sie von ausbrechender Verzweiflung erfaßt. „Tödte mich, Susanne — ich bin blind!“

26.

Seiner inneren Unruhe Herr zu werden, eilte Meisschick, nachdem er Irmengard verlassen, in das dichteste Gewühl des Tanzsaales zurück. Das Rauschen der Musik, das Wirbeln der fröhlichen Paare sollten ihn wie aus einem schweren Traum erwecken und das Gleichgewicht seiner Seele wieder herstellen. Vergebens! Mitten in dem Jauchzen der Hörner, zwischen Scherz und Lachen hindurch glaubte er jenes zärtliche Flüstern, mit welchem Irmengard ihm ihre geheimsten Empfindungen offenbarte, glaubte er ihre Schmerzensrufe, ihren Fluch zu vernehmen.

„Vor Dir bin ich nicht geflohen!“ Das Wort wollte

sich nicht vergessen lassen. In diesem Wort allein wurzelte das Mitgefühl, dessen er sich nicht erwehren konnte und welches er um seiner Pflichten gegen Margarethe willen Irmengard doch nicht schenken durfte. Daher die unerträgliche Spannung zwischen Wollen und Dürfen, welche Meischick heute zum ersten Mal empfand. Jeder theilnehmende Gedanke an Irmengard war eine Sünde gegen Margarethens zärtliches Vertrauen. Ein Mann, wie er, mußte an diesem Zwiespalt wie an einer Galeerenkette schleppen. Er beklagte nicht sich, er beklagte nur Margarethe, welcher er diese verhängnißvolle Begegnung nicht mittheilen durfte, nicht mittheilen konnte, ohne sie für alle Zeit aus ihrem friedlichen Glauben herauszuschrecken.

Dreysing ging mit finsteren Blicken dicht neben ihm vorüber. Da wußte Meischick, daß Irmengard das Fest verlassen habe. Jetzt sollte auch er, dieser Verehrer seiner eigenen Gottheit, wie Freiberg ihn einst höhnisch genannt, an sich erfahren, daß Menschen vor dem Sturmwind ihrer Gefühle wie steuerlose Schiffe dahingleiten. Warum fürchtete er jetzt für sein schuldiges Weib, obwohl er in den drei Jahren der Trennung gleichmüthig gegen ihr ferneres Schicksal geblieben war? Unbewußt hatte er dennoch an Irmengard's besseres Selbst geglaubt, und jetzt, wo sie in der Verzweiflung den Glauben an sich selbst verloren, erschien ihm die Vorstellung ihres Falles unerträglich. Er wußte, Viele standen um ihn her, die auf ein gewährendes Lächeln ihrer Lippen mit Inbrunst harrten, und er haßte in

diesem Augenblick fast den Präsidenten, welcher soeben vorüberschreitend seinem Bedauern über die Indisposition der Diva lebhaften Ausdruck gab. Wäre Dreysing jetzt in der Nähe gewesen, Meischick würde eine gewisse Antipathie aus Sittlinger Zeiten her überwunden und dem Freunde Irmengard's die Sorge um ihr Heil an's Herz gelegt haben.

Soweit hatte er sich von seinen Empfindungen fortreißen lassen, aber nicht weiter. Mit aller Willenskraft schüttelte er die fremden quälenden Befürchtungen ab, vor Allem die sentimentale Schwäche, für Irmengard's zukünftige Handlungen Jemand Anderes verantwortlich zu machen, als sie allein. Fand sie in dem Bewußtsein ihrer Tugend keinen Lohn, so gab es keinen Grund, sie um den Verlust derselben zu bemitleiden, denn die Sorge, welche er jetzt darum getragen, war schon ein allzu hoher Tribut gewesen, jenen Banden dargebracht, die Irmengard selbst schnöde durchrissen. Meischick richtete sich auf. Hätte er in einen Spiegel gesehen, würde er vor der steinernen Blässe seiner Züge erschrocken sein, so aber fühlte er nur die innere Unfähigkeit, Margarethe harmlos gegenüber zu treten, ihr, welche seiner höchsten Sorgfalt und Rücksicht anvertraut war.

Der Menschenstrom um ihn her ergoß sich nunmehr aus dem Tanzsaal in das geöffnete Speisezimmer, wo die geschmackvoll geordneten Büffets ihre reichen Schätze darboten. Auch Meischick trat hinein. Er stürzte hastig einige Gläser Wein herunter, um die befremdliche Starrheit seiner Glieder zu lösen; dann zog er sich, Ruhe suchend, in ein

entlegeneres Gemach zurück, fand sich aber sehr bald von einer Gruppe laut plaudernder Collegen umringt, welche jetzt erst anfingen, dem Feste Geschmack abzugewinnen. In ihr Gespräch hineingezogen, gewährte es Meischick Erleichterung, seine Gedankenbürde abzuwerfen und in dem Allgemeininteresse die nothwendige Fassung wieder zu gewinnen.

Seltsam genug handelte das Ausgangsthema von platonischer Liebe und ging, daran anknüpfend, zu dem religiösen und politischen Bekenntniß des großen griechischen Denkers über, im Gegensatz zu den Lehren Spinoza's.

Dreysing fand sich gerade noch zu rechter Zeit ein, um sein Votum für den pantheistischen Philosophen abzugeben, und erfuhr deshalb von Meischick, der mit Leib und Seele Platoniker und nebenbei sehr gereizt war, eine so schroffe Abweisung, daß der alte Herr sich erhitzte und seinen persönlichen Groll unter einer fachlichen Erwiederung voll ausströmen ließ. Da sein Gegner sich im Disputiren mit den Besten messen konnte, entstand eine ganz außergewöhnlich lebhafte und anregende Debatte, welche in dem Ausspruch Meischick's gipfelte, daß die Philosophie, speziell die platonische, allein im Stande sei, alle Mängel und Leiden staatlicher und häuslicher Verhältnisse zu heben, weswegen jeder Regent und Hausvater nothwendig Philosoph sein müsse. Ein Ausspruch, dem Dreysing die treffende Bemerkung entgegenstellte, daß Frauen bekanntlich niemals eine andere Philosophie gelten ließen, als ihre eigene, nämlich gar keine.

Bei der humoristischen Wendung, welche dem scharf

zugespitzten Wortkampf den Stachel raubte und auch minder Begabteren eine Theilnahme an demselben gestattete, trat Herr v. Exleben in den Kreis seiner Gäste und nöthigte den Justizrath scherzhaft, die Philosophie der Frauen mit den Grundsätzen der spinozistischen Lehre in Einklang zu bringen.

„Sehr gern!“ rief der alte Herr und strich sorgfältig über seinen glatten, blonden Haarwuchs. „Die Philosophie der Frauen ist ihr unerschöpflicher Redefluß, und ihre Logik der Wunsch und das Bewußtsein, Recht zu behalten. Sie wissen, daß Xantippe mit ihrem zickzackartigen Wenn und Aber selbst den Sokrates zur Unterwerfung gezwungen und demgemäß Recht behalten hat. Spinoza, der Weise, sagt: ‚Macht ist Recht‘! Demgemäß hat Jeder so viel Recht, als er Macht hat. Und wenn die Frauen nun unlogisch und unphilosophisch dominiren wollen, so thun sie dies nach den Gesetzen ihrer Natur, folglich kraft ihres Rechtes.“

„Bravo!“ rief Herr v. Exleben. — „Nein, Herr College,“ unterbrach er sich, als er bemerkte, daß Meischick Anstalt machte, sich zu verabschieden, „ein Plauderstündchen nach den Anstrengungen des Festes ist die Krone des Genusses!“ Er winkte einem vorübergehenden Diener, befahl Kaffee und Cigarren zu präsentiren und versammelte eine Tafelrunde um sich, deren Glieder bald wieder auf dem bewegten Fahrwasser persönlicher Anschauungen dahinschwammen.

Die Erscheinung des Präsidenten hatte in Meischick trotz aller Vorsätze kaum bezwungene Gefühle wieder wach-

gerufen. Seine leise, verbindliche Sprechweise, das etwas gekniffene Lächeln der schmalen Lippen, die so viel zu verschweigen hatten von der vielseitigen Gourmandise ihres Besitzers, reizten ihn auf eine nahezu unerträgliche Weise, und es gehörte die Selbstüberwindung Meischick's dazu, um unter diesen peinlichen Verhältnissen äußerlich unbefangen den geeigneten Moment des Aufbruchs abzuwarten. Als er endlich kam, zeigte die große Wanduhr im Korridor die dritte Morgenstunde an.

Matt, abgespannt, als sei er von einer schweren Krankheit erstanden, schlug Meischick langsam den Weg nach Hause ein. Geräuschlos, keine Störung zu erregen, stieg er die Stufen hinan. Im Gange brannte noch helles Licht. Er öffnete seine Zimmerthüre und trat in das angenehm durchwärmte und traulich erleuchtete Gemach mit dem Gefühl eines Schiffbrüchigen, der festen Boden unter sich zu fühlen beginnt. Das Haupt schwer aufgestützt saß er vor dem Schreibtisch. Wenn er nur das zärtliche Geständniß Irmengard's erst überwunden hatte, alles Uebrige war dann schnell vergessen.

Es entging ihm, daß Schritte sich nahten. Als Tante Käthe dicht neben seinem Sessel stand, fuhr er fast erschrocken empor.

„Ich habe mich nicht getäuscht, als ich Deinen Schritt zu vernehmen glaubte, Hans," sagte sie mit tiefer, bewegter Stimme, ihm strahlenden Auges die Hand entgegenstreckend. „Deinem Hause ist heute großes Heil widerfahren, Margarethe hat Dir einen Knaben geschenkt! Geh', sie erwartet Dich mit Sehnsucht."

Ein fast schmerzhaftes Zucken der Freude und des Dankes durchzitterte ihn. Wortlos stand er auf, ohne Tante Käthe's Hand berührt zu haben.

Sie sah ihm kopfschüttelnd nach, wie er durch die Gemächer eilte, und folgte nicht.

Meischick, durch dieses Ereigniß über alle quälenden Zweifel erhoben, betrat die Stätte, wo Margarethe gelitten. Die junge Mutter lag glücklich lächelnd in den Kissen und rief seinen Namen.

Er mußte an sich halten, den stillen Frieden um sie her nicht mit seiner heftigen Erregung zu stören. Auf den Rand ihres Lagers setzte er sich nieder, faßte die Hände seines Weibes und küßte sie mit so überströmender Empfindung, daß Margarethens Augen sich mit seligen Thränen füllten. Sanft schob er den Arm unter ihr Haupt, beugte sich über die bleiche Stirn und flüsterte mit bebenden Lippen, was ihm sein Herz eingab: Worte warmer Zuneigung. Er beklagte aus tiefster Ueberzeugung, daß sie ihn nicht zu sich gerufen, und da Margarethe sich freute, standhaft geblieben zu sein, nannte er sie seinen guten Engel, aus dessen Händen er das höchste Glück des Lebens empfange, er küßte ihren Mund und gelobte sich doppelte Treue und Zuneigung für dieses selbstlose Wesen an, und Margarethe schlang die Arme in zärtlicher Liebe um seinen Hals und schaute verklärt in seine Augen.

So fand sie Tante Käthe. Befriedigt gönnte sie ihrem Liebling diesen schwer errungenen Lohn. „Hans," sagte sie dann in der Sorge um Margarethens Ruhe, „Du fragst gar nicht nach Deinem Sohn?"

Er richtete sich auf. Das Wort berührte seine Nerven wie ein elektrischer Funke. „Gieb ihn mir. Ich hatte jetzt nur Gedanken für Margarethe."

„Tante Käthe," flüsterte die junge Mutter, „laß mich ihn Hans überreichen. Er soll ihn zuerst aus meiner Hand empfangen!"

Die Stiftsdame nahm den schlummernden Kleinen aus der Wiege, küßte seine geballten Händchen und überreichte ihn der stolzblickenden Mutter. Margarethe beugte sich schnell, aber mit heißer Zärtlichkeit über seine geschlossenen Augen, bevor sie ihn ihrem harrenden Gatten in die Arme legte.

„Hier, Hans, ist unser Kind!" Nicht mehr sagte sie, aber in diesen wenigen Worten lag eine Welt von seliger Gemeinschaft, Glück und Freudigkeit.

Er nahm das Kind schweigend, aber in dem Moment, wo Meischick seinen Sohn an sich drückte, öffnete sich sein Vaterherz zu einer unermeßlichen Gefühlsweite. Alles ging darin unter. Er vergaß über diesem schuldlosen kleinen Schläfer, was seine Brust bis zum Zerspringen gequält und mit tiefer Reue erfüllt. In ihm sah er den Grundstein eines zukünftigen, gewissensfreien Daseins, in ihm die Bürgschaft unausbleiblicher Freuden, den Mittelpunkt aller gemeinschaftlichen Interessen, die unbewußte Macht, welche mit heiliger Einfalt Worte und Gedanken in der Bahn des Rechts und der Pflicht festhält.

So war es nicht allein Vaterliebe, sondern ein Gefühl wärmster Erkenntlichkeit, mit welchem Meischick auf seinen

Sohn niederblickte, auf dieses zarte Wesen, das ihn mit engsten Banden an sich gefesselt hielt.

„Wem sieht er ähnlich?" fragte Tante Käthe, als er ihr den Kleinen zurückgab.

„Ich sah nicht darnach," erwiederte er ruhig.

„Und das sieht Dir wieder ähnlich," scherzte sie, an Margarethens Lager tretend. „Jetzt aber muß ich Dich bitten, uns allein zu lassen. Gretchen muß durchaus zu schlafen versuchen!"

Die junge Frau hielt ihres Gatten Hand noch immer fest umspannt. „Warum soll er nicht bei mir bleiben?" fragte sie leise, obwohl die Blässe ihrer Züge immer auffallender hervortrat in dem Zwielicht des Nachtlämpchens.

„Weil Du angegriffen bist, Kind. Sei verständig und laß Hans gehen."

Meischick erhob sich schon. „Der Morgen ist bald da, dann sehen wir uns wieder," flüsterte er ihr beruhigend in's Ohr. „Wir können jetzt nur den einen Wunsch hegen, Dich bald frisch und gesund zu sehen."

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen. „So geh'!"

„Schlaf wohl, meine gute, liebe Margarethe!" — — —

Dieselben Sonnenstrahlen, welche Irmengard nicht mehr zu sehen vermochte, glitten gedämpft in Margarethens stilles Heiligthum und lösten den Bann, welchen Tante Käthe um ihre beiden theuren Pfleglinge gezogen. Der Kleine gedieh zur Freude Aller. Seine großen, dunklen Augen, das Erbtheil seiner Mutter, blinzelten mit behaglicher Zufriedenheit in dem Raum umher, wo er sein

Traumleben begonnen, nur zuweilen schienen sie fragend auf Margarethens bleichen Zügen zu verweilen, als sei es verwunderlich, daß noch immer kein Zeichen rückkehrender Lebenskraft sich darinnen spiegele.

Nein, kein Zeichen rückkehrender Lebenskraft, aber deutliche Merkmale zunehmender Hinfälligkeit. Weder Todesgedanken, noch das Bewußtsein unaufhaltsam steigender Schwäche trübten Margarethens Seelenfrieden, sie fühlte sich nur müde, immer müder, und, o, wie ruhte es sich so selig in den Armen des geliebten Mannes, an der Seite ihres Kindes und unter den unermüdlich wachenden Augen der treuesten Freundin.

Es war kein Geheimniß mehr für Tante Käthe, daß der ewige Abschied von ihrem Liebling nur noch durch Stunden aufgehalten wurde, und ihr Herz krampfte sich darob zusammen in bitterstem Weh. Sie trug diese niederdrückende Gewißheit wie eine Centnerlast auf der Brust. Ach, wie gern hätte die Stiftsdame die geliebte Scheidende noch einmal herzinnig in die Arme schließen und das sanfte Antlitz mit heißen Schmerzensthränen an sich drücken mögen, wie gern ihre letzten Wünsche empfangen und das Gelöbniß unwandelbarer Treue dagegen eingetauscht. Es durfte nicht sein. Hoch über aller selbstischen Empfindung stand Margarethens ungetrübte Ruhe, und so zwang diese seltene Frau ihrer geängstigten Seele ein heiteres Antlitz ab auch da, wo sie der Wehmuth zu unterliegen glaubte.

Ihr zuvor strebte Meischick, die letzten Tage seines Weibes durch eine die Grenzen menschlicher Leistungs-

fähigkeit streifende Liebe und Sorgfalt zu verschönen. Er wich keine Stunde von ihrem Lager. Die Außenwelt, so schien es, hatte aufgehört für ihn zu existiren; nur das eine Verlangen beherrschte ihn, der unerschöpflichen Liebe Margarethens im Leben seine unerschöpfliche Treue im Sterben entgegenzusetzen.

So von Allem umgeben, was irdische Glückseligkeit bedeutet, öffnete sich für Margarethe in stiller Nacht jene dunkle Pforte, an deren Eingang Meischick und Tante Käthe machtlos ihre Hände ausstreckten, die Sterbende zurückzuhalten. Unbarmherzig führte das Verhängniß von Minute zu Minute sie jenem Uebergange näher, den keine Klage, keine Macht der Verzweiflung, kein Ruf der Liebe abzuwenden vermag.

Der Knabe schlief süß und fest, ahnungslos, was ihm entrissen werden sollte. Ein schmaler Lichtstreif stahl sich durch den Wiegenvorhang und zeigte der jungen Mutter noch einmal sein rosiges, träumendes Antlitz. Sie war zu schwach, dem Wunsch Ausdruck zu geben, ihn an ihr Herz zu legen, morgen in der Frühe wollte sie das Versäumte mit doppelter Zärtlichkeit nachholen. Tante Käthe stand, fiebernde Gluth verhaltener Thränen auf den Wangen, tief über Margarethens Haupt geneigt und streichelte hin und wieder, sprachlos vor innerem Schmerz, die feuchte Hand, deren Gegendruck immer weniger fühlbar ward. Zuweilen flog aus ihren brennenden Augen ein wundersam weicher Strahl hinüber zu Meischick, dessen Blicke unverwandt auf dem ihm so theuer gewordenen Antlitz ruhten. Von Zeit zu Zeit beugte er sich nieder und flüsterte ihren

Namen „Margarethe". Dann lächelte sie, aber allmählig erstarb auch dieses letzte schwache Lebenszeichen unter dem Frosthauch des Todes. Noch einmal zuckten die blassen Lippen, als wollten sie sprechen; Niemand verstand, was Margarethe gesagt, aber Meischick und Tante Käthe wußten Beide, daß es sein Name gewesen war. Nach diesem Wort, welches Meischick von ihrem Munde hörte, folgte kampflos der letzte Athemzug. Sie war nicht mehr.

Tante Käthe, deren Thränen jetzt unaufhaltsam hervorbrachen, wandte sich jäh von dem Sterbelager ab und eilte aus dem Gemach.

Meischick verharrte regungslos auf seinem Platze. Sein Antlitz trug die Farbe der Verschiedenen, nur daß Margarethe lieblich lächelte, während seine Lppen zu einem schmalen, rothen Streifen zusammengepreßt wären. Noch immer hielt er die Todte fest umschlossen und konnte es nicht über sich gewinnen, die treuen braunen Augen für immer zu schließen. Nichts als ein heftiges Zittern, welches ihn von Zeit zu Zeit durchrieselte, gab Kunde, wie er litt. Als der Knabe im Schlaf leise zu weinen begann, fuhr er aus dumpfer Betäubung auf und berührte schaukelnd die Wiege. Dann löste er seinen Arm sanft, als könnte er Margarethe erwecken, von ihrem Nacken, legte sie in die Kissen zurück und drückte Minuten lang seine Lippen auf ihre Stirn. „Schlaf' wohl, meine gute, liebe Margarethe!" Darnach verließ auch er das Gemach. —

Drei Tage später, kurz bevor der Sarg geschlossen ward, trat Tante Käthe gramgebeugt, wenn auch mit

würdevoller Fassung an das blumenüberstreute Lager ihres Lieblings. Die Stunde der schwersten Trennung nahte, und sie wollte ungesehen und ungehört Margarethen die heilige Weihe ihrer segnenden Liebe mitgeben in das düstere Reich der Todten. Andächtig sank sie neben dem stillen Antlitz nieder und wiederholte sich im Geiste Alles, wodurch Margarethens Charakter ihre mütterliche Freundin beglückt und erfreut hatte.

„Du bist vielleicht zu gut gewesen für diese Welt," flüsterte sie leise, und über ihre Wangen rannen heiße Tropfen auf Margarethens kalte Stirn. „Du bist vielleicht zu rechter Zeit gegangen. Ist uns etwas Besseres beschieden als Verwesung, wer könnte gerechteren Anspruch darauf machen als Du, die beste, die sanfteste aller Frauen? Wo Du auch weilen magst, im finsteren Grabe oder in lichten Höhen, die Strahlenkrone Deiner Liebe wird überall leuchten, daß wir Dich nie vergessen können, mein trauter Liebling, nie! Und nun," hauchte sie mit gebrochener Stimme, „nimm meinen letzten Kuß! Leb' wohl, Gretchen — mein liebes, liebes Gretchen!"

Als sie aufschaute, stand Hans Meischick an der entgegengesetzten Seite des Sarges und reichte ihr über denselben hinweg stumm die Hand. Tante Käthe richtete sich daran empor, behielt sie aber auch dann noch in der ihren, als sie keiner Stütze weiter bedurfte.

„Hans," sagte sie mit tiefer, inniger Betonung, und über ihre verhärmten Züge glitt ein weicher Schimmer, „Hans, hier an dieser Stelle danke ich Dir für das, was Du Margarethe in den zwei Jahren Eurer Ehe gewesen

bist, danke ich Dir noch wärmer für das, was Du ihr im Tode bliebst."

„Willst Du meiner spotten?" fragte er finster.

„Ich sage nur das Eine," wiederholte sie mit Nachdruck, „ich habe mich nicht in Dir getäuscht. Ich sehe, wir verstehen uns."

Er fühlte ihren bekräftigenden Händedruck mit trauriger Befriedigung. „Warum," sagte er endlich herbe, „warum mußte dies sein?"

„Frage, warum der Tod alljährlich so viele hoffnungsreiche Mütter dem Kreise ihrer Liebe, ihrer Pflicht entreißt, frage, warum der Mehlthau über Nacht auf fröhlich sprießende Pflanzen fällt, frage, warum es überhaupt Noth und Ungemach auf der Welt gibt. Wir müssen uns mit der Annahme trösten, daß es keinem Menschen vergönnt ist, sein Dasein aus eigener Kraft auch nur um eine Spanne Zeit zu kürzen oder zu verlängern."

„Wohl," erwiederte er in Margarethens stilles Antlitz schauend. „Und dennoch! Wäre sie nicht die Meine geworden, noch heute könntest Du Deine Freude an ihr schauen. Wir schmieden uns unser Schicksal selbst, wir leben uns selbst, wir sterben uns selbst."

Und sie starb im Vollgenusse des Glückes. Wie Wenige dürfen sich eines gleichen Endes rühmen!"

„Diese Worte werden in mir fortdauern," erwiederte Meischick, Tante Käthens Rechte mit festem Druck in die seine ziehend. „Ich habe nur den einen Wunsch, daß es mir bald vergönnt sei, an der Seite dieser theuren Todten Frieden und Ruhe für immer zu finden."

Sie sah mit kummervollem Vorwurf in seine ermatteten Züge. „Und Dein Sohn?"

Er wandte sich hastig ab, damit Tante Käthe die brennenden Tropfen nicht gewahrte, welche sich seinem gepreßten Herzen langsam entrangen.

27.

Margarethe ruhte im Grabe. Die Blumen auf ihrem Hügel hatte der Nachtfrost schnell vernichtet, rauhe Winde zerrten an den Seidenschleifen der Palmenzweige und an den weißen Rosenkränzen, als wollten sie das Geheimniß durchdringen, wen dieser sinnige Schmuck hier verbergen sollte.

Tante Käthe, zum zweiten Male wiederkehrend, ordnete mit liebender Hand das wild zerflatterte Laubwerk, wobei ihre großen, dunklen Augen gedankenschwer gegen den wolkenbedeckten Himmel gerichtet waren. Sie hatte heute beim Mittagsmahle der Bitte Meischick's nachgegeben, an seinem Kinde fortan Mutterstelle zu vertreten. Die Stiftsdame war keinen Moment in Zweifel gewesen, welch' eine unabsehbare Kette von Verpflichtungen und Beschränkungen sie diesem nicht leicht zu befriedigenden Manne gegenüber auf sich nahm, indessen die Liebe zu Margarethe und ihrem Sohne siegte. Zuletzt, als Tante Käthe sich das Herz am Grabe ihres Lieblings frei und leicht geweint, schien es ihr, als habe diese schwebende Frage überhaupt keine andere Erledigung finden können, und mit neu belebter Zuversicht und thatkräftigem Entschluß verließ sie den Friedhof, in dessen froststarrenden Bäumen der Wind heulte und brauste.

Die Stiftsdame hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als plötzlich ein lauter Ruf der Freude und Ueberraschung an ihr Ohr traf. Sie wandte sich um und sah aus allernächster Nähe in das blühende, vom eiligen Lauf stark geröthete Antlitz Dreysing's.

Er hielt ihr beide Hände entgegen. Ehe sie die ihren hineinlegen konnte, hatte der Justizrath sie bereits erfaßt und mit einer Innigkeit gedrückt, welche wohler that als alle Worte der Welt.

„Ich weiß, ich weiß Alles!" flüsterte der alte Herr, die hohe schwarzgekleidete Gestalt flüchtig musternd. „Sie haben schweres Leid erfahren — aber nicht das schwerste! Hätte ich gewußt, daß Sie anwesend waren —"

„Warum kamen Sie nicht zu meinem Neffen? Warum fehlten Sie, gerade Sie bei der Beerdigung seiner Gattin?" fragte die Stiftsdame sehr ernst.

„Ich, ich — es war mir unmöglich, Meischick nach jener Soirée bei dem Präsidenten v. Exleben wiederzusehen. Unmöglich bis jetzt auch, ihm ein Trostwort zu sagen. Sie mögen mich tadeln, wie Sie wollen!"

Tante Käthe sah ihn lange an. „Dreysing, mein Freund, es ahnte mir, daß in jener Nacht — geben Sie mir Wahrheit, es ist Ihre Pflicht!"

„Haben Sie nicht erfahren —?" Er brach ab, zweifelhaft, ob diese verspätete Kenntnißnahme der Fragenden zum Heil gereichen könne.

„Nichts! Aber daß Hans Meischick im allerschwersten Seelenkampfe heimkam, das, o, das las ich ihm von der Stirn. Wen sah er? Wen sprach er?"

„Irmengard!"

Tante Käthe empfand bei diesem herausfordernd betonten Wort einen flüchtigen Schwindel. Sie stützte sich auf Dreyfing's Arm.

„Oder, wenn Sie wollen, Garda Menari," fuhr er unbeirrt fort. „Sie bekannte ihm, dieses thörichte, leidenschaftliche Kind, ihre reuige, heiße Liebe und vernahm sein Bekenntniß, daß er mit einer Anderen vermählt sei, mit ihrer Feindin. Ach, das war Großmuth!"

Die Stiftsdame riß sich von ihm los. „Schmähen Sie den Mann nicht, welchem Keiner von uns in dem vorliegenden Falle nachstreben könnte, Sie nicht, ich nicht! Oder wollen Sie sich Hans Meischick gegenüber Ihrer Freundschaft für ein treuloses Weib rühmen? Ihm gegenüber, der Treue und Freundschaft durch seine sittliche Kraft hoch über jeden selbstischen Trieb erhob, der diese Begriffe adelte und zu einer Macht umstempelte, hinter welche kein noch so heißes, verbotenes Sehnen drang?" Dann nach einer Pause, welche Dreyfing nicht unterbrach, fragte sie zögernd: „Und ihre Liebe gestand sie ihm ein? Das wissen Sie? O, hätte er die Unglücksstifterin nie mehr gesehen!"

Dreyfing, welcher in Allem tolerant war, nur nicht, wenn es sich um ein schroffes Urtheil über seinen Liebling handelte, blieb vor einem Hause stehen und sagte erregt: „Dieser letzte Wunsch verräth mir, daß Ihre damalige klare Einsicht in die Akten Meischick contra Irmengard durch dazwischen getretene Verhältnisse zum Nachtheil der Letzteren getrübt worden ist. Wenn ich Ihnen gesagt haben

werde, was diese Unglücksstifterin — nein, nicht hier auf offener Straße," unterbrach er sich, „obgleich die Spatzen von den Dächern Garda Menari's Elend pfeifen. Ich will mit meiner Schilderung den Panzer sprengen, welchen Zeit und Einfluß um Ihr gerechtes Herz gelegt, ich will die Stimme des Mitleids hervorzwingen, will die Frau erwärmen für die Frau, eine Unglückliche für die andere. Hier ist meine Wohnung — wollen Sie bei mir eintreten? Wir Beide sind, denke ich, über die fade Scheinheiligkeit unserer Anstandsregeln erhaben."

Sie zauderte noch, aber die Mahnung des Justizraths war eine so unabweisbare, daß Tante Käthe kurz entschlossen seinen Arm annahm und mit ihm den Hausflur betrat, aus welchem er sie sichtlich dankbar erregt in sein behaglich ausgestattetes Junggesellenheim hinübergeleitete.

In ihren Sessel zurückgelehnt, den Blick zuerst mit kühler Zurückhaltung, sodann in wachsendem Erstaunen und Theilnahme, endlich mit regstem Interesse auf den Erzähler gerichtet, ließ Tante Käthe das vielbewegte Schicksal ihrer einstigen Verwandten an sich vorüberziehen. Es bedurfte der Versicherungen nicht, ihr eigenes Gefühl bürgte dafür, daß Alles, was Irmengard in vermeintlichem Haß, in Trotz und Reue gethan, gedacht und empfunden, seinen Ausgangspunkt von einer unvertilgbaren Liebe zu Meischick genommen hatte. Sie hörte mit fröstelndem Schrecken die Worte Irmengard's, welche ihre eigene Person in den Mittelpunkt alles Unheils stellten, wiederholen: „Vor Dir

bin ich nicht geflohen, vor Tante Käthe's Korrektionshaus floh ich in kindischer Furcht." Was jetzt noch folgte, konnte die warmherzige Frau nur mit bang verhaltenem Athem vernehmen. Dreysing sprach nicht mehr laut, er flüsterte tief bewegt und stockend, denn er schilderte den jähen zerschmetternden Sturz von der Höhe der Kraft und Herrlichkeit in die Tiefe ewiger Nacht und Hilflosigkeit. Vor dem Wort blind stockte seine Zunge, aber der zitternde Angstschrei, welcher Tante Käthe's Lippen entfloh, bewies, daß sie das Schrecklichste errathen. Bleich, die Hände in einander gepreßt, das Haupt geneigt, um welches der schwarze Trauerflor sich langsam wie eine dunkle Wolke senkte, saß sie Minuten lang.

Es dauerte geraume Zeit, bevor sie sich von ihrer Erschütterung erholt hatte. Als es geschehen war, faßte sie Dreysing's Hand und flüsterte: „Weiter!"

„Was soll ich Ihnen weiter sagen!" rief der alte Herr, selbst von Neuem bis in die Tiefen seiner Seele ergriffen. „Es glaubte Niemand an Irmengard's Verlust, so lange das heftige Fieber andauerte, welches die verzweifelnde Angst und eine starke Erkältung ihr zugezogen, man war der Ueberzeugung, daß eine Sinnestäuschung, ein eingebildeter Nervenreiz diese immer wiederkehrenden Paroxysmen herbeiführe, bis der erste ruhige Moment die grauenvolle Wahrheit bestätigte. Da brach das junge, hoffnungsvolle Leben in Irmengard zusammen. Den Ausbrüchen ungezügelter Leidenschaft folgte Ruhe, aber die stumpfsinnige, brütende, verzehrende Ruhe, welche mich mit namenloser Sorge erfüllt."

„Und die Aerzte?“ murmelte Tante Käthe dumpf.

„Die Aerzte? Sie sprachen von Ueberreizung der Nerven, von Erkältung, von Lähmung, von Allem, nur nicht von dem, was Hilfe schaffen könnte.“

„Gibt es eine Hilfe?“

Der Justizrath zuckte schmerzlich die Achsel. „Unter hundert Unwahrscheinlichkeiten eine Möglichkeit. Aber gleichviel, Irmengard muß daran glauben, sonst geht sie zu Grunde.“

„Und die Welt, die gleisnerische, treulose Welt, beklagt sie nun ihre Göttin?“ fragte Tante Käthe bitter.

„Sobald der Reiz der Neugier gestillt war, sobald ein neues interessantes Thema gefunden war, sobald ein gut renommirter Ersatz in Aussicht stand, leerten sich die Salons der gefeierten Künstlerin allgemach von Theilnehmenden und früheren Verehrern, welche sich sonst täglich nach ihrem Befinden zu erkundigen pflegten. Es ist ja einmal so der allgemeine Lauf der Dinge.“

„Und Irmengard? Was wird die Unglückselige beginnen?“ forschte Tante Käthe, seine Hand ergreifend.

„Zunächst ist ihr unbedingte Ruhe und Trennung von den gegenwärtigen Verhältnissen verordnet. Sie selbst leistet keinen Widerstand mehr, ließe man sie sterben und verderben, es wäre ihr recht, sie würde nicht klagen. Auch ihre sehr bedenkliche pekuniäre Lage kümmerte sie nicht im Geringsten. Irmengard ist arm und wie alle schnell berühmt gewordenen Künstlerinnen nicht schuldenfrei. Pensionsansprüche hat sie nicht, und der Erlös aus ihrem Besitzthum wird schwerlich länger als für etliche Jahre

ihr ein erträgliches Dasein sichern. — Nein, unterbrechen Sie mich nicht!" rief der Justizrath, die Hand der Stiftsdame beruhigend drückend. „Wozu wäre ich da? Irmengard wird Mangel nicht kennen lernen. So lange ich lebe, theilen wir das, was ich ehrlich erworben habe, und nach meinem Tode ist sie meine Erbin. Morgen schon bringe ich sie zu einem Nervenarzt in eine schöne, gesunde Waldgegend, wo sie fern von dieser Unglücksstätte weilt und mir doch nahe genug bleibt, ihr Leben fernerhin zu überwachen."

Tante Käthe hatte seine Rechte fahren lassen. Der wildbrausende Strom ihrer Gefühle hatte sich unter seinen hochherzigen Worten geklärt. Sie stand auf. Einer inneren Eingebung folgend, trat sie in das Nebengemach, um mit sich allein zu prüfen, was ihr plötzlich als die schönste, heiligste Pflicht erschien.

Dreysing verstand sie nicht in ihrem Thun, auch dann noch nicht, als sie festen Schrittes zurückkehrte und mit gewohnter überzeugender Ruhe sagte: „Irmengard wird mit mir gehen!"

„Mit Ihnen?" fragte er gedehnt, denn er dachte an Meischick's Haus.

„Mit mir! Nicht fremde bezahlte Menschen dürfen solche Herzenswunden sehen, denn hier gilt es mehr zu heilen, als kranke Augen, hier gilt es eine kranke Seele zu retten. Die leitende Hand erziehender Liebe allein vermag das größere Uebel zu heilen. Irmengard sagt, sie sei vor mir geflohen; ich ahnte es damals, heute weiß ich es — nun gut, das Unheil, welches ich unwissentlich

geschaffen habe, will ich gut machen, soweit es in meiner Macht steht. Ohne mich zu kennen, hat sie mich gehaßt, ohne mich zu kennen, soll sie mich lieben lernen, das sei mein Lohn. Ein theures, geliebtes Kind habe ich verloren, ein anderes nehme ich dafür an."

Der Justizrath sah ihr bewundernd in's Auge. „Das wollten Sie? Das wollten Sie an der Aermsten thun?"

„Das will ich, aber nach meinem eigenen Gutdünken, sonst erfüllt sich ihr Herz mit Mißtrauen, statt mit Vertrauen. Sie werden mich als Ihre Verwandte, als Frau — nun, wie soll ich mich schnell nennen?"

„Als Frau Anna Dreysing, als meine Schwägerin!" fiel er schnell ein.

„Gut, als Ihre Schwägerin werden Sie mich bei Irmengard einführen und ihr mittheilen, daß ich Willens sei, sie gegen eine mäßige Entschädigung bei mir aufzunehmen. Sagen Sie ja nicht mehr, um keinerlei Bedenken in ihrer empfindlichen Seele zu erregen. In einigen Tagen, wenn die häuslichen Angelegenheiten meines Neffen geordnet sind, werde ich dann mit Irmengard nach einem klimatischen Kurort abreisen. Sie werden Nachricht erhalten. Nur das Eine versprechen Sie mir," — Tante Käthe schaute ihn mit durchdringenden Augen mahnend an — „daß niemand Anderes es von Ihnen erfährt, Niemand, hören Sie? Sie könnten großes Unheil anrichten!"

„Niemand, mein Wort darauf!"

„Gut, so kommen Sie, die Sache eilt. Gehen wir zu Irmengard. Und Vorsicht!"

„Vorsicht!“ sagte Tante Käthe noch einmal, als Beide vor der Schlafstubenthüre Irmengard's standen und sie den Justizrath nicht so ruhig fand, wie sie es wünschte.

Susanne öffnete auf sein Klopfen die Thüre. Das Mädchen sah verhärmt und traurig aus.

„Wie geht es heute?“ fragte Dreysing leise, während Tante Käthe das dumpfe, heiße Gemach mit ihren Blicken durchflog.

„Schlecht, sie hat wieder Selbstmordgedanken,“ flüsterte Susanne, neugierig die hohe, imponirende Erscheinung der Fremden musternd.

Der Justizrath ging auf einen niedrigen Divan zu, welcher hinter einem Wandschirm stand. Tante Käthe folgte.

Eine weiße Gestalt mit gelöstem blondem Haar, das Antlitz in den Kissen vergraben, lag auf dem Ruhebett und regte sich nicht bei seiner Anrede.

Dreysing beugte sich zärtlich nieder und legte seine Hand bittend auf ihre Schulter. „Ich bin es, Irmengard. Wollen Sie mir nicht guten Tag sagen?“

Sie seufzte tief auf, ohne der Aufforderung Folge zu leisten.

„Irmengard,“ fuhr er tröstend fort, als spräche er zu einem Kinde, „ich bringe Ihnen heute eine freudige Nachricht. Sie wollten so ungern in eine Pension unter fremde Menschen gehen; hier ist meine Schwägerin, die Sie gern aufnehmen will und pflegen, bis Sie Ihr Augenlicht wieder erlangt haben.“

Die junge Frau erhob langsam das lockige Haupt.

Gerade auf Tante Käthe richtete sie unwissentlich den lichtlosen Blick und bewegte damit deren Herz so gewaltig, daß diese nicht umhin konnte, die herabhängende Hand Irmengard's zu erfassen.

„Ja," sagte sie mit ihrer tiefen, sonoren Stimme, „so ist es. Ich hörte durch meinen Schwager von Ihrem Schicksal und bin bereit, Sie in meinem Hause willkommen zu heißen."

Die Stiftsdame hatte Irmengard nie gesehen, desto mehr überraschte sie die unbeschreibliche Anmuth dieser Züge, welche trotz Krankheit und Seelenangst ihren bestrickenden Zauber nicht eingebüßt hatten. „Nicht wahr, Sie werden gern mit mir gehen?" fragte sie gütig.

„Mir ist Alles gleich, am liebsten stürbe ich," erwiederte Irmengard in machtloser Verzweiflung. „Gäbe man mir eine Waffe —"

„Das sind frevelhafte Gedanken," flüsterte der Justizrath, ihr goldenes Haar liebkosend. „Ihre Pflicht ist es, sich mir zu erhalten, der ich Sie sehr, sehr lieb habe, wie Sie wohl wissen!"

Sie hörte nicht darauf.

Tante Käthe aber hatte in dieser kurzen Zeit tief genug hineingesehen in die trostlose Oede und Hoffnungslosigkeit eines gebrochenen Willens, um ihren Entschluß freudigen Herzens vor Margarethens Andenken zu verantworten. „Es bleibt dabei!" sagte sie nach kurzer Pause. „Ich werde Sie in wenigen Tagen abholen und verspreche Ihnen im Voraus meine volle Theilnahme. Darauf hin können Sie mir getrost folgen."

„Ich darf Fräulein Menari doch begleiten?“ warf Susanne ein. „Sie ist an mich gewöhnt!“

Der Justizrath wollte gutmüthig bejahend antworten, aber Tante Käthe kam ihm schnell und sehr bestimmt zuvor. „Die Jungfer bleibt hier! Ich habe Dienerschaft genug daheim für die Kranke!“

Sie nahm Irmengard's Hand und drückte sie leise, grüßte Dreyssing flüchtig und verließ das Gemach.

Während die Stiftsdame nach Hause ging, hatte sie vollauf damit zu thun, sich einen Plan ihrer zukünftigen Thätigkeit zurecht zu legen, nach welchem sie systematisch nachzuholen gedachte, was bisher Jeder, auch Meischick, an Irmengard versäumt.

„Was sind wir Menschen mit unseren Entschlüssen!“ murmelte sie kopfschüttelnd bei sich. „Da glaubte ich schon vor der Erziehung eines kleinen, unwissenden Kindes zurückweichen zu müssen, und stehe jetzt vor der Schwelle eines Unternehmens, das mich in jedem Augenblick für die Fehler und Mängel einer fremden Undankbaren verantwortlich macht. Kindischem Eigensinn gegenüber fürchtete ich die Begutachtung des Vaters, dieser verzweifelten Frau gegenüber fordere ich die ganze Welt zu Zeugen auf. Wer konnte sich diesem schönen Weibe wohl anders als bewundernd nahen? Hätte Hans —“

Sie schwieg. Die blendende Gestalt Irmengard's, wie sie liebeflehend vor Meischick niedergesunken war, wollte sich nicht aus ihrer Vorstellung bannen lassen. Was kein Anderer wußte, ihr hatte es der Zufall verrathen, und mit der Bitterkeit zugleich gegen die wunderlichen Launen

des Schicksals vereinte sie Hochachtung für den Mann, welcher auch diese letzte schwerste Probe seiner Pflichttreue bestanden. Jetzt schon war der Moment gekommen, wo Tante Käthe im verborgensten Winkel des Herzens der geliebten Todten ihr frühes Scheiden gönnte, denn nach dem, was geschehen, mußte Einer von Beiden, Meischick oder Margarethe, an dem nagenden Zwiespalt ihrer Seelen früher oder später zu Grunde gehen.

„Man muß vom Menschen nur Menschliches verlangen," flüsterte Tante Käthe, als sie ihr Heim erreicht hatte, „aber auch darauf halten, daß er Menschlichkeit übt." Trotz allen Philosophirens konnte sie es doch nicht hindern, daß der drohende Moment des Scheidens von Allem, was Margarethe so heiß geliebt, beim Eintritt in's Haus doppelt und dreifach schwer auf ihrem Gemüth lastete. Langsam stieg sie die Stufen hinan. Vor dem Zimmer ihres Neffen blieb die Stiftsdame zögernd stehen, sie wußte, welche schmerzliche Enttäuschung ihm vorbehalten war, deshalb umfaßte sie ihn und seinen holden Liebling in diesem Augenblick mit fast mütterlicher Innigkeit.

„Hans," sagte sie leise, aber bestimmt, „ich habe Gelegenheit gehabt, unser Gespräch bei Tisch nochmals und besser zu überlegen. Was die Erziehung des Kindes anbelangt, so kann ich nicht bei Dir bleiben, Hans!"

„Nicht?" fragte er hastig. „Und doch waren wir einig!"

„Du wirst nicht glauben, daß irgend welche persönliche Bedenken mich in einem einmal gefaßten und liebgewonnenen Entschluß schwankend machen können, indessen der

Mensch ist den Verhältnissen unterthan, Du hast es ja auch schmerzlichst erfahren. Wenn ich mich also der theuren Pflicht entreiße, Deinen Sohn zu einem tüchtigen, brauchbaren Manne zu erziehen, so mußt Du schweigend einsehen, daß ich nicht anders handeln kann!"

„Darf ich wissen —?" fragte er ziemlich schroff, weil er sich verletzt fühlte.

„Warum nicht? Später, wenn Alles so geordnet ist, wie ich es wünsche, sollst Du den Beweggrund ausführlich hören. Vorläufig liegt mein zukünftiges Leben verschleiert selbst vor Deinem Blick. Es ist wirklich besser, Hans, wenn ich Dich jetzt verlasse."

„So geh'! Begreifen kann ich Dich nicht, ebenso wenig halten."

„Du sollst darunter nicht leiden, Hans," fuhr sie beschwichtigend fort, „eine Dame meiner Bekanntschaft, eine gute, würdige Frau, wird Deinem Haushalt nach besten Kräften vorstehen und unseren Liebling pflegen, wie ich es gern gethan; in wenigen Tagen kann sie hier angelangt sein, dann bin ich von selbst überflüssig geworden."

Er trat dicht an ihre Seite und sah sie kopfschüttelnd an. „Tante Käthe, Tante Käthe, Du könntest uns wirklich kalten Herzens verlassen wollen? Was würde Margarethe dazu sagen?"

Sehr ernst und feierlich erwiederte die Stiftsdame hierauf: „Wenn sie uns noch sehen kann, wird sie mein Vorhaben segnen!"

„Nun denn, so mag es sein! Scheiden wir also in Frieden!"

„In herzlichem Frieden, Hans!" wiederholte sie innig. „Und hoffen wir auf ein glückliches Wiedersehen!" — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Tage später verließ Susanne unter heißen Thränen die gewohnten Räume, bitteren Groll gegen Tante Käthe's Machtspruch im Herzen tragend.

Der Justizrath hatte mit Irmengard schon am Tage zuvor die Residenz verlassen, theils um dem Gerücht Wahrscheinlichkeit zu verleihen, daß er fortan für ihre Pflege Sorge tragen werde, theils auch um Tante Käthe die Begleitung ihres Neffen nach dem Bahnhofe zu ermöglichen, was sich Letzterer in keinem Falle würde haben nehmen lassen.

Erst mehrere Stationen von der Residenz entfernt trat Dreysing sein Beschützeramt an die einzige Frau ab, welche er dieser Aufgabe für würdig erachtete. In dem Augenblick, wo sie seinen Platz neben Irmengard im Coupé einnahm, selbst bleich und bekümmert von dem kaum überstandenen Abschied, erschien sie ihm wie die personifizirte freundlich waltende Vorsehung, und er drückte, obschon die junge Frau weder Theilnahme noch Widerwillen zeigte, ermuthigend Irmengard's Hände und flüsterte ihr die Zusicherung einer schöneren Zukunft in's Ohr.

„Wann darf ich Nachricht erwarten?" fragte er, als zum zweiten Male geläutet ward.

„Gar nicht vorläufig, lieber Dreysing," erwiederte Tante Käthe leise. „Fragen Sie in einem halben Jahre, in einem ganzen vielleicht wieder an. Zuerst muß ich meine Angelegenheiten im Stift ordnen, bevor wir an

eine Heilanstalt denken können. Jedenfalls richten Sie Ihre etwaigen Briefe an meine Adresse."

Die Glocke läutete zum dritten Male, und während der Zug langsam den Bahnhof verließ, eilte der Justizrath an den Billetschalter und erstand ein Rundreisebillet nach dem Orient. In die Residenz zurückzukehren war ihm unmöglich geworden.

28.

Das Stift der adeligen Damen, welchem Tante Käthe seit ihrer frühen Wittwenschaft angehörte, lag in einer größeren Provinzialstadt Schlesiens ziemlich romantisch am Ufer eines bescheiden vorüberwallenden Flüßchens. Von außen sah der massive Bau mit seinem dunkelgrauen Gewande, dem sargähnlich geformten Dach, den nicht eben großen Fenstern freilich eher düster als einladend aus, aber hatte man nur erst den hohen, kühlen Hausflur betreten, welcher sein Tageslicht durch bunte Scheiben erhielt, die den steinernen Fußboden bis hinauf zu den beiden Treppenmündungen mit lieblichem Farbenspiel schmückten, so söhnte man sich mit der melancholischen Monotonie der Außenseite aus. Sobald der Lenz erwachte, öffnete sich die bis dahin sorglich verschlossene schmale Hinterthüre in den geräumigen schattigen Stiftsgarten, dessen hohe Lindenbäume weithin dufteten und unter dessen Laubgängen es sich so traulich und ungestört lustwandeln ließ. Eine Fülle von Blumen und blühendem Gesträuch umzog die sorglich gepflanzten Gänge, von deren gelbem Kiesgrund die schwarzen Gewänder der Stiftsdamen sich charakteristisch

abhoben. Bis über den Fluß hinüber, durch eine zierliche Bogenbrücke mit den diesseitigen Anlagen verbunden, erstreckte sich der reiche Grundbesitz des Stiftes, terrassenförmig ansteigend gegen eine mächtige Weißdornhecke, deren undurchsichtiges Zweiggewirr jeden neugierigen Einblick abwehrte.

Die äußeren Angelegenheiten der Stiftung unterlagen dem Beschlusse eines Kuratoriums, die inneren dagegen leitete gemäß den Statuten eine Oberin, zur Zeit eine liebenswürdige alte Dame, als deren Busenfreundin und Nachfolgerin man unverhohlen Tante Käthe bezeichnete. Ueberhaupt erwies sich unter den zwanzig Stiftsfrauen, deren Zahl nicht überschritten werden durfte, Tante Käthe's frischer Humor und ihre gesunde Lebensanschauung als ein wirksames Mittel gegen geistige Stagnation in diesem ehrwürdigen Hause, weshalb auch ihre Persönlichkeit sich einer allgemeinen und neidlosen Beliebtheit zu erfreuen hatte.

In diese halb klösterliche Zurückgezogenheit führte Frau v. Langen ihre unglückliche Pflegebefohlene. Nach einem eingehenden Gespräch mit der Oberin, worin diese die volle Wahrheit erfuhr, ward ausnahmsweise der längere Aufenthalt einer Fremden im Stift gestattet unter der Bedingung, daß keinerlei Störungen durch die Anwesenheit derselben verursacht würden.

Die Tage kamen und gingen, ohne daß Irmengard's Stumpfsinn sich in etwas gelichtet hätte. Sie blieb apathisch und wortlos auf der nämlichen Stelle sitzen, wo Tante Käthe sie früh hinzuführen pflegte. Allen Aufmerksam-

keiten und Bemühungen gegenüber blieb sie gleichgiltig, ja, es würde ihr augenscheinlich sogar lieber gewesen sein, unbeachtet im Bett verweilen zu können, nur um nicht an ihr Elend erinnert zu werden.

Dann gab es wohl Momente, wo Tante Käthe aufseufzte und an ihrem edlen Rettungswerk verzweifeln wollte, aber der Mahnruf: „Vor Dir bin ich nicht geflohen, sondern vor Tante Käthe!" stachelte ihre Seelenstärke immer von Neuem an, wie auch der Kontrast zwischen dem Einst und Jetzt, den Dreysing ihr geschildert, das weibliche Mitgefühl mit der Hartgestraften nicht erlöschen ließ.

So war der März verstrichen, so verstrich der April, und als es Mai wurde und noch keinerlei Besserung sich zeigen wollte, da erfaßte Kleinmuth das starke Herz der Stiftsdame. Wenn es so blieb, was war das Ende?

Von Meischick trafen Briefe ein, Berichte über das Wachsthum des Kleinen, aber nur so lange von ihm die Rede war, malte sich innere Zufriedenheit in den Worten des Schreibenden. Alles Uebrige trug eine resignirte, oft bittere Färbung, woraus Tante Käthe entnahm, daß ihr Neffe Irmengard's Schicksal erfahren und nur aus Rücksicht auf den erlittenen Verlust es ihr nicht mitzutheilen wagte. Seine Anfrage endlich, ob sie etwas Näheres über den Verbleib Dreysing's gehört, bestätigte Tante Käthe das Gelingen ihres Planes ebenso sehr, als sie ihr Meischick's ruhelose Sorge und Theilnahme für sein einstiges unglückliches Weib verrieth.

Die Stiftsdame blickte gedankenvoll auf dieses soeben erhaltene Schreiben nieder, als ein zitternder Ton von

Irmengard's Lippen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. „Wünschen Sie etwas?“ fragte sie, sogleich an die Seite der jungen Frau tretend.

„Nein,“ murmelte Irmengard, ihr Antlitz in den Händen vergrabend.

„Sie leiden? Gewiß, Sie leiden!“ Die hohe Gestalt der Stiftsdame, Meischick's Brief noch in der Hand haltend, beugte sich zu der Blinden nieder. „Wer so seufzt, wie Sie es eben thaten, trägt immer schweres Leid. Wollen Sie nicht einmal den Versuch machen, Ihr bedrücktes Herz, wenn auch nur durch eine Thräne, zu entlasten?“

„Thränen?“ rief Irmengard bitter, „Thränen? Seit jener Unglücksnacht, die mein Augenlicht verschlang, sind die Tropfen versiegt. Es ist Alles leer hier, heiß und trocken. Thränen? Ich habe sie geweint, bis ich glaubte, ihr glühender Strom müsse mir die Brust zersprengen; es wären ihrer genug gewesen, mein elendes Dasein zu ersticken. Hätte ich sie noch einmal zurück die Stunden, in welchen sie so nutzlos flossen — o, hätte ich sie noch einmal zurück!“

Tante Käthe unterbrach sie mit keinem Wort. Ihr ward zur Muth, als schimmerten die ersten Sonnenstrahlen hinter finsterem Gewölk hervor. „Was würden Sie unternommen haben?“ fragte sie endlich ruhig, als Irmengard schwieg.

„Das will ich Ihnen sagen,“ flüsterte die junge Frau, Tante Käthe's aufgestützten Arm umspannend. „Es gibt einen Mann auf dieser Erde, den das Geschick zu meinem Verderber ersehen hat. Kein Schmerz, keine Thräne, kein

Ungemach, das mir nicht aus seinen Händen kam! Dieser selbe Mann nahm mir die Freuden meiner Jugend, den Glauben an meinen eigenen Werth, er brach mein Herz durch den unerhörtesten Verrath und raubte mir, was Niemand wiederzugeben vermag, mein Augenlicht. Begreifen Sie jetzt? Er hat mich in die ewige Nacht gestürzt, mich unterthan dem Mitleid fremder Menschen gemacht, die Ruhmeskrone mir vom Haupt geschleudert —" Sie preßte in namenlosem Schmerz die Lippen auf einander, man sah, wie dieser langverhaltene Ausbruch jede Fiber ihres Körpers empörte. „Dieser Mann," flüsterte sie, „dieser Mann mit der gespaltenen Zunge und dem Basiliskenblick, dieser Mann ohne Mitleid, ohne Erbarmen, ohne Empfindung —" Die Sprache versagte ihr vor Erregung.

„Was wollten Sie thun, um sich zu rächen?" fragte die Stiftsdame gelassen, obwohl selbst erschüttert von diesem trügerischen Bekenntniß.

„Gift nehmen und hingehen und vor seinen Füßen sterben und vor denen seines Weibes und —" Es übermannte sie.

„Treulos war er gegen Sie?" forschte Tante Käthe, die Schweißtropfen von Irmengard's Stirn trocknend.

„Ich nahm auf seinen Befehl und auf Betreiben seiner Tante, die darauf ausging, mich von seinem Herzen zu trennen —"

„Nein, nein!" fiel die erschrockene Frau unwillkürlich ein. Aber sie faßte sich schnell und fuhr gelassen fort: „Wie können Sie so ungereimte Dinge glauben!"

Irmengard, deren Brust unaufhaltsam, wie der Krater

des Vulkans seine Gluthen, ihren unermeßlichen Jammer ausströmen ließ, riß Tante Käthe's Hand von ihrer Stirn herab und umklammerte sie mit der Kraft der Verzweiflung. „Diese Frau, die ich nie gesehen, der ich nichts zu Leide that, gegen welche ich nichts verschuldet, als meine große, wahnsinnige Liebe zu ihrem Neffen, diese Frau, sage ich Ihnen, hat mich ohne Scheu vor meinen heiligen Rechten in den Augen meines Mannes und denen ihres verrätherischen Lieblings zu einem Geschöpf herabgesetzt, das aus Gnade und Barmherzigkeit sein Brod aß. So war es, so war es!" rief sie aufschreiend in qualvoller Erinnerung. „Diese Frau, die er vergölterte und deren kränkende Briefe er mir mit stolzer Genugthuung zeigte, diese Frau, welche zwischen unsere Herzen gewaltsam ein fremdes, berechnendes Mädchen schob, ungeachtet meines Flehens, meiner heißen Thränen — o Schicksal, wenn Du Deine Strafen nicht nur für mich hast, sondern auch für Andere, vergilt es dieser Frau, vergilt es diesem Mädchen, was sie an mir verbrochen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wegen Meineids.

Novelle

von

L. Haidheim.

1. (Nachdruck verboten.)

„Adieu, Mutterchen! Und wenn er wieder kommt, so sagst Du es ihm, daß ich ihn bitte, seine Besuche zu unterlassen, und daß aus einer Heirath ja doch nie etwas werden könnte! Sag' es ihm nur recht ernst und eindringlich, Mutter, weißt Du, nicht ärgerlich, denn er meint es ja gut und rechtschaffen, aber es kann doch nimmer sein! Er muß doch auch bedenken, daß ich ein ehrliches Mädchen bin, und unsere Armuth soll er auch in Betracht ziehen. Wenn sein Vater es wüßte, wäre ich ja sofort um meine Stelle!"

Das junge Mädchen, welches so sprach, indem es den Drücker der Thüre schon in der Hand hielt und der Mutter noch ein letztes Mal zunickte, war keine gewöhnliche Erscheinung; schon durch die tadellose, hochgewachsene Gestalt fiel es Jedem auf, und in den graublauen Augen lag eine so ruhige, ernste Zuversicht, daß man fühlte, die Gedanken hinter solchen Augen waren ehrenwerth und kamen aus einem treuen Herzen.

„Ja, Else, ich will's ihm sagen, und ihm auch das

Kästchen mit dem Goldkreuz wieder geben. Wir wollen keine Geschenke, was wir brauchen, kannst Du verdienen. Adieu, Kind, ich überrasche Dich heute Mittag mit Deinem Leibgericht."

Die verwittwete Pastorin Mühlbrandt sah ihrer Tochter nach, und in den schlichten Zügen der unter Sorge und Arbeit früh gealterten Frau malte sich dabei die innige Liebe für diese Tochter, welche unermüdlich Tag für Tag in dem größten Konfektionsgeschäfte der Stadt Mäntel, Kleider und Jaquets anpassen mußte, um sie den Käuferinnen im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen.

Das war kein schwerer Dienst und er wurde gut bezahlt; aber welche unerhörte Geduld gehörte dazu, den ganzen Tag und alle Tage, Wochen, Monate hindurch immer dasselbe mit der gleichen liebenswürdigen Ruhe zu sagen, sich umzuwenden wie eine Puppe, rechts, links, ein wenig fort zu gehen, nun den Arm aufheben, damit man sieht, ob das auch möglich ist ohne Unbequemlichkeit, und endlich, wenn die Käuferin befriedigt ist, sich einer neuen zuzuwenden, um dieselbe Geschichte genau von vorn anzufangen.

Bei alledem: der Dienst war ein guter. Herr Reinert, der Chef des Geschäftes, war stets höflich, ja sogar besonders höflich gegen Else Mühlbrandt; die Kundinnen hatten das bescheidene, feine Mädchen gern, ihre stattliche Figur machte das einfachste Mäntelchen elegant; kurz, Herr Reinert war sich bald genug klar darüber geworden, daß er mehr verkaufte, als sonst, daß ihm keine Ladenhüter blieben und daß ihm auf einmal Kundinnen zuströmten, welche sonst ihren Bedarf nur von Berlin bezogen.

Demgemäß war er auch seinerseits bemüht, in seinem Verhalten gegen das „Fräulein“ seine Zufriedenheit auszudrücken; das kostete ihn nichts und brachte ihm noch ein dankbares Lächeln ein. Ja, er ging sogar eines Tages noch einen Schritt weiter, indem er auf das Wohlwollendste im Laden Befehl gab, die kleinen Seiden- und Sammetreste, Spitzenüberbleibsel und was sonst an Flicken und Flickchen vorhanden war, Fräulein Mühlbrandt zum billigsten Preise zu überlassen.

Else war sehr dankbar dafür, sie hatte Herrn Reinert um diese Flickchen gebeten; ihrer Mutter geschickte Hände machten daraus tausend kleine hübsche Täschchen, Körbchengarnituren, Nadelkissen und allerlei sonstige Nichtigkeiten, für welche der Handarbeitsverein oder die betreffenden Geschäfte immer Verwendung hatten. Abends, wenn Else heimkam, und im Winter das Wetter zu einem Spaziergange zu schlecht war, setzte sie sich mit Nadel und Faden an diese Flickchen und zauberte die hübschesten Puppenanzüge daraus, während dann die Mutter ihr vorlas, oder sie Beide mit einander plauderten.

So verdienten sie nebenher noch ein Stückchen Geld und freuten sich über jeden Thaler, der in die Blechsparbüchse fiel, bis Otto, Else's einziger Bruder, von der Universität abging, und dann ein rundes Sümmchen bereit lag, damit er die ersehnte Reise nach Frankreich und England machen konnte, um sich dort in den Sprachen zu vervollkommnen.

Otto Mühlbrandt studirte Philologie und neuere Sprachen. Else's Gehalt und allerlei Stipendien, welche

gute Freunde seiner Eltern ihm zuwenden konnten, halfen ihm über diese Jahre hinweg; schwer waren sie doch, denn es gab für den armen Studenten kein Ausruhen. War er mit seinen eigenen Arbeiten fertig, so repetirte er mit Andern, gab Stunden und schrieb für eine Zeitschrift; ruhelose Mühe war diese Studentenzeit für ihn gewesen! Jetzt aber stand das Examen bevor, und wenn er dann noch eine Weile im Ausland praktisch lernte, so war ihm eine gute Anstellung sicher.

Die Mutter dachte an diese Zeit wie an eine Erlösung von steter Sorge! Wie gut würden sie es dann haben, wenn Else's Gehalt im Hause blieb! Wie sollte das brave Mädchen dann gepflegt und belohnt werden!

Otto's Gedanken drehten sich eigentlich, so weit sie nicht auf die Philologie gerichtet waren, nur um Else. Hundertmal schon hatte er ihr und der Mutter geschildert, wie reizend sie dann leben wollten, wenn er erst Gehalt bekäme! Eine hübsche kleine Gartenwohnung, am liebsten bei einem Kunstgärtner, denn Else hatte die Blumen so lieb! Dazu mußten sie nicht zu weit vom Walde wohnen, damit er Else und die Mutter Abends dort noch spazieren führen konnte. Und Else sollte dann auch nicht mehr in's Geschäft gehen! Sie war so geschickt, man würde schon etwas finden; es sollte jedenfalls ein entzückendes Leben werden. Ach, und zum Herbste war das Examen! Wann? das wollte Otto nicht genauer sagen, die Seinen sollten sich nicht unnütz aufregen. —

Und während die Pastorin ihre kleine Wohnung so sauber und schmuck machte, wie es nur eine liebevolle

Achtsamkeit auf das Kleinste vermag, und dann in der Küche sich ganz der Bereitung von Else's Lieblingsgericht hingab, war diese nach dem Geschäftshause gegangen und hatte dort Hut und Mantel in das kahle, halbdunkle Hinterstübchen gelegt, wo in einer Zwischenpause das Personal sein Frühstück verzehren durfte, wann sich eben für einen Jeden dazu Zeit fand.

Es sah unwirthlich und wüst genug in dem Raume aus, der ein paar halb zugebaute Fenster nach einem engen inneren Hofraume hatte, über welchen hinüber man durch einen schmalen Gang und verschiedene Hinterthüren in das Wohnhaus des Herrn Reinert gelangte. Dasselbe lag an der Promenade, war ein stattliches Haus mit Balkons und Säulenportal, und Herr Reinert war sehr stolz darauf, daß bei ihm im ersten und zweiten Stock ein Minister a. D. und ein General z. D. wohnten, während er selbst das ganze Erdgeschoß benutzte und sogar noch nach hinten hinaus Comptoirräume angebaut hatte.

Else Mühlbrandt würde wohl mit keinem Gedanken an dies Alles gedacht haben, wenn nicht auffälliger Weise eines der Fenster drüben mit Geräusch geöffnet worden wäre, als sie eben vor dem Spiegel ihr Haar glättete.

Sie schaute unwillkürlich hinüber, und trat dann erschrocken und hocherröthend sofort zurück, denn Herr Reinert jun., der älteste Sohn ihres Chefs, stand dort und schien auf ihr Erscheinen gewartet zu haben, um ihr seinen Gruß zu senden.

„Welche Unvorsichtigkeit!" dachte Else erschrocken. „Nun, die Mutter wird ihm schon Bescheid geben!" Und ohne

noch mit einem einzigen Blick sich nach ihrem Verehrer umzusehen, ging sie hinüber in das an den Laden stoßende Mäntellager.

Es war noch früh, man bedurfte ihrer nicht gleich. Statt dessen rief der alte Herr Reinert, wie er im Gegensatz zu seinem Sohne Georg genannt wurde, sie in den Laden.

„Kommen Sie doch einmal, Fräulein Mühlbrandt, rathen Sie mir, was soll ich mit diesen Besatzstücken anfangen? Es ist eine Schande, sie kosten ein Heidengeld und gehen nicht; wir müßten eine andere Verwerthung für sie finden, sie sind zu hübsch und zu theuer!" sagte er und zeigte auf einen ganzen Kasten voll von sehr hübschen seidenen Litzen in allen Farben und Mustern.

Sie sah sich die Sachen an. Es war in der That ein Schaden für den Chef, daß sie, „der Mode entgangen", nun für ein Spottgeld losgeschleudert werden mußten. Plötzlich fiel ihr etwas ein.

„Ich hole den Bazar, Herr Reinert, die ganzen Litzen lassen sich gut verwenden, denk' ich!" rief sie heiter, und fort war sie schon und kam nach wenigen Minuten mit dem Musterbogen zurück.

Dann machte sie dem Herrn Prinzipal ihre Ideen klar und er war hoch befriedigt davon.

„Sie sind ein Prachtmädchen! Das ist ein ausgezeichneter Einfall!" lobte er sie schmunzelnd und sandte sofort einen der Lehrlinge ab, eine Putzmacherin herzubescheiden, welche für das Geschäft arbeitete und dann mit ihren Gehilfinnen in demselben Zimmer saß, in welchem Else ihren

Mantel abgelegt und Georg Reinert's Gruß empfangen hatte.

Am Nachmittage schon war Madame Willmer mit drei jungen Mädchen an der Arbeit. Im Laufe des Tages wurden schon eine ganze Anzahl von Litzenstücken verwendet. Else Mühlbrandt hatte immer neue glückliche Ideen und nach Verlauf des zweiten Tages stand ein ganzer Haufen von Kartons mit den modernsten Toilettegegenständen gefüllt.

Herr Reinert war voller Freuden, das Geschäft konnte ihm einen ganz hübschen Gewinn liefern. Aber auch noch etwas Anderes machte ihm große, heimliche Genugthuung, das versparte er sich aber auf den Abend, wenn er mit seiner Frau allein war. Vorläufig ging er nur händereibend und schmunzelnd im Laden auf und ab, machte den Kundinnen angenehme Redensarten, nickte Else zu und schalt weniger als sonst mit seinen jungen Leuten.

Bei aller guten Laune war er aber doch Physiognomiker, wie es nur jemals ein Herr von der Konfektionsbranche gewesen! Das war eben auch seine Force! Er sah es sogleich, in welcher Stimmung eine Dame in seinen Laden trat, ob sie kaufen würde oder nicht, ob sie das Geld gleich disponibel hatte oder mit Anspruch auf Kredit das Geschäft machte.

„Was hat das Mädchen nur!“ dachte er ein paarmal heute, wenn er Else ansah. „Sie hat etwas Erregtes, sie ist nicht so bei der Sache wie sonst.“ Aber sie gab zu einem Tadel auch nicht den leisesten Anlaß.

Ja, Else war aufgeregt, sie hätte es nicht leugnen

können; denn Herr Georg Reinert hatte sich gegenüber den Erklärungen der würdigen Pastorin keineswegs geduldig und ergeben gezeigt, sondern so leidenschaftlich, daß Else in der That Ursache hatte, irgend eine Extravaganz des jungen Herrn zu fürchten.

„Liebst Du ihn, Else? Er sagt es! Er schwört darauf!" hatte die Mutter sie angstvoll gefragt.

„Ach, Mutter, wohin sollte das führen? Ich und er! Gern habe ich ihn, sehr gern, und es könnte auch wohl mehr daraus werden, wenn Alles paßte; aber soll ich zwischen ihn und seine Eltern treten? Ich bin mir zu gut dazu, mich von ihnen zurückweisen zu lassen!" hatte Else halb traurig, halb stolz erklärt.

„Gott sei Dank, daß Du vernünftig bist!" sagte die Mutter. Ach ja, vernünftig! Wenn ein armes Mädchen nicht vernünftig sein wollte! Else wußte gut genug, wohin das führte.

Nun war es endlich so weit, daß das Geschäft geschlossen wurde. Den ganzen Tag war sie in Angst gewesen, Georg Reinert würde selbst unter irgend einem Vorwande kommen. Das hatte er nun aber glücklicher Weise nicht gethan. Jedoch hatten die Erfahrungen der letzten Zeit sie belehrt, sie blickte erst verstohlen und vorsichtig durch das Ladenfenster, hinter einer Modellfigur versteckt, hinaus auf die Straße. Richtig, dort hinten an der Ecke stand er; ihn selbst sah sie nicht, aber sein großer Leonberger lief dort, und wo der war, da konnte man sicher sein, auch seinen Herrn zu treffen. Sie ließ sich nichts merken, ging ruhig, als hätte sie etwas vergessen, in das Hinterstübchen zurück

und setzte sich dort an den Tisch, der, ebenso wie der Fußboden, ganz bedeckt war mit den Schnitzeln und Abfällen der Putzmacherarbeit.

Wie sie so im Warten, mit einem dumpfen Schmerz im Herzen, auf diese Verwirrung hinsah und an Georg Reinert dachte, kam ihr die Erinnerung an all' die fröhlichen Stunden, die sie und die Ihrigen in dem Stübchen daheim mit ihm verlebt.

Georg war Otto's Schulkamerad gewesen; von ihrem neunten Jahre an hatten sie gemeinsam das Gymnasium besucht. Damals war Georg täglich bei ihnen; Herr Reinert sen. hatte wenig Zeit, sich um seinen Sohn zu kümmern, die Mutter saß unter einer ganzen Reihe kleinerer Kinder, beide Eltern hatten es gern gesehen, daß die Pastorin ihren Georg bei sich aufnahm. Zu irgend einer Gegenhöflichkeit waren sie niemals gekommen und weder die Pastorin, noch Georg verlangten darnach. Else ging damals in die Töchterschule, sie wollte auch Gouvernante werden, wie hundert andere Mädchen. Aber mehrere Jahre des ernstlichen Kränkelns machten das angestrengte Lernen unmöglich, und Otto sagte, Else solle etwas lernen, womit sie zu Hause ihr Brod verdienen könne. Einstweilen mußte das noch so junge, ungewöhnlich lang aufgeschossene Mädchen nur viel im Freien sich aufhalten, und so kam es, daß Else ihren Bruder Otto und Georg öfter auf ihren Ausflügen begleitete. Wenn Otto dann später in den Universitätsferien nach Hause kam, war Georg stets wieder bei ihnen; er arbeitete auf dem Comptoir eines großen Korngeschäftes, und so blieb Alles beim Alten.

Daß Else in dem Reinert'schen Geschäfte die Stelle bekam, war lediglich auf die Initiative des Herrn Reinert sen. hin geschehen. Er sah das so schön entwickelte Mädchen in seinem Laden stehen; das schlichte Kattunkleid, die herrliche Figur, die ruhige Bescheidenheit in Mienen und Blicken, der Anstand, Alles gefiel ihm, Alles paßte wundervoll! Er war gerade auf der Suche nach einem Fräulein für die Anprobe; so redete er die ihm ganz fremd gewordene Else an, indem er selbst sich herbeiließ, sie zu bedienen, und mit angenehmstem Erstaunen sagte er sich dann, daß die arme Pastorentochter, welche im Hause mit Handarbeit das Geld für des Bruders Studium zu verdienen suchte, seine Offerte wohl nicht ablehnen würde.

Selbigen Tages, gegen Abend, war er bei Frau Pastor Mühlbrandt eingetreten und hatte so freundschaftlich und verbindlich betont, daß ihn die Pflicht der Dankbarkeit treibe, die äußerst leichte und gut bezahlte Stelle zunächst Else anzubieten, daß Mutter und Tochter höchst gerührt und dankbar annahmen, ohne sich weiter Bedenkzeit zu erbitten.

Es ging auch Alles gut! Herr Reinert war sehr zufrieden und hatte sogar schon Else's Gehalt erhöht, weil er in Erfahrung gebracht, daß sein Konkurrent sich bemühe, sie zu einem Engagement zu bestimmen.

Georg Reinert hatte sich nie merken lassen, daß er Else mit anderen als Freundesaugen ansah, bis in letzter Zeit. Aber da war er auch gleich so leidenschaftlich gewesen! Er hatte der Pastorin erklärt, er werde nie eine Andere als Else heirathen, und sei reich genug, um nicht auf Vermögen sehen zu müssen.

Durch alle diese Erinnerungen hin kamen dem wirthschaftlichen Mädchen ärgerliche Gedanken über die Verschwendung der Putzmacherinnen; was für eine rücksichtslose Zerschneidung der Stoffe hatten sie da geübt, wohl zwanzig bis dreißig Endchen von der hübschen blauen Litze verschnitten, jedes kaum einen Finger lang. Da lagen sie, theils auf dem Tisch, theils auf der Erde, und sie waren so theuer gewesen! Wahrscheinlich hatte eine der Gehilfinnen einen Fehler gemacht! Jetzt wurden sie und die ganze Flickenwirthschaft in den Kehricht geworfen. Sie suchte die Litzchen zusammen. „Für die Puppen!" dachte sie, wickelte die Endchen in ein Stück Papier und sah wieder durch das Ladenfenster hinaus.

Der Hund war fort. Sie konnte jetzt gehen. Aber sie war kaum aus dem Hause getreten, da stand Georg vor ihr, im Bäckerladen nebenan hatte er gewartet.

„Ich muß Dich sprechen, Else, erlaube!"

Sie war außer sich vor Schrecken. Aber sie konnte hier kein Wort sagen, die Bäckerfrau hatte ein so verständnißvolles Lächeln! Sie konnte es im Fortgehen noch sehen.

„Georg, wie kannst Du mich so vor der ganzen Welt kompromittiren?" sagte sie erregt, als er jetzt blaß und aufgeregt neben ihr herging.

„Man achtet nicht auf uns. Die Leute halten mich für Deinen Bruder. Ich mußte Dich sprechen, Else, wenn nicht ein Unglück daraus werden soll. Ich will und kann keine Rücksichten nehmen, wenn es sich um mein Glück handelt! Du weißt, wie ich Dich liebe; und daß Du mir gut

sein würdest, wenn nicht dies verwünschte Geld wäre, dieser Mammon, der uns Beiden gar nicht nöthig ist, wenn wir nur treu zusammen halten, das ist gewiß."

„Ich bitte Dich, Georg, sprich nicht so lebhaft, bedenke doch, daß die Leute aufmerksam werden müssen. Was meine Mutter Dir gesagt hat, das meinen wir so, und glaube mir, wenn es Dich trösten kann, mir thut das Herz auch weh."

„O Else! Else! Gott segne Dich für das gute Wort!"

„Aber Georg," sprach sie halblaut weiter, „wer so arm ist wie ich, der hat nicht so sehr sein Herz zu fragen, wie seine Vernunft, wenn er nicht auf schlimme Wege gerathen soll!"

„Die Weisheit Deiner Mutter! Sie war auch nicht reich und hat einen armen Landpastor geheirathet."

„Aber sie trat nicht trennend und feindselig zwischen eine Familie hinein, Georg. Ich will nicht die Ursache sein, daß Deine Eltern mit Dir in Unfrieden gerathen."

„Du sprichst, als ob Du einen Stein an der Stelle des Herzens trügest!"

„Nein, Georg, aber mache es mir nicht schwerer, als es so schon ist. Ich muß ‚nein!' sagen; Unmögliches kannst Du auch nicht ertrotzen, Gott gebe, daß ich um Deiner Unvorsichtigkeit willen nicht Aerger und Verdruß bekomme."

„Was Du für ein verständiges Mädchen bist!" höhnte er. Er war ein hübscher, schlanker Mensch, seine Leidenschaft machte ihn noch schöner, sie sah es im Schein der Straßenlaternen.

„Ich bin arm, Georg, und habe nichts als meinen guten Ruf! Versuche es nicht wieder, mich zu begleiten."

„Soll das Dein letztes Wort sein? Ich kümmere mich nicht darum, ich kann nicht leben ohne Dich —"

Das Wort blieb ihm auf den Lippen — Else fuhr zusammen. Dann blickten Beide einer Dame im seidenen Mantel nach, welche eben, begleitet von einem etwa vierzehnjährigen Mädchen, dicht neben ihnen vorbeigegangen war, ohne daß sie in der Erregung es bemerkt hatten.

„Deine Mutter, Georg! O Gott!" rief Else halblaut.

„Ja, sie war es!" sagte er ebenfalls betroffen.

Das Mädchen neben Frau Reinert sah sich flüchtig um.

„Der Grasaff! Dieser neugierige Fratz!" schalt der junge Mann wüthend.

„Es war Deine Schwester Lisa?"

„Natürlich, ist wohl in der Tanzstunde gewesen!"

„Sie hat Dich erkannt, Georg, und wohl auch mich! Sieh, nun bringst Du mich doch noch in Ungelegenheiten."

„Sorge Dich nicht, Else! Morgen sage ich's meinem Vater; er soll wenigstens wissen, daß Du unschuldig an diesem ‚Verbrechen' bist und viel zu klug, um Dich auf die Thorheit einzulassen, einen Mann zu lieben, der Dir noch nicht sagen kann: Ich bin unabhängig und reich!"

„Georg! O, Georg!"

Er war ganz außer sich. Die Liebe zu ihr, der Aerger auf sich selbst, die Wuth auf die kleine, schwatzhafte Lisa, welche so unzeitig just auf der Straße war und jetzt sicher die Geschichte gleich an die große Glocke hing, die Angst, Else geschadet zu haben — Alles kam zusammen.

„Du hast mir das Goldkreuz zurückgeschickt, Else, wirst

Du es annehmen, wenn ich meinem Vater erklärt habe, daß ich Dich liebe und keine, als ehrenhafte Absichten auf Dich habe!"

„Georg, Georg, bist Du denn ganz verblendet? Dein Vater! Er würde mich sofort entlassen, und um meinen Ruf wäre es geschehen! Wenn ich etwas über Dich vermag, Georg, so lasse ab von einem unerreichbaren Wunsche, wir können ja nie zusammen kommen! Nie!"

Sie waren bei der Wohnung Else's angelangt. Ohne ihm noch Zeit zu weiteren Bitten und Beschwörungen zu lassen, eilte sie in's Haus.

Still begrüßte sie die Mutter und legte Hut und Mantel ab. Dann aber warf sie sich derselben um den Hals und brach in Thränen aus.

„Mutter, Mutter, er hat mich so lieb und wenn es möglich wäre —!"

Erst nach und nach erfuhr die Pastorin, was Else erlebt hatte. Sie war sehr erschrocken und ärgerlich. Dieser Mensch! Dieser Georg! Nun regte er in Else's Herzen auch noch das Unheil zu heller Flamme an!

„Aber nein, nein, Mutter! ich weiß es ja! ich will gewiß vernünftig sein!" betheuerte diese dann wieder, während heiße Thränen ihr aus den Augen rannen.

2.

Zu derselben Stunde trat Frau Reinert höchst verstimmt in ihr Wohnzimmer. Lisa mußte noch Schularbeiten machen. Gottlob, so war sie das kleine schlaue Ding los.

Dieser Georg! Was hatte sie gesehen! Was hatte sie erleben müssen! Einem leichtfertigen Liebesverhältniß lief er nach! Einer Person, welche ihn an sich lockte, um ihren braven Georg in's Verderben zu ziehen!

Frau Reinert war eine streng rechtschaffene, gute Frau, eine treue, liebevolle Mutter, eine ergebene Gattin und tüchtige Hausfrau. Nie ließ sie Unreines, Unlauteres über ihre Schwelle kommen, wenn sie es irgend verhindern konnte. Und ihr mußte so etwas passiren! Sie hatte Georg erkannt, das Mädchen nicht. Aber Lisa sagte, es sei Else Mühlbrandt, das Ladenfräulein gewesen, und als Lisa zu der Mutter Aerger sich noch einmal umblickte, da betheuerte sie, Else ganz bestimmt erkannt zu haben.

So ärgerlich und aufgeregt war Frau Reinert seit langer Zeit nicht gewesen. Als dann aber ihr Gatte herein trat, händereibend und vergnüglich schmunzelnd, da nahm sie sich doch zusammen. Sagen wollte sie es ihm, das war ihre Pflicht, aber es that ihr leid, seine gute Laune jetzt gleich zu stören.

„Was meinst Du, Schatz, könnten wir heute nicht einmal allein hier bei Dir Thee trinken? Ich habe Dir viel zu sagen, und mich verlangt nach einer stillen Stunde dazu!" sagte er.

Sie nickte freundlich. Er war immer so beschäftigt, so von seinen Sorgen und Gedanken hingenommen, es kam selten vor, daß sie ein trauliches Stündchen hatten, denn gewöhnlich ging er Abends in seinen Club.

„Was hast Du denn, Albert? Du scheinst so sehr vergnügt!" fragte sie und legte ihrem Mann beide Hände

auf die Schulter, indem sie ihn lächelnd trotz ihrer Verstimmung ansah.

„Das will ich Dir sagen! Für unseren Georg eine Parthie, eine ganz brillante Parthie! Der Bengel hat Glück! So jung noch, kaum fünfundzwanzig! Aber er ist ein hübscher Kerl und hat was los."

„Nun? Eine Parthie? Er soll heirathen?"

„Und weißt Du wen? Die Fanny Neurath! Firma: Neurath & Scholz! Das reichste Mädchen, die reizende Fanny Neurath."

Die Frau schlug die Hände ganz außer sich zusammen. Sie sah den Gatten beinahe fassungslos an. Fanny Neurath war die beste Parthie ihres Kreises.

„Und die Sache ist klipp und klar, Alles in Ordnung! Der Junge braucht nur seinen Antrag zu machen, die Fanny hat ihn gern, der Alte hat es mir selbst gesagt!"

„Wann, Albert? Mein Gott, ich kann es mir gar nicht denken!"

„Als wir heute den alten Scholz begruben, nahm Neurath meinen Arm, und als wir nun so hinter dem Sarge hergingen, und ich so Einiges zum Lobe des Seligen sagte, da zog er mich an sich und redete nur leise von den Eigenheiten und von der Willkür, die er sich hätte gefallen lassen müssen, um des lieben Friedens willen, und daß er Scholz ja gern noch das Leben gegönnt hätte, aber daß er froh wäre, die Compagnonschaft los zu sein. Er wolle auch keinen Compagnon wieder haben, übernähme das Geschäft allein; und als ich da so sage, das wäre viel Arbeit und er könne es doch besser haben, da sagt er: ‚Das will ich

ja auch, Reinert, und wenn meine Fanny mir einen netten Schwiegersohn bringt —! Ich weiß schon Einen, dem ich gern das „Ja!‘ gäbe und die Fanny ist seit letzten Winter, wo sie alle Tage zum Schlittschuhlaufen gegangen ist, rein wie vertauscht.‘ Und so redete er denn um den Brei herum, und ich denke, der Blitz schlägt vor mir nieder! Aber ich wollte nicht so blind in's Garn laufen. So seufze ich also ein wenig und sage: ‚Ja, da kann mein Georg nur einpacken, denn wenn Sie der Fanny schon Einen wissen, und sie hat den gern, dann braucht mein Georg nur gar nicht anzuklopfen!‘ — Na, da hättest Du ihn schmunzeln sehen sollen, Frau, und wie er den Georg lobte! Ich kann Dir sagen, mir ging ordentlich das Herz auf. Er hätte ihn immer beobachtet und unter der Hand nachgefragt, aber Alles wäre gut, und Fanny und Georg hätten sich seines Wissens auch schon länger gern; das hätte sich damals bei dem Eislaufen und bei den letzten Winterbällen gezeigt. Und denke Dir, der Neurath sagte, er wolle sich dann eine Villa vor'm Thore kaufen oder bauen, und die jungen Leute könnten im Geschäftshause wohnen!"

„Welches Glück! Nein! Wer hätte das gedacht! So ein hübsches, allerliebstes, reiches Mädchen!" konnte Frau Reinert immer nur sagen, und wie ein Stein fiel die heimliche Sorge auf ihr Herz.

„Du mußt mit Georg reden, Mann," begann sie.

„Natürlich! Der wird springen! Der Glücksvogel!"

„Es ist auch gut, daß er eine Frau bekommt, ich fürchte, er geht auf schlimmen Wegen, er hat eine Liebschaft."

„Was? Das wäre —!“ fuhr der Alte auf. „Na — Jugend hat keine Tugend, in dem Alter ist man kein Joseph!“ lachte er dann.

Sein Ton verletzte die feinfühlige Frau.

„Du solltest nicht lachen, es thut mir weh, wenn Du in Deines eigenen Sohnes Sachen leichtfertig thust; Du meinst es ja gar nicht so. Es ist die Else Mühlbrandt, mit der er geht,“ sagte sie gedrückt.

„Die Else? Else Mühlbrandt? Aber, zum Kukuk, das ist ja ein ganz ordentliches Mädchen! Der Henker soll ihn holen, wenn er seine leichtsinnigen Thorheiten mit der treiben will!“ Herr Reinert sprang ganz ärgerlich vom Sopha auf. Er war erschrocken. Ein dunkles Gefühl von Gefahr überkam ihn, während Frau Reinert erzählte, was sie eben gesehen.

„Pah! Weiter nichts? Der Georg ist ja ihres Bruders Freund, die kennen sich schon seit Kindesbeinen, aus solchem Verkehr wird keine Liebe,“ sagte er beruhigt. „Und außerdem: es sind anständige Leute, die Mutter hat einen vornehmen Anhang irgendwo auf dem Lande, sie stammt von einem Gute.“

„Nun, um so besser, Mann! Ich ängstigte mich schon um unseren braven Jungen. Glaubst Du denn, daß er Fanny Neurath wirklich gern hat?“

„I! was will er sie nicht gern haben? Er ist mit ihr auf dem Eis gelaufen, hat mit ihr oft getanzt! Was soll er das allerliebste und reiche Mädchen nicht gern haben?“

Frau Reinert sah bedrückt vor sich hin.

„Ach, mache Dir doch keine Sorgen; mit der Else Mühlbrandt — das ist nichts. Die hält sich zu gut für Liebeleien und ist zu klug, um nicht zu wissen, wer Georg und wer sie ist."

Der Thee wurde gebracht; später kamen die Kinder, um „Gute Nacht" zu sagen. Die Reinerts hatten außer Georg, dem ältesten, noch zwei Söhne im Ausland. Lisa war von drei dann folgenden Schwestern die älteste, und zuletzt kam noch ein jetzt etwa siebenjähriger Knabe, der Verzug des ganzen Hauses.

In Lisa's Blicken las die Mutter zu ihrem Mißbehagen die funkelnde Neugier. Wußte Papa Georg's Verbrechen schon? Jetzt wollte sie aber mit ihr nicht weiter davon sprechen; wenn Georg sich verlobte, wurde ohnehin Alles gut, vielleicht war es Lisa gegenüber am besten, die Sache todtzuschweigen.

Noch lange saßen Mann und Frau zusammen. Es kamen solche Vertrauensstunden selten, aber das lag in den Verhältnissen, nicht in irgend welcher inneren Zusammenhangslosigkeit. Sie führten eine sehr friedvolle, gute Ehe, in allgemeiner Achtung anerkannt.

Heute rechnete Herr Reinert voll Befriedigung seiner Frau vor, wie sie weiter gekommen waren in den letzten Jahren; seine Söhne sollten es dermaleinst gut haben und die Mädchen wurden „gute Parthien". Da Georg jetzt in die Firma Neurath heirathete, so konnten August und Karl das Konfektionsgeschäft übernehmen, und sie, die Alten, sich in vier, fünf Jahren mit den Töchtern in eine Villa vor dem Thore zurückziehen, wie Neurath das jetzt schon wollte.

3.

Am anderen Tage gegen Mittag fuhr ein athemloses Entsetzen durch das Reinert'sche Haus. Die Comptoiristen saßen gespannt horchend aufrecht an ihren Pulten, in der Küche hielten die Mägde mit der Arbeit inne, Frau Reinert an ihrem Nähtische wurde blaß wie der Tod und sprang, beide Hände wie zum Schutz vor ihre Ohren haltend, auf; zitternd und bebend horchte sie auf die tobende Stimme ihres Gatten, die durch das ganze Haus schallte.

Da wurde es schon wieder still, ganz still.

O, ihr Herz sagte es ihr schon, ihr Gatte und Georg hatten Streit. Großer Gott, Georg konnte sich doch nicht widersetzen wollen gegen das Glück, welches ihm da so ganz von selbst zufiel?

Es dauerte eine ganze Weile; sie horchte noch immer, denn heftiges Reden und donnernde Faustschläge wie auf eine Tischplatte wurden ab und zu laut; da kam auf einmal der alte Buchhalter blaß und verstört herein.

„Frau Reinert, ich bitte, gehen Sie doch zu dem Herrn Prinzipal. Im Comptoir gibt es noch ein Unglück, Herr Georg —"

Sie war schon an dem grauhaarigen kleinen Herrn vorüber, den Gang hinunter, in ihres Mannes Privatzimmer neben dem Comptoir. Ein heftiges, erregtes Sprechen ihres Mannes war ihr schon entgegen getönt.

Richtig, da standen sie vor einander wie zwei Todfeinde. Beide dunkelroth. In heller Wuth der Eine, der Andere in wildem Trotz.

„Was willst Du hier? Bleib', wo Du hingehörst!"

herrschte ihr Mann sie an. So hatte er noch nie zu ihr gesprochen.

„Mutter! Gott sei Dank! Sprich dem Vater zu! Mache ihm begreiflich, daß kein Mann sich zwingen läßt zu —“

„Bursche, bring' mich nicht noch einmal so weit, daß ich mich an Dir vergreife!“ donnerte der Alte. Nie hatte seine Frau eine so gallige, haßerfüllte Wuth in seinen Zügen gesehen.

„Du beschimpfst damit nicht mich, sondern Dich — halte ein Vater, ich bin kein Kind — ich will nicht!“

„Georg! Albert! Um Gottes willen! Mann! Georg!“ flehte Frau Reinert mit gedämpfter Stimme und zeigte auf die Thüren, die nach dem Comptoir, den Lagerräumen gingen.

Damit brachte sie den Gatten zur Erkenntniß seiner Zügellosigkeit. Er dachte nicht sobald an die Horcher, als er auch schon mit tiefem Schrecken bereute.

„Solch' ein elender Bursch, der nichts hat, nichts ist ohne mich, will mir drohen, daß er die Person heirathet,“ sagte er zitternd vor Aufregung zu seiner Frau, gleichsam zur Entschuldigung seines Tobens.

„Ihr habt so laut geschrien, das ganze Haus hat es gehört,“ klagte sie.

Georg war jetzt todtenblaß, er dachte an die Folgen für Else.

„Lasse mich mit Georg reden, Vater, Ihr hartköpfigen Männer macht aus einem Nichts einen Krieg. Georg ist ja immer unser guter, liebevoller Sohn gewesen, er soll

mir sagen, was er meint, und wir wollen in Ruhe überlegen," bat sie.

„O Mutter, liebe, gute Mutter!" rief der Sohn dankbar und küßte ihre Hände. Sie fühlte, es kam ihm von Herzen.

Alle schwere Sorge in sich zurückdrängend, nahm sie ihn mit sich in ihre Stube. Ihr Mann ließ es geschehen, aber sie sah, wie er dem Sohne einen bitterbösen Blick nachsandte.

„Georg, bester Georg! Wie konntest Du den Vater so böse machen? Ihn, der es mit Dir so gut meint!"

In Georg kochte noch der volle Zorn über die erlittene Mißhandlung. In höchster Aufregung bekannte er der Mutter seine Liebe zu Else, erzählte, wie Else ihm auch gut sei, aber jedesmal sein Werben mit dem Hinweis auf seine Eltern abgewehrt habe.

„Sie fühlt in ihrem Herzen für mich, aber sie will, daß ich ihr entsage, und diese edle Denkungsart macht sie mir immer theurer. Wie kann der Vater denken, daß mich Neurath's Geld und Fanny's Liebenswürdigkeit entschädigen könnten für den Verlust Else's, die ich liebe, seit ich sie kenne!"

Auf den Punkt kam er mit Unbeugsamkeit zurück. Je klarer Frau Reinert die Situation wurde, um so mehr erschrak sie.

„Der Vater wird nie und nimmer einwilligen, Georg. Er wird Dir nie vergeben, wenn Du unter Deinem Stande heirathest."

„Unter meinem Stande!" lachte er bitter. „Frau

Pastorin Mühlbrandt ist sicher noch nie der Gedanke gekommen, daß sie unter unserem Stande wäre."

Es half nichts — kein Zureden, kein Bitten.

„Ich könnte Else aufgeben, Mutter. Aber nie und nimmer würde ich Euch vergessen, welches Opfer Ihr von mir gefordert, und niemals brächtet Ihr mich zu einer anderen Heirath." Das war die Summe von allen Hin- und Herreden.

Doch eins bat sie von Georg und er that ihr zu Liebe freiwillig den Schritt.

„Geh' dem Vater aus dem Wege, Georg, reise für zwei Wochen oder so lange Du willst nach Bremen zum Onkel August, damit Du ruhig wirst und der Vater auch. Ich will das Beste, glaube mir; aber ich werde nie gegen Deines Vaters Willen handeln. So lasse mich versuchen, auf ihn zu wirken. Aber reise gleich ab; sprich nicht erst wieder mit dem Mädchen; das eine Opfer bringe mir! Dann sieht der Vater auch, daß ich nicht mit Dir im Bunde bin."

Georg willigte ein. Der Rath war in jeder Hinsicht gut. Er konnte jetzt seinem Vater nicht gleich wieder begegnen. Es war ja möglich, daß es der Mutter gelang, ihn zu beruhigen.

Und dann packte Frau Reinert selbst seinen Koffer, fuhr mit ihm zur Bahn und umarmte ihn in heißem Schmerz; er war ihr Liebling, ihr ganzer Stolz.

„Ich vertraue Dir, Mutter; sorge, daß Else nichts geschieht; sie ist unschuldig an Allem!" war Georg's Abschiedswort. —

„Wirst Du ihr schreiben?“ fragte sie. Er bejahte fest. Seufzend schwieg sie und seufzend, tief bekümmert fuhr sie heim.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht von dem Streit auch in den Laden gedrungen. Else hatte blaß und aufgeregt ihre Pflicht gethan, nicht eine Minute durfte sie sich ihren ewigen Anproben entziehen, mußte immer freundlich und willig bleiben und den Damen auf jede Frage Rede und Antwort stehen.

Reinert senior und junior hätten sich heftig gezankt. Herr Georg sei verreist, hieß es. Das war, was man Nachmittags flüsternd im Laden sich mittheilte. Worüber der Streit entstanden war, wußte Niemand, außer Else, und auch die ahnte ja nichts von Fanny Neurath.

Warum war Georg abgereist? Gab er sie auf? Dann war es gut so.

Herr Reinert sen. ließ sich den ganzen Tag nicht sehen, weder im Laden noch im Comptoir.

„Du bist eine kluge, verständige Frau,“ hatte er seiner Frau lobend und mit einem wirklichen Aufathmen gesagt, als sie ihm die Nachricht brachte, Georg sei fort. Nun konnte ihm der „desperate Bengel“ doch wenigstens hier nicht Alles verderben.

Aber trotz des Lobes für seine Frau äußerte er zu ihrem Kummer weder ein Wort über seine Absichten, noch kam er auf die Geschichte zurück. Jedoch als sie ihn Nachmittags beredet hatte, mit ihr spazieren zu gehen, da führte er sie auf dem Rückwege durch die Straße, in welcher die Neuraths wohnten und wo heute noch über

der Hausthüre das Schild der Firma Neurath & Scholz prangte.

Solch' ein mächtiger Betrieb! Welch' stattliches, weithin sich dehnendes Anwesen! Und draußen lag die Fabrik und die Lagerhäuser auch noch. Es war um toll zu werden, wenn man denken sollte, daß der hirnverbrannte Junge das Alles aus der Hand geben wollte für — eine Bettelдirne!

„Mann! Mann!" mahnte Frau Reinert bittend.

Er fiel wieder in das brütende Schweigen zurück, aber immer giftiger und galliger funkelten seine Augen.

Am anderen Tage bedurfte es für Else Mühlbrandt nur eines Blickes in das so ganz veränderte Gesicht des Prinzipals, um sofort sich zu sagen: „Er weiß Alles!"

Herr Reinert sprach gar nicht mit ihr, aber wo sie in seine Nähe kommen mußte oder er in der ihrigen erschien, da fühlte sie, daß seine boshaften Blicke auf ihr ruhten.

„Er sucht nach einer Ursache zum Streit," sagte sie sich, und diese heimliche Beobachtung, welche die nächsten Tage fortdauerte, fing an, sie förmlich zu ängstigen.

„Ich wollte, daß ich von ihm fort wäre, Mutter, er haßt mich und könnte mir beinahe ein Leid anthun," sagte sie zu dieser.

Da war auch ein Brief von Georg gekommen. Else gab ihn der Mutter. Sie war sehr traurig.

„Beantworte Du diesen Brief, Mutter, ich kann ihn nicht so verwunden, daß ich ihm selbst schriebe, als wäre mein Herz wirklich von Stein," bat sie.

Die Pastorin schrieb. Fest und bestimmt erklärte sie,

daß Else niemals die Seine werden könnte gegen den Willen seiner Eltern, und dann bat sie ihn, nicht wieder zu schreiben, da Else tief betrübt sei, ihm so viel Schmerz bereiten zu müssen. So gingen fünf Tage hin.

„Wie ein Gewitter hängt es über mir; ich fürchte jeden Augenblick eine Scene mit Herrn Reinert," klagte Else mehrere Male.

Endlich war der Sonnabend Abend herangekommen. Die Wochengehälter wurden an der Kasse ausgezahlt.

„Der Alte thut es heute selbst," sagte eine der in der Nähstube beschäftigten jungen Mädchen zu den Anderen.

Else erschrak. Sie fürchtete sich vor diesen haßerfüllten Blicken. „Er wird mich entlassen!" dachte sie. Dann aber war schon die Reihe an sie gekommen und sie trat an die Kasse.

Der Prinzipal zahlte ihr das Geld aus, welches sie dann in ihr kleines Portemonnaie steckte.

„Ich habe Ihnen zugleich anzukündigen, Fräulein, daß Sie von heute an aus meinem Geschäfte entlassen sind," sagte Reinert hart und mit lauterer Stimme, als er sonst zu sprechen pflegte, und während Else gluthroth und mit zitternden Händen sich vergebens bemühte, das Geld einzustecken, fuhr er fort: „Es sind mir über Ihr Benehmen außerhalb meines Hauses Dinge zu Ohren gekommen, welche Ihr Bleiben nicht mehr wünschenswerth machen; Sie können demzufolge auf ein gutes Sittenzeugniß nicht rechnen!"

„Herr Reinert! Um Gottes willen!" das war Alles, was Else sagen konnte. An allen Ecken sah sie die neu-

gierigen Gesichter ihrer Kameradinnen und der Commis auf sich gerichtet, jedes Wort des Prinzipals wurde bis in den letzten Winkel des Ladens gehört. „Herr Reinert, das ist nicht wahr. Von mir kann Niemand Schlechtes sagen!“ raffte sie sich endlich auf und Thränen des Zornes standen in ihren großen Augen.

„Sie können mich ja auf Verleumdung verklagen, wenn es nicht wahr ist, was ich sage,“ erwiederte er gehässig. Auf einmal wurden seine Augen ganz groß, starr richtete er sie auf Else's Brust und plötzlich flammte ein wilder Triumph darin auf.

„Woher haben Sie das Jabot?“ rief er aufspringend und auf ihre Brust zeigend.

„Dies Jabot?“ fragte sie in äußerstem Maße erstaunt dagegen; ihr war, als werde er verrückt oder sei es schon.

„Herr Meier! Friedrichs! Carlsheim! Kommen Sie doch hier her!“ schrie in Aufregung Herr Reinert durch den Laden.

Mein Gott! Was war ihm? Was wollte er? Wie furchtbar sah der Mann sie an! Wahrhaft teuflisch.

Die Commis waren herbeigestürzt.

„Sehen Sie sich dies Jabot an, meine Herren. Woher haben Sie es bekommen, Fräulein Mühlbrandt? Von wem? Wer ist der Geber? Oder der Verkäufer?“

„Der Geber? Ich habe es mir vorgestern Abend selbst gemacht,“ sagte Else Mühlbrandt todtenbleich.

„Herr Meier! Kennen Sie diese Litzen? Von wem sind sie, Carlsheim? Wo haben Sie diese Litzen her, Fräulein?“

Dieser Ton! Diese wilde Wuth und Rachgier in seinen Mienen! Das junge Mädchen begriff erst jetzt seine Absicht ganz.

„Diese Litzchen fand ich in der Hinterstube, die Putzmacherin hat sie unter dem anderen Abfall dort zurückgelassen. Ich nahm sie zu Puppenzeug, da sie ja doch in den Kehricht gewandert wären; zu Haus kam mir der Gedanke, das Jabot daraus zu machen," sagte sie kalt und stolz. Sie bebte, aber vor Entrüstung.

„Abfall? Hahaha! Das machen Sie Anderen weiß. Das ist von meinen Waaren, Fräulein, wissen Sie das, oder nicht?"

„Herr Reinert, Sie werden mich doch nicht zur Diebin stempeln wollen? Fragen Sie die Putzmacherin —!"

„Schon gut! Schon gut, Fräulein!" sagte Herr Reinert plötzlich ganz ruhig. „Es ist gar kein Geschrei mehr nöthig, Sie sind entlassen, das Weitere wird sich finden."

Else Mühlbrandt war außer sich über solche Niederträchtigkeit. That Reinert nicht, als habe sie ihm diese Litzen gestohlen! Sie riß ihr Portemonnaie wieder auf. Zitternd und blaß rief sie: „Meine Kameradinnen und diese Herren wissen so genau wie Sie, Herr Reinert, daß ich nicht daran gedacht habe, Sie jemals zu benachtheiligen. Ich will diese Litzchen gern bezahlen, als hätte ich sie vom Stücke gekauft."

„Bitte sehr, ich werde Ihnen Ihr Zeugniß zusenden. Weiter habe ich mit Ihnen nichts mehr zu thun. Adieu." Und damit schob er das Kassenfenster herab zwischen ihr und sich und begann seine Schiebladen und den Geldschrank zu schließen.

Sie mußte gehen. Es war ihr, als habe sie Blei in den Füßen. Welche Schmach! Die mitleidigen Blicke ihrer Colleginnen trösteten sie nicht; Herr Meier öffnete ihr, galant wie immer, die Thüre und flüsterte: „Nur Ruhe, Fräulein Else, wir kennen Sie Alle. Er wird es morgen bereuen," und Herr Carlsheim fragte mit einem vorsichtigen Blick auf den eben seinen Hut aufsetzenden Prinzipal, ob er Fräulein Else begleiten dürfe.

„Ach nein, nein! Keinenfalls! Sie dürfen ihn nicht erzürnen und ich — ich muß allein sein." Damit war sie weggegangen und jetzt erst kam die ganze Scene in ihrer vollen Niederträchtigkeit ihr zum Bewußtsein. Ihr sittlicher Ruf angetastet! Und das sollte in ihr Zeugniß! Leichtfertig! Nicht treu im Dienst! Ganz gebrochen kam sie nach Hause.

„Ich bin entlassen, Mutter, und Herr Reinert war elend genug, mich noch obendrein zu verdächtigen — dieser Litzenstückchen halber, Mutter, dieser für ihn ganz unbrauchbaren Endchen wegen."

Sie erzählte den Hergang. Die Pastorin war außer sich. Solche Schändlichkeit. Aber Else beruhigte sie dann selbst wieder. Es hatte ihm Niemand vom Personal geglaubt. Auch brauchte man ja nur die Putzmacherinnen zu fragen. Und wenn er das in ihr Zeugniß schrieb, so verklagte sie ihn. O, sie war so außer sich vor Zorn! Aber sie wollte abwarten. „Mama hat ohnehin Kummer genug um mich," dachte sie. Die Mutter begriff Else's Stimmung, aber sie tröstete doch.

„Aergere Dich nicht so, Du bekommst morgen eine

Stelle wieder. Witthahn & Kleeberg wollten Dich ja schon zum Herbste so gern haben."

„Die brauchen mich nicht mehr," sagte Else düster.

„Nun, so findest Du eine andere Stelle. Hast doch Numero eins im Handarbeitenexamen. Du kommst überall an."

„O Mutter, wenn Georg dies wüßte! Und wenn er mich jetzt auf seinen Knieen anflehte, des Menschen Tochter würde ich nie und nimmer!" sagte Else.

Stunden lang ging sie in den beiden Stuben, die sie hatten, hin und her, ehe sich die Aufregung legte und sie ihr Bett aufsuchen konnte.

Am anderen Morgen war sie beruhigter. Auch eine neue Stelle fand sich über Erwarten schnell. Der Hofphotograph engagirte sie.

Ihre Obliegenheiten waren sehr leicht, sie hatte die Kunden zu unterhalten, die Verabredungen zu treffen, Nachhilfe bei dem Arrangement der Toiletten zu leisten und in den freien Stunden zu retouchiren, wozu ihr gutes Zeichnen ihr jetzt nützte.

Abends konnte sie auch ferner bei ihrer Mutter sein. Man hörte kein Wort von den Reinerts, das Zeugniß kam nicht; Mutter und Tochter beruhigten sich. Georg hatte den Befehl der Pastorin, nicht wieder an sie oder Else zu schreiben, respektirt, dagegen meldete Otto, der im Examen saß, Georg habe ihm Alles gebeichtet, er sei mit Else sehr zufrieden; Georg thue ihm leid.

Die Pastorin mußte heute eines geringfügigen, aber immerhin nicht zu vernachlässigenden Augenübels halber

zum Augenarzte gehen. Else hatte sich deshalb bis elf Uhr Morgens Urlaub erbeten, um die Mutter zu begleiten, und diese war noch in der Kammer beschäftigt, sich anzuziehen, als Else von der Küche aus einen Gerichtsboten eintreten sah.

„Wohnt hier ein Fräulein Mühlbrandt, Else mit Namen?" fragte derselbe sie und sah sie dabei so sonderbar an. Sie wußte nicht, was die Uniform bedeutete.

„Die bin ich!" hatte sie geantwortet und dabei wurde ihr unter des Menschen seltsam forschendem Blick ganz unheimlich.

„Es ist doch kein Unglück passirt? Mein Bruder —? Ein Telegramm?" Sie fragte athemlos vor Herzklopfen und wußte doch nicht warum; es lag wie eine furchtbare Angst plötzlich auf ihr.

„Nein, eine Vorladung," sagte der Mann. „Und Sie müssen mir dieselbe mit Ihrer Unterschrift bescheinigen."

„Eine Vorladung?"

Er hatte ihr ein Blatt Papier hingereicht, sie es geöffnet und hineingesehen. Dann wurde plötzlich der Ausdruck ihrer Züge ein ganz anderer.

„Was — was bedeutet das?"

Sie taumelte förmlich zurück gegen den Thürpfosten der Küche. Wieder sah der Mann sie forschend an, aber nach einigen Sekunden wurden seine Züge weicher und sogar mitleidig.

„Es ist ja noch nicht gesagt, daß Sie's gethan haben, Fräulein. Hier steht ja nur ‚verantworten', Sie sollen nur vernommen werden."

„Ich? Ich, eine Diebin? Vor Gericht soll ich?“ Ein Schrei war es, sie erschrak selbst davor und sah angstvoll nach der Stubenthüre, ob ihn die Mutter auch nicht gehört habe. „Mein Gott! Himmlischer Vater, hilf mir! Ich bin ja ganz unschuldig!“ betete sie fast laut und hob die in einander gerungenen Hände wie in Todesangst zum Himmel.

„Beruhigen Sie sich doch nur erst, Fräulein, Sie können es ja sagen, wie es ist; du liebe Zeit, wir verurtheilen nicht Jeden, den sie uns bringen. Sie werden wohl frei kommen,“ tröstete sie der würdige Diener des Gerichts.

Wieder schrie sie auf. Todtenblässe im Gesicht sah sie umher, als träume sie, als ringe sie angstvoll, aus dieser entsetzlichen Phantasie zu erwachen.

„Nun müssen Sie hier Ihren Namen hinschreiben; da ist ein Bleistift — so! Und wenn Sie nun nicht wissen, was Sie thun sollen, so gehen Sie zu einem Advokaten; kommen müssen Sie, hören Sie wohl, sonst kriegen Sie noch mehr Strafe.“

„Noch mehr? Werde ich denn bestraft? Ich — ich — O mein Gott, mein Gott!“

Sie hatte mit bebenden Händen ihren Namen gekritzelt, wie der Bote verlangte. Dann war sie auf einen Küchenstuhl gesunken, ein Bild des Jammers.

„Na, Fräulein, es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Wenn ich Ihnen rathen soll, so sagen Sie kein Wort und machen nicht selbst Geschrei über die Sache. Es wird wohl an den Tag kommen. Haben Sie sich doch nur nicht so!“

Und dabei legte der brave Mensch gutmüthig seine rauhe Hand auf ihre Schulter und sah der trostlos Aufblickenden tief in die ihren ganzen Seelenzustand spiegelnden Augen.

„Die Mutter! Meine Mutter! Sie stürbe, wenn sie dies wüßte!" flüsterte sie vor sich hin.

Der Gerichtsbote war gegangen. Else blieb allein. In der kleinen Küche, die von Sauberkeit und Zierlichkeit blinkte, legte sie ihr Gesicht in die Hände und weinte zum Herzbrechen.

Aber unter dem Weinen kam ihr der Gedanke an den Kummer, den sie ihrer guten Mutter machen würde, noch mehr als zuvor. So fand die Pastorin ihre Tochter, als sie in Hut und Mantel in die Stube trat.

„Else! Was weinst Du?" rief sie erschreckt.

Das junge Mädchen fuhr empor und die Mutter sah in ein von Gemüthsbewegung ganz entstelltes Gesicht.

„Else, Else, was ist Dir? Ein neues Unglück?" schrie die Mutter auf.

Die arme Frau! Die theure, gute Mutter! Wie elend sah sie aus schon in dem Schrecken vor drohendem Unheil. Sie hatte ein so schweres Leben hinter sich. Nein, nein, sie durfte nichts wissen.

„Ach, Mama, laß nur, es kam so über mich!" brachte Else abgewendet hervor.

„Kind, liebes armes Kind!" Und die Pastorin zog das blonde schlanke Mädchen, das größer war, wie sie selbst, voll Mitleid in die Arme. Sie dachte, es sei der Kummer um Georg. Else hatte ihn doch lieber, als sie

eingestand. Arme Else! Und diese weinte von Neuem aus tiefstem Herzen.

„Sei stark, Else! Es ist jetzt dunkel um Dich, aber ich habe noch immer die Sonne wieder leuchten sehen, wenn ich auch meinte in Angst und Kummer zu vergehen.“

Nach einer kleinen Weile raffte Else sich auf. „Ich bin gleich fertig, Mutter, eine Minute nur.“ Damit wollte sie in die Kammer, ihren Mantel zu holen.

„Nein, Else, nein! Du siehst so verweint aus, beruhige Dich, bade Deine Augen, ich will doch lieber allein gehen.“

So geschah es denn auch. Else erschrak selbst, als sie einmal zufällig in den Spiegel blickte.

4.

Es war etwa zwei Wochen später, an einem frostigen, nebligen Wintertage. Vor dem Amtsgericht standen ein paar frierende Bauern, die als Zeugen vorgeladen waren und auf die festgesetzte Stunde warteten; sonst war Niemand weit und breit zu sehen.

„Was mag denn die verübt haben?“ sagte der Eine von ihnen, als eben eine schwarz verschleierte, schlanke Dame an ihnen sehr eilig vorüber in das Gebäude ging.

„Das war etwas Feines! Na, wer weiß, wofür die brummen soll!“ antwortete der Andere; dann lachten sie sich spöttisch und verständnißvoll an und redeten weiter von Schweinepreisen und künstlichem Dünger.

Die Dame, die so tief verschleiert in das Gerichtsgebäude geschlüpft war, wurde jetzt oben von dem Gerichtsdiener nach ihrem Namen gefragt. Es war Else.

Sie war blaß, aber ruhig. In vielen schlaflosen Nächten hat sie sich überdacht, was sie sagen wollte und mußte, und daß ihre Sache so einfach, so klar war, wie nur je eine durch sich selbst siegte.

Die kleinen jämmerlichen Endchen Litze! Sie hatte sie gezählt, es waren vierundzwanzig, davon waren neunzehn etwa einen Finger lang, die anderen noch kürzer. Wäre das ganze Litzenbändchen unzerschnitten gewesen, so hätte es vielleicht eine Mark gekostet, in diese Theilchen aber zerlegt, war es unbrauchbar geworden. Die Sache war so einfach, so sehr einfach. Kein Richter der Welt konnte sie für schuldig halten. Wozu noch einen Advokaten fragen? Der Gerichtsbote, der brave Mensch hatte Recht: nur ganz stillgeschwiegen! Nur nicht selbst ein Aufheben machen!

Bei ihrem Prinzipal heute unter irgend einem Vorwand Urlaub zu bekommen, war nicht schwer gewesen, die Mutter wußte von nichts.

Da klingelte es. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, sie trat ein.

Eine Viertelstunde später war die ganze Sache beendet. Es war eine Bagatelle, kaum der Verhandlung werth; dennoch hatte sich das Gesicht des Richters in immer ernstere Falten gezogen, seine Augen hefteten sich mit immer größerer Theilnahme auf das junge Mädchen vor ihm. Sie hatte die Thatsache zugestanden; sie nahm die Litzchen ohne Erlaubniß.

Das Urtheil war das denkbar mildeste: ein Tag Gefängniß.

„Es thut mir als Mensch wie als Richter leid, sehr leid, Fräulein Mühlbrandt; aber ich kann nicht anders! Herr Reinert mag es vor seinem Gewissen verantworten, was er da über Sie gebracht hat!“ sagte bewegt der Amtsgerichtsrath und blickte auf das marmorbleiche Mädchen, das wie von einem Blitzstrahl zu Boden geschmettert auf die Kniee gesunken war.

Der alte Herr war lange nicht so erschüttert gewesen, und es spielte sich vor ihm doch nicht allein viel menschliches Irren und Fehlen, sondern auch viel menschlicher Jammer ab. Er verließ seinen Platz, ging um den grünen Tisch herum, öffnete die Barrière und trat zu der ganz Verzweifelnden.

Auf dem Stuhl, der für sie dort hingesetzt war und neben dem sie, nichts sehend, nichts hörend lag, setzte er sich nieder, nahm ihre Hand und zwang sie, sich aufzurichten. Sie folgte bewußtlos fast dem Zwange.

Dann sprach er ihr zu. Er fühlte längst, daß ein grimmiger Haß gegen das Mädchen den Kaufmann geleitet haben mußte. Aber er hatte sich doch in dem Motiv geirrt, jetzt erfuhr er es. Sie sagte ihm Alles. „Ich hatte nie gehofft — aber Georg wollte mich nicht lassen. So mußte ich unmöglich, zu einer Diebin gemacht werden!“

Dann gab er selbst ihr Rath. Konnte sie ihrer armen Mutter ersparen, dies Alles zu wissen, so war das wohl das Beste. Mochte sie einen Vorwand finden, für vierundzwanzig Stunden fort zu sein; ihre Haft sollte nicht schwer werden. Je stiller man die Sache abmachte, um so besser. Nein, sie konnte ruhig sein, kein Wort über

ihren Fall kam in die Zeitung. „Und nun nur Muth, Fräulein," sagte er zum Schluß, „Sie sind der Achtung noch ebenso werth, wie vorher."

Ehe der alte Herr es verhindern konnte, hatte sie ihm die Hand geküßt.

5.

Das Haus Reinert hatte in dieser letzten Zeit kein Glück. Es gibt solche Zeiten, wo ein Mißgeschick dem andern folgt und wo Alles fehlschlägt, aus dem Kleinsten ein Streit entsteht, wo man sich nicht nur von Nadelstichen, sondern von wirklichem Unglück verfolgt sieht. — „Seit der Geschichte mit der Else!" sagte sich Herr Reinert öfter.

Seit Georg's Abreise gab es eine Sorge nach der anderen für den sonst stets behaglich lächelnden Chef. Erst war Georg in Bremen erkrankt. „Starke Erkältung," schrieb Onkel August, dann „gastrisches Fieber", endlich „Nervenfieber!" — Frau Reinert reiste hin, den Sohn zu pflegen, ihre Briefe lauteten keineswegs tröstlich, es war eines dieser hartnäckigen schleichenden Fieber, welche oft die Kraft der stärksten Männer brechen. Georg lag meist theilnahmlos, immer traurig, ohne zu sprechen, da; der Arzt sagte, er sei viel kränker, wie er zu sein scheine. Sie konnte ihn so nicht verlassen.

Das neue „Fräulein" schlug nicht ein; die kaufenden Damen fragten wiederholt, wo Fräulein Mühlbrandt geblieben sei und beklagten offen ihr Fortgehen, als die Neue ihnen kurze oder gar unfreundliche Antworten gab.

Dergleichen ist eine Sache von Wichtigkeit in einem

Konfektionsgeschäfte; Herr Reinert sah auf der Straße eine seiner reichsten Kundinnen mit einem Mantel, der nicht von ihm gekauft war, dann wieder zwei junge Damen, die sonst Alles von ihm genommen hatten, mit hübschen Jaquets; er kam tief verstimmt in das Geschäft zurück, machte „der Neuen“ Bemerkungen und bekam so impertinente Antworten, daß er sich geschlagen zurückziehen mußte, denn es war in der Zeit vor Weihnachten, wo das Geschäft am meisten geht, er konnte die freche Person also nicht sofort entbehren.

Zu derselben Zeit schrieb sein Sohn Karl, er sei in Liverpool ohne Stelle, sein Haus habe fallirt. Er wollte durchaus nach Amerika.

Lisa hatte darauf eine Geschichte eingerührt, die Herrn Reinert fast toll machte vor Aerger, und er durfte noch nicht einmal den Mund aufthun, um die Sache nicht etwa gar noch ärger zu machen. Als er nämlich gestern Herrn Neurath begegnete, der stets voll Theilnahme nach Georg's Befinden fragte, nahm ihn dieser sofort am Rockknopf und schrie ihn in seiner gewohnten lauten Weise an, was das zum Kukuk denn mit dem Georg heiße? Seine Lotty, die jüngere Schwester von Fanny, habe von Lisa ja eine ganz verteufelte Geschichte aus der Schule heimgebracht! Und dem vor Schrecken fassungslosen Reinert wurde aus der verdrießlich und barsch inquirirenden Art des reichen Herrn Neurath sonnenklar, daß Lisa Georg's Liebschaft mit Else Mühlbrandt verrathen hatte.

„Unsinn! Unsinn, Freundchen! Kein Wort wahr, keine Silbe. Habe das Mädchen im Geschäft gehabt und plötz-

lich entlassen müssen. Traute ihrer Ehrlichkeit nicht recht, habe aber aus Rücksicht geschwiegen; da muß natürlich das Personal einen Grund erfinden. Alles Erfindung! Erfindung!"

„Na, ich wollte auch nur sagen, daß meine Fanny nicht auf Freier zu warten braucht."

„Herr des Lebens! Mein armer Junge kann doch nicht dafür, daß er das Nervenfieber kriegt und daß ihn die Sehnsucht nach Ihrer Fanny sogar noch kränker macht! Hier, da sehen Sie's! Schwarz auf weiß! Da steht's! So, da lesen Sie gefälligst und bedauern Sie den armen Burschen."

Herr Reinert hielt den Brief seiner Frau vor Neurath's Augen. Ja, da stand's: „Die ganze Nacht hat er phantasirt und immer ‚Fanny' geschrien. Ich glaube, er denkt allzu viel an diese unglückliche Geschichte."

„Bitte, warum ‚unglücklich'?" sagte frappirt Herr Neurath. Reinert hatte an den Nachsatz nicht gedacht.

„Na, ist es denn nicht ein Pech sondergleichen, daß er da liegen muß und konnte hier ein glücklicher Bräutigam werden?" stieß er heraus.

„Ja, ja! Verwünscht! Und das Mädchen ist rein des Teufels, weint sich die Augen aus; und nun dieser alberne Klatsch der beiden Backfische!" gab Herr Neurath zu.

„Ach, das liebe Herzenskind! Sagen Sie ihr nur, daß der Georg immer von ihr phantasirt —."

So schieden sie doch wieder in bester Stimmung. Aber Reinert war ganz mürbe von all' der heimlichen Aufregung. Er hatte das Geld so lieb. Nun lag Georg in Bremen

im Krankenhause; das kostete rasendes Geld, und Karl forderte nach Liverpool auch ein schönes Sümmchen. Im Hause, in der Wirthschaft ging jetzt Alles drunter und drüber. Er hatte gute Lust, die engagirte „Stütze" wegzujagen. Seit er neulich dazu kam, als sie die Butter in der Pfanne verbrennen ließ, sah er überall Unordnung, Verschwendung und Unehrlichkeit, und wo er sie nicht sah, argwöhnte er sie.

Recht verdrießlich ging er heim, um wiederum zwei fatale Nachrichten aus seinen Briefen zu lesen. Sein Reisender war mit einer großen Summe flüchtig geworden, eine Kiste mit Waaren beim Transport über die Elbe aus dem Fahrkahn in den Fluß gefallen.

Und als er noch ganz wüthend auf und ab ging, erschien Herr Meier aus dem Ladengeschäft und berichtete sehr erschrocken und aufgeregt, daß ein noch fast neues Stück von dem besten schwarzen Atlaß, wovon er noch gestern einige Meter abgeschnitten habe, fehle; daß er schon länger Verdacht habe, es würden Waaren aus dem Laden heimlich entfernt und daß er nicht umhin könne, zu glauben, Herr Friedrichs stehe dieser schlimmen Angelegenheit nicht fern.

„Schicken Sie sofort zur Polizei. Lassen Sie Friedrichs zu mir kommen!" befahl Reinert.

„Ach, Herr Reinert, wir haben noch keine positive Gewißheit!" Herr Meier bat zitternd, die Sache zu vertuschen, falls Friedrichs schuldig sei.

„Fällt mir nicht ein. Ich bin mir selbst der Nächste. Schicken Sie mir Friedrichs, aber daß er nichts merkt!" —

Zwei Stunden später hielt eine Droschke vor dem Wohnhause Reinert's, der Commis Friedrichs stieg, begleitet von einem Polizisten, hinein. Herr Meier bezahlte die Droschke, damit man den Collegen nur nicht der Schande aussetze, ihn bei hellem Tage als Dieb in's Gefängniß liefern zu sehen. Herr Friedrichs hatte seine Schuld zum Theil eingestanden.

Für Else flossen inzwischen die Tage ganz ruhig dahin. Sie hatte ihre Strafe abgebüßt. Unter dem Vorwande, bei einer schwer kranken Freundin zu wachen, hatte die Mutter sie beurlaubt, und da diese Nachtwachen schon öfter vorgekommen waren und sich auch später wiederholten, bis die Unglückliche durch den Tod erlöst wurde, so faßte die Pastorin nicht den leisesten Argwohn. Nur daß Else jetzt immer so blaß und abgehärmt aussah! Aber die Mutter dachte, es sei besser, Else nie an Georg zu erinnern; sie schwieg beharrlich und auch Else nannte seinen Namen nicht, selbst als Beide längst wußten, daß er in Bremen krank lag.

„Wie viel kann man ertragen, ohne zu sterben!" dachte Else, als sie, aus ihrer Haft entlassen, wie an allen Gliedern zerschlagen, nach Hause schlich.

Es war Abend, dunkles, regnerisches Wetter, sie brauchte keine Sorge zu haben, daß man sie aus dem Gefängniß kommen sah. Ihr väterlicher Freund, der alte Gerichtsrath, holte sie selbst daraus ab; er habe doch gerade dort zu thun gehabt, erklärte er ihr. Ach, wie dankte sie ihm, wie rücksichtsvoll hatte man sie behandelt; kein Mensch hatte sie kommen sehen, keiner sah sie fortgehen, außer dem Schließer und dem Inspektor.

Und dann ging ein Tag nach dem anderen hin, ruhig, friedvoll, voll Zerstreuung für sie, denn in dem Salon des Photographen ging es stets lebhaft zu.

Ihr Herr war zufrieden, die Kunden hatten sie gern, selbst die kecksten Offiziere begegneten ihr achtungsvoll. Sie begann nach und nach das schrecklichste Erlebniß ihres jungen Daseins zu vergessen.

Durch die Straße, in welcher der Reinert'sche Laden war, kam sie nie; auch hörte sie selten von dort; die Schande, welche Herr Reinert ihr zugedacht, mochte ihn doch wohl gereut haben, denn kein Mensch hatte davon in seinem Laden erfahren. Das hatte sie Alles bei gelegentlichen Begegnungen mit einem der Commis oder der Gehilfinnen bemerkt.

Aber auch diese Begegnungen waren äußerst selten, weil Else jeden Tag von früh bis spät bei dem Photographen war und die geselligen Zusammenkünfte der jungen Mädchen und Herren aus den Geschäften nie besucht hatte. Sie lebte eingezogener als je, denn die Mutter kränkelte; ein Spaziergang war schon ein seltenes Vergnügen.

Bruder Otto hatte inzwischen sein Examen bestanden, mit Glanz sogar; eine gekrönte Preisschrift trug ihm ein Reisestipendium ein; die kleine Familie war wieder glücklich.

Wenigstens Mutter und Bruder waren es. Auf Else lag, seit Otto wieder im Hause war, immer wie ein Alp der Gedanke: „Wenn er es wüßte!" Und immer war der nächste: „Lieber sterben!" Denn wenn es an den Tag kam, daß seine Schwester im Gefängniß gesessen hatte, so

war hier für ihn jede Aussicht auf Anstellung verloren; so war sie es, die seine ganze Zukunft ruinirte!

Der Gedanke packte ihr Herz mitten in jedem heiteren Geplauder, in jedem fröhlichen Auflachen, wozu der lebensfrohe junge Doktor so viel Anlaß gab, wie mit Geierkrallen.

„Ich kenne Else gar nicht wieder, Mutter," sagte Otto dann in ihrer Abwesenheit oft kopfschüttelnd. „Das Mädchen ist mir wie ausgewechselt."

„Es ist die Liebe zu Georg. Er soll genesen, aber nach dem Süden geschickt worden sein," sagte die Pastorin.

„Laß ihn! Er ist ein Schwächling! Else muß sich das selbst sagen!" erklärte der Sohn finster.

Georg hatte in der That nichts wieder von sich hören lassen. Weder Otto, noch die Pastorin, noch Else empfingen ein Lebenszeichen von ihm. Das sagte genug. Auch Otto Mühlbrandt wußte durch Bekannte, daß Georg wieder ausging. Wie konnten sie ahnen, daß Georg jetzt nur beweisen wollte, seine Liebe mache ihn stark genug, die einstweilige völlige Trennung auf sich zu nehmen, die seine Mutter von ihm als Beweis seiner Liebe forderte. „Ich muß gesund werden, dann mache ich mich selbstständig!" hatte er seiner Mutter gesagt.

Die Neuraths machten eine Reise nach Italien, Frau Neurath und Fanny sollten an der Riviera eine Zeit lang bleiben, die Lunge der Ersteren, hieß es, sei angegriffen.

Still und friedlich verging der Januar und Februar für die Pastorin Mühlbrandt und ihre Kinder.

Der junge Doktor rüstete sich zur Reise, zu welcher er

Dank seiner Preisschrift nun Else's und der Mutter Sparpfennige nicht brauchte. Mit seiner Schwester hatte Otto eines Tages auf einem einsamen langen Spaziergange über Georg gesprochen.

„Ich war ihm sehr gut, Otto," sagte sie in ihrer gedrückten Weise, „bin es noch, aber ich habe so wenig daran gedacht, daß wir jemals ein Paar werden könnten, wie ich daran denken würde, den Mond haben zu wollen. Und jetzt ist es ein Glück, daß ich solche Wünsche nie in mir aufkommen ließ. denn Georg soll sich an der Riviera mit Fanny Neurath verlobt haben. Was konnte er auch thun, als seines Vaters Willen gehorchen? Ich kenne Herrn Reinert, mit all' seiner äußeren Freundlichkeit ist er der rücksichtsloseste Despot in seiner Familie."

„Sie vertheidigt ihn noch!" dachte Otto.

Aber Else's resignirtes Aussehen täuschte ihn doch nicht völlig, in ihren Augen lag seit dem Herbst ein völlig fremder Ausdruck der Trauer, und ein Uebersprudeln ihres natürlichen Frohsinns hatte er seitdem nie wieder von ihr gesehen.

Wie er selbst auch über Georg denken mochte, er sagte nichts davon; wozu Else noch mehr kränken?

Als sie nach Hause kamen, erscholl aus dem Oberstock ein furchtbares Toben und Schimpfen. Sie standen erschreckt still im Flur, dann aber folgte dem Zank ein so furchtbares Gepolter, untermischt mit Angstschreien und dem Geräusch eines schweren Falles, daß sie Beide die Treppe zur ersten Etage hinan liefen, um dort einen blutenden, bewußtlosen Menschen am Boden zu finden, einer

Gerichtsboten, welchen der Schneider im zweiten Stock die Treppe hinunter geworfen hatte. Jammernd und weinend stürzte sich die Schneiderfrau über den ganz still Daliegenden, und sehr blaß kam der eben noch so wüthende Schneider hinterher und starrte voll Angst auf das Opfer seiner Rohheit, welches Otto emporzurichten bemüht war.

Jetzt erst erkannte Else den guten, wohlwollenden Mann, der sich damals so theilnehmend gegen sie gezeigt. Die Dankbarkeit und das Entsetzen, zugleich die Furcht, er möge erwachen aus seiner Bewußtlosigkeit, stritten in ihr; sie konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Otto Mühlbrandt schickte die Mutter, welche auch herzu gelaufen war, und Else fort und brachte mit Hilfe von frischem Wasser den Gestürzten wieder zu sich.

Am Abend hatte Else noch eine kleine Standrede anzuhören, welche der Bruder ihr hielt über ihre Fassungslosigkeit. Otto Mühlbrandt fühlte sich als Haupt der Familie verpflichtet, sehr ernst zu betonen, daß Else ihn beschämt habe mit ihrem Zittern, ihrer Bläße.

Einige Wochen später reiste er ab, und wieder einige Wochen darauf wurden Else und ihre Mutter als Zeuginnen vorgeladen in der Anklage gegen den Schneider, der sich in einem bemitleidenswerthen Zustande von Angst und Reue befand.

Wie diese Vorladung Else wieder erschreckte! Gottlob, das Verhör fand in einem ganz anderen Gerichtslokal statt, ein anderer Beamter hatte die Untersuchung zu führen. Else scheute sich so sehr davor, ihren gütigen alten Beschützer, den Amtsgerichtsrath, wiederzusehen, daß sie ihm

bei den seltenen Begegnungen ausgewichen war, sobald sie ihn erkannt hatte.

6.

Herr Reinert ging eines Morgens wie ein angeschossener Löwe in seiner Stube auf und ab. Er war in einer Wuth, daß er die ganze Welt hätte zermalmen mögen; denn was schrieb ihm da heute seine Frau von Bordighera aus?

„Ich muß Dir betreffs Georg's Klarheit geben, so unbeschreiblich gern ich Dir den Aerger ersparte, aber ich bin Dir Wahrheit schuldig. So stelle Dir also vor, daß die freundlichen Annäherungen zwischen ihm und Fanny nicht zu einer Verlobung, sondern zu einem romantischen Freundschaftsbündniß geführt haben, worin Fanny Georg's Vertraute wurde. Er hat ihr seine leidenschaftliche Liebe zu jenem Mädchen erzählt, und — das Aergste ist — er beharrt darauf, die Else zu heirathen. Auch Fanny hat ihm ihrerseits irgend eine geheime Neigung anvertraut, sie soll in Heidelberg die Bekanntschaft eines Studenten gemacht haben, den sie nicht einmal dem Namen nach kennt, so wenig wie er sie, so weiß ich von Frau Neurath — und daß nun Alles aus ist, was eine Heirath der Beiden betrifft, kannst Du Dir selbst sagen. Frau Neurath war sehr kühl und spitz gegen mich, als gestern Fanny und Georg uns ganz keck erklärten, sie hätten sich treue Freundschaft geschworen, weil sie Beide eine andere Herzensneigung hätten. Welche Scene! Und die Beiden lachten uns noch übermüthig aus. Ich rathe Dir, Georg nach Frankreich zu schicken; um jeden Preis halte ihn fern von Haus, es thut nach keiner Richtung gut!"

Zähneknirschend hatte Herr Reinert den Brief gelesen. Dieser Bube! Dieser —! Die brillante Parthie! Und dazu noch all' das Geld für den Aufenthalt an der Riviera weggeworfen! Und heirathen wollte er wirklich das Geschöpf? O, daß er diese Else Mühlbrandt noch geschont hatte, weil ihn eine thörichte Reue anwandelte, und er deshalb die Geschichte nicht veröffentlicht hatte.

Hätte er das doch gethan!

Aus diesem grimmerfüllten Brüten schreckte ihn der Klang der Pendüle auf. Er mußte zum Gericht, die Untersuchung gegen Friedrichs fand statt, er sollte zum Verhör erscheinen wegen des Diebstahls, den Friedrichs in seinem Geschäfte ausgeführt. —

Zur selben Zeit wurde über die brutale That des Schneiders verhandelt.

Bleich und schlotternd saß dieser da, er wußte schon ganz gewiß, daß er „Zuchthaus" bekommen würde. Es war in der Sache wenig zu thun; die jammernde Frau des Angeklagten war schon hinaus geführt worden; als erste Zeugin war die Dienstmagd der Schneiderfamilie verhört, dann die Gehilfen und der Lehrjunge, jetzt wurden die Zeuginnen Pastorin Mühlbrandt und deren Tochter Else Mühlbrandt vorgerufen; der Gerichtsdiener führte sie in das große Zimmer. Es war hier Alles anders als damals und doch! Alles rief ihr jenen schrecklichsten Tag ihres Lebens in's Gedächtniß zurück.

Von der Vernehmung des Doktor Mühlbrandt war Abstand genommen worden, da derselbe auf Reisen abwesend sei.

Die üblichen Fragen begannen. Erst die Mutter. Else hörte kaum zu, unter dem Eindruck der Gedanken und Erinnerungen, welche auf sie einstürmten.

Erst der Eid, dann die Zeugenaussage. Es geschah das Alles so mechanisch, so ohne jedes Heben und Sinken der Stimmen; wenn sie auch nicht genau darauf geachtet hatte, so war doch von der Vernehmung der Mutter eine beruhigende Wirkung auf sie ausgegangen.

Viel gefaßter und besonnener trat sie an den grünen Tisch und leistete ihren Eid. Der Richter fragte sie nach Namen, Alter und dann — „Schon bestraft?“ lautete die nächste Frage.

Else Mühlbrandt zuckte zusammen, starrte den Beamten an, dann tief erschreckt auf ihre Mutter.

Der Beamte dachte, sie habe ihn nicht verstanden; ihr glühendes Erröthen hielt er für Schüchternheit; ihren Schrecken für übergroßen Respekt. Er wiederholte die Frage.

„Nein!“ hauchte Else, sinnlos vor Entsetzen bei dem Gedanken, hier — hier — in Gegenwart der Mutter bekennen zu müssen.

Die Vernehmung ging schon weiter. Alles so mechanisch, wie ein Uhrwerk. Schnell war sie fertig und konnte abtreten; der Beamte erwiederte die Verneigung der beiden Damen, er sah Else wohlgefällig nach.

Als sie aus dem Gerichtszimmer traten, standen sie vor Herrn Reinert, der sich mit dem Gerichtsdiener unterhielt, während er wartete, bis seine Angelegenheit vor kam.

Er blickte hoch auf, als er Else bemerkte, und sie wich vor ihm zurück, wie vor einem Gespenst. Dann ergriff sie

den Arm ihrer Mutter und zog diese, die ebenfalls peinlich berührt war von der Begegnung, in auffallender Hast mit sich fort.

„Was hat denn Die hier schon wieder?" fragte Herr Reinert hämisch hinter Else her.

„Schon wieder?" fragte der Gerichtsdiener.

„Na — ja! Sie hat 'mal bei mir lange Finger gemacht, hat auch schon gesessen!" erwiederte er mit einem so boshaften Funkeln der Augen, daß sogar der Gerichtsdiener davon peinlich berührt wurde.

Else's Kniee wankten, als sie auf die Straße trat. Reinert! Reinert dort im Gerichtslokal! Und jetzt fiel ihr auch erst ein, daß sie eine falsche Aussage gemacht, daß sie strafbar sei.

„Du mußt Dich aber wirklich etwas beherrschen, Else, Otto hat Recht! Du machst ja ein Aufsehen mit Deiner Aufregung! Ganz todtenblaß bist Du von dem Anblick Reinert's! Wie böse sah er aber auch aus!" sagte die Mutter. —

Nur wenige Tage später war die ganze Stadt in Aufruhr über einen Fall, der die allgemeinste Theilnahme neben dem höchsten Erstaunen erregte. Man kannte die betreffenden Persönlichkeiten wenig, es hieß, sie seien achtungswerthe Leute; um so trauriger war der Fall, der unter der Ueberschrift: „Ein Familiendrama", in der Zeitung mitgetheilt wurde.

Und darin hieß es, daß Else Mühlbrandt, die einzige Tochter der Pastorenwittwe Mühlbrandt, in der Luisenstraße wohnhaft, gefänglich eingezogen worden, weil sie des Meineids angeklagt sei. Der Reporter, der die Sache

im Styl eines Rührstücks behandelte, erzählte ferner, daß die junge Dame, wegen Diebstahls bestraft, dies unter Zeugeneid verleugnet habe, daß die nichts ahnende Pastorin von einem Schlaganfall getroffen niedergesunken sei, als man ihre Tochter in das Gefängniß abgeführt habe, daß der einzige Bruder des jungen Mädchens, ein hoffnungsvoller junger Gelehrter, im Ausland sei, und daß die Familie bis dahin für durchaus ehrenhaft gegolten habe.

Vor dem Schwurgericht ihrer Heimathstadt wurde kurze Zeit darauf die Sache Else's verhandelt, wurde sie abgeurtheilt.

Der Vertheidiger Else's war ein junger, talentvoller Advokat, der sich freiwillig erboten hatte, die Sache der Schwester seines beklagenswerthen Freundes zu führen. Else hatte eingewilligt, wie sie jetzt Alles über sich ergehen ließ. Marmorblaß, mit unheimlicher Ruhe hatte sie ihren verzweifelnden Bruder wieder gesehen, hatte sie vernommen, daß die Mutter in der Genesung sei, seit Doktor Vogtner, ihr Vertheidiger, der Kranken dargelegt, wie Else nur durch die niederträchtigste Bosheit in dieses Unglück gerathen. Dem warmherzigen jungen Advokaten gelang es, mit Otto's Hilfe jedes Fädchen in dem so leicht gesponnenen und doch so unzerreißbaren Netz klar zu legen. Otto hatte, jede Rücksicht außer Augen setzend, die eben angetretene Stelle verlassen, als ihn Vogtner zurückrief. Die ganze Tiefe des Unglücks erfuhr er erst am Bette seiner Mutter. Er eilte zu Else. Er und Vogtner sprachen ihr von einer Zukunft, die glücklicher sein würde; sie wollten fortziehen, sagte der Bruder.

„Ich habe nichts mehr zu thun in der Welt da draußen,“ war ihre müde Antwort. „Laßt mich nur allein! Wenn ich Dich sehe, fühle ich doppelt, daß ich todt bin, lebendig todt!“

Keine Thräne brachte ihr Erleichterung, kein Schlaf kam, außer durch narkotische Mittel, welche der Gefängnißarzt verordnete und die sie willig nahm. Abgemagert zum Skelett, erschien sie bleich, theilnahmlos im Gerichtssaal.

Das Bild dieses zusammengebrochenen jungen Menschenlebens flößte Allen Mitleid ein; die sie einst gekannt hatten, weinten. Und als sie dann plötzlich diese Thränen sah, geweint um sie, als sie ihren bisherigen Herrn, den Photographen, unter den Zeugen erkannte, wie auch er sein Tuch an die Augen führte, da fuhr ein Beben durch ihre Gestalt, ein langsam aufsteigendes tiefes Roth ergoß sich über ihr Antlitz, ihren Hals, und sie barg ihr Gesicht schluchzend in den weißen schlanken Händen.

Die Verhandlung nahm ihren Lauf. Einer gemäßigten Anklage des Staatsanwalts folgte die glänzende Vertheidigungsrede Vogtner's. Else Mühlbrandt's ganzes ehrenwerthes Leben, der treuen Arbeit und Pflichterfüllung gewidmet, sprach für sie; die Zeugenaussagen enthielten nur Lob und Anerkennung, die Aneignung der elenden Litzenstreifen, die im Kehricht verkommen wären, machte das ganze Verbrechen der Angeklagten aus, bis zu dem unseligen Tage, da die furchtbare Scham, die Angst, der Mutter Schrecken und Kummer zu verursachen, die Zukunft des Bruders zu gefährden sie das „Nein!“ sprechen ließ.

Sie hatte keine Zeit zur Ueberlegung gehabt; der Impuls siegte! Das ehrliche Mädchen, die gute, liebevolle Tochter hatte, eh' sie es bedachte, einen Meineid geschworen. Und nun folgte der Appell an die Geschworenen. Als Vogtner die Tribüne verließ, hatte er Else Mühlbrandt zu einer Märtyrerin gestempelt und das Vorgehen des Kaufmann Reinert in den Augen aller Zuhörer gebrandmarkt.

Aber die Thatsache des Meineids hatte er nicht wegleugnen können, nur Milderungsgründe konnte er zur Geltung bringen.

Georg Reinert war nicht erschienen, Niemand kannte seinen Aufenthaltsort, seine Eltern waren in schwerer Sorge um ihn.

In der Anklage hatte es geheißen, Else habe ein Liebesverhältniß mit ihm gehabt; da ereignete es sich, daß eine Männerstimme aus dem Publikum rief: „Das ist nicht wahr! Ich kann meine Aussage beschwören."

Und welches Aufsehen, als man den reichen Neurath, den alle Welt kannte, dort groß und breitspurig stehen sah, roth bis unter das Haar werdend unter all' den auf ihn sich richtenden Blicken, aber sichtbar entschlossen, sofort sich befragen zu lassen, wenn man es wünschte!

Der Präsident sprach ein paar Worte mit den beisitzenden Räthen, dann mit dem Vertheidiger; zuletzt lehnte er das Zeugniß des Herrn Neurath ab, es sei diese Thatsache nicht von weiterem Belang für die Vertheidigung.

Der dicke Herr setzte sich, noch röther werdend, aber es that ihm sehr wohl, zu hören, wie hie und da ein leises Bravo zu ihm herüber klang.

In sich versunken, als ob sie die Tiefe des Abgrundes ergründen wolle, in den sie gestürzt, hatte die Angeklagte nicht einmal aufgeblickt. Ihr war dies Alles nur eine Folter, von deren Qualen sie kaum noch Empfindung hatte, denn sie war ja unrettbar verloren, und die schon erlebten Verzweiflungsstunden hatten ihr die Fähigkeit, noch mehr zu leiden, genommen.

Wie es kommen würde, wußte Else Mühlbrandt schon längst. Sie war ein klar denkender, kluger Kopf; man hätte es ihr auch nicht verhehlen dürfen; es kam genau so, wie Doktor Vogtner vorhergesagt: sie wurde des Meineids für schuldig befunden und zur niedersten Strafe, die das Gesetz zuläßt, verurtheilt.

Else wurde nicht ohnmächtig, nicht einmal blasser als sie war, denn sie sah ja schon vorher aus wie lebender Marmor.

Ein allgemeines Mitleid folgte der Unglücklichen, als ihr Vertheidiger und ihr beklagenswerther Bruder sie hinwegführten.

Ein lautes Murren galt Reinert. Er schien es nicht zu hören, aber er sah entsetzlich bleich aus.

7.

Im Reinert'schen Hause hatte sich viel verändert, ganz abgesehen davon, daß das Geschäft in diesem Jahre so schlecht ging, wie noch nie.

Freilich trug der Herr Prinzipal vor seinen Commis und Fräuleins, wie vor der ganzen Welt, den Kopf so hoch wie je, freilich affektirte er das behagliche Lächeln,

welches ihm sonst Gewohnheit gewesen war; freilich zeigte er sich den Käuferinnen in seinem Laden höflicher und verbindlicher als je, und sprach von Anfeindungen und Verleumdungen mißgünstiger Konkurrenten, wenn etwa einmal eine absichtliche oder unbeabsichtigte Anspielung auf die Vorgänge der letzten Zeit fiel; aber er war dennoch nicht der Alte mehr. Er wußte zu genau, daß sein Name und sein Charakter in der Achtung seiner Mitbürger einen schweren, vielleicht unheilbaren Stoß erlitten hatten, und wenn er es nicht gewußt hätte, seine sonst so fügsam ergebene Frau hätte es ihm gesagt.

Was hatte diese brave, vortreffliche Frau gelitten, seit sie, aus Italien zurückkommend, durch ihre Verwandten, ihre Kinder, die Zeitung, und aus all' den tausend anderen Quellen erfuhr, wie ihr Gatte gegen Else gehandelt, gegen das Mädchen, welches Georg von ganzer Seele liebte, und welches nie aufgeben zu wollen er ihr noch einmal an dem Tage schwor, wo er sich gegen ihren und des Vaters Willen in Genua von ihr trennte.

„Ich will dem Vater und Dir zeigen, daß ich auf eigenen Füßen stehen kann und das Recht habe, mir mein Weib selbst zu wählen!" sagte er ihr, noch immer ohne Ahnung davon, daß sein Vater Else auf die Anklagebank gebracht. Und wie hätte die Mutter wagen dürfen, es ihm zu sagen? Er wäre nicht einen Tag mehr bei ihr geblieben! Auch hatte Frau Reinert schon damals das unbehagliche Gefühl, daß ihr Mann zu weit gegangen sei, ohne im Entferntesten daran zu denken, welches Unheil ihr Brief an ihn damals heraufbeschwor.

„Ich gehe nach Spanien! Ich habe dort gute Aussichten!“ das war Georg's letzte Entscheidung, so bald er sich wieder gekräftigt fühlte, und damit sagte er ihr Lebewohl, als auch sie im Begriff stand, mit einer befreundeten Dame die Rückreise anzutreten, welche ein Zufall um einige Tage verzögerte.

Und als kaum Georg fort war, kam ihres Mannes Brief, worin er triumphirend berichtete, daß Else Mühlbrandt vor die Assisen käme, und zwar wegen Meineids.

Von seinem eigenen Antheil an der Sache natürlich kein Wort! Wenn Reinert sen. gehofft hatte, daß Georg jetzt auf diese Nachricht hin Else als verloren ansehe, so war sein Plan gescheitert. Georg reiste ohne Ahnung von dem Unheil, welches die Geliebte betroffen, nach Barcelona; ein Freund von ihm hatte dort ein großes Exportgeschäft und ihm aufgetragen, ihm einen tüchtigen Mann für das Comptoir zu schicken. Er wollte beweisen, daß er Else ohne jede Hilfe seines Vaters ernähren könne. Die Stelle paßte für den Anfang ihm selbst.

„Ich schreibe erst, wenn es mir gut geht und meine Verhältnisse befestigt sind, sonst mischt sich der Vater ein und kreuzt meine Pläne und Bemühungen!“ hatte er gesagt.

So wußten Reinerts vor der Hand nicht einmal seine Adresse. Aber an Otto schrieb er jetzt über seine Liebe und seine Zukunftspläne, und von dem erfuhr er Alles ohne Rückhalt.

Seit Frau Reinert wußte, wohin ihren Mann die Habsucht und der Zorn getrieben, war sie eine Andere geworden; ihr Mann fühlte es mit bitterem Groll.

Vergeblich hatte er sein Thun zu beschönigen gesucht; sie sagte ihm herb und hart, daß sie sich nicht mehr täuschen lasse; vergebens kehrte er gegen sie den rücksichtslosen Trotz heraus, mit welchem er sie zu beugen hoffte. Sie zog sich kalt und ungebeugt zurück von ihm. Das war für sein Selbstgefühl der härteste Schlag. Er hätte sich um die Meinung der Welt wenig gekümmert; wie wankelmüthig dieselbe ist, wußte er ebenso gut, als daß nur eine kühne Stirne dazu gehört, ihr zu trotzen, um sich bei Ansehen zu erhalten. Aber in seinem Hause, das ertrug er nicht, und wenn irgend etwas ihn zu Boden beugen konnte, so war das die Verurtheilung der Frau, die er selbst jederzeit hochachten mußte und mit der er lange Jahre glücklich gelebt.

Aber sehen sollte sie es nicht! Das ließ noch immer sein Stolz nicht zu, der elende, jammervolle Stolz, hinter dem nichts saß, als die geheime bittere Reue, nicht so sehr über seine That, sondern daß er sie so dumm eingefädelt hatte.

* * *

So vergingen die Tage und reihten sich zu Wochen und Monaten.

Es war ein erster Frühlingstag. Alle Welt ging hinaus, den blauen Himmel zu begrüßen und das erste schüchtern hervorsprießende Grün willkommen zu heißen.

Frau Reinert hatte nicht gehen mögen. Sie konnte den Anblick fröhlicher Menschen nicht ertragen. So wenig sie Else Mühlbrandt auch gekannt hatte, so viel mußte sie jetzt nachdenken über die Unglückliche, die um Georg's

willen ihr ganzes Lebensglück zerstört sah. Jedes Jauchzen spielender Kinder war ihr eine Qual; die Kinder freuten sich der Freiheit, und das arme junge Mädchen saß gefangen!

Sie war in ihrer stillen, tiefen Betrübniß selbst zu dem Gefangenwärter gegangen, um nach Else sich zu erkundigen. Von Else Mühlbrandt sprach der Mann beinahe mitleidig: „Sie sitzt immer allein und näht und näht, es ist kaum zu begreifen, wie sie es aushält! Aber sehen will sie Keinen, nicht Mutter, noch Bruder, und nur vor Einem fürchtet sie sich, das ist das Ende ihrer Strafzeit! Sie sagt das nicht, aber man merkt so was bald, die nimmt es schwer genug, sie mag gar nicht wieder heraus, so schämt sie sich." —

Dies Ende der Strafzeit war in drei oder vier Tagen da.

Frau Reinert saß allein in ihrer Stube, die Kinder waren zu Bett, ihr Mann im Club, wo er jetzt oft bis in die tiefe Nacht hinein blieb. Da war es ihr, als höre sie Schritte draußen im Gange, leise, vorsichtige Schritte. Da, vor ihrer Thüre! Was war das?

Erschreckt sprang sie empor; die Thüre öffnete sich, sie schrie laut auf.

„Georg, Georg! Um Gottes willen, wie siehst Du aus? Und Herr Neurath? Was ist? Ist ein Unglück geschehen? Mein Mann —?"

„Ihr Mann sitzt ganz vergnüglich beim Skat, liebe Frau, und hier ist Georg, Ihr braver Junge und meiner Fanny Freund! Ja, ja, es ist eine wunderliche Welt! Statt Hochzeit mit einander zu machen, die Narrenköpfe, schwören sie sich Freundschaft!"

Herr Neurath lachte ganz gemüthlich und drückte die verwirrte Frau wieder in ihre Sophaecke.

„Mutter, ich bin's! Ich bin ohne Rast und Ruhe gereist! Ich muß wieder gut machen, was der Vater gethan, und ich will es!" rief Georg und küßte sie. Er war sehr aufgeregt.

„Nur sachte! Sollst es ja auch! Ist rechtschaffen gedacht, und ich habe es Fanny versprochen, daß ich Euch helfen will!" beruhigte Herr Neurath.

Frau Reinert weinte schmerzlich. Dann saßen sie wohl eine Stunde beisammen und besprachen sich mit einander. Endlich war Alles in Ordnung. Frau Reinert hatte eingewilligt.

„Du besorgst Alles, Mutter! Du packst für Else die Koffer! Du gehst morgen früh zu der Pastorin. Sie wird Dich gut empfangen, denn Otto und sie sind ganz und gar meiner Meinung, es ist die einzige Genugthuung, die wir meinem armen, geliebten Mädchen bieten können!" sagte Georg mit zitternder Stimme.

„Ich will Alles thun! Alles, wie Herr Neurath vorschlägt. In allen Dingen habe ich Deinem Vater Gehorsam erwiesen; jetzt ist mein Wille der rechte, und er soll geschehen," sagte sie fest.

„Und das Andere mache ich ab; habe schon mit dem Doktor Mühlbrandt die nöthigen Schritte gethan und die Papiere besorgt," sagte Herr Neurath und sah ganz besonders vergnügt aus.

Am Abend des dritten Tages nach Georg's Ankunft, an einem jener stürmischen Frühlingsabende, wo West-

wind und Regen die letzten Bande des Winters von der Erde nehmen, hielt vor dem Gefängnißthore eine geschlossene Droschke. Ein Herr und eine tief verschleierte Dame verließen das Gebäude, der Herr öffnete den Wagen und die Dame stieg ein; er folgte.

„Wir fahren noch diese Nacht, Else, ist Dir das recht?" sagte Otto Mühlbrandt, die Hand der Schwester haltend, diese schlanke, heiße Hand.

„Je eher, desto lieber!" seufzte sie matt, und im Schein der Straßenlaterne sah er in ihre krankhaft großen traurigen Augen.

„In unsere alte Wohnung führe ich Dich auch nicht, Else."

„Gut, Otto! Ich mag auch nichts Liebes wiedersehen."

„Du mußt einen hübschen, warmen Reise-Anzug anziehen, Kleine, er liegt schon bereit."

„Ja, Otto! Ich danke. Du thust so viel für mich!"

„Und die Mutter erwartet Dich und noch Jemand."

„Noch Jemand?" fuhr sie erschreckt auf.

„Ja, Else, meine Herzensschwester! Denn sieh', die Reise nach Barcelona ist weit, die Mutter kann nicht mit, da ist Dir ein Beschützer, ein Freund noth."

„Nach Spanien wollen wir? Ich meinte nach New-York, Otto?" Sie sprach athemlos vor Herzklopfen und ihre Stimme klang angstvoll, nicht mehr so apathisch.

„Aber Else, Du fragst mich gar nicht, wer Dich begleiten wird?"

Sie machte eine ungestüme Bewegung, als wolle sie die Thüre aufreißen und sich aus dem Wagen stürzen.

„Ich will Niemand sehen! Ich will — ich kann nicht — Otto!“ rief sie in vollem Entsetzen.

„Auch nicht einen lieben, treuen Menschen, der von Spanien herbei eilte, sobald er erfuhr, daß Du um seinetwillen —?“

Der Wagen rollte durch ein offenes großes Thor in einen weiten Hof, viel zu früh für Alles, was Otto noch sagen wollte.

Ein ältlicher dicker Herr, mit rothem, pfiffig lächelndem Gesicht riß den Schlag auf, ein junger hob, ehe Otto sich regen konnte, Else heraus, trug sie in das Haus und sofort in eine Stube zu ebener Erde. Und dort schloß er die Betrübte in seine Arme.

„Else, mein armes, geliebtes Mädchen! Vergib, vergib, was mein Vater an Dir gesündigt hat!“

Sie lag an Georg's Brust und schluchzte. War es unmännlich, daß auch ihm die Thränen in den Bart fielen?

Nicht mehr so stumm, so erstarrt, aber doch so matt ließ sie sich willig von ihm küssen, sie schlang ihre Arme um seinen Nacken, und über ihre bleichen Wangen flossen zum ersten Male wieder Thränen. Welche Erleichterung!

Nur wenige Minuten gönnte er sich sein Glück; sie durfte gar nicht zu sich selber kommen.

Ihre Mutter trat ein; dann noch ein paar Worte — eine ernste, eindringliche Frage: „Else, willst Du mein sein, mein liebes, treues Weib? Ich habe keinen Vater mehr, aber meine Mutter wird Dich segnen! Sie ist unschuldig an all' Deinem Unglück! Sage, Else, sage: Ja!“

„Ja!“ sagte sie ernst. Er küßte ihre Lippen, ihre Augen, dann ging er, indem er Else in der Mutter Arme legte.

Mechanisch zog sie ein Weilchen später das Reisekleid an. Sie war sehr glücklich.

„Aber ich kann mich noch nicht freuen, ich liege noch wie zu Boden geschlagen, liebe, treue Mutter!“ sagte sie unter den Umarmungen der ganz grau Gewordenen, kaum Genesenen.

Und dann führte die Mutter Else hinüber in den Gartensaal und ehe die zum Tode Erschrockene zurückweichen konnte vor den dort versammelten fünf oder sechs Menschen, hatte Georg, rasch auf sie zutretend, ihre Hand ergriffen und sie zu seiner Mutter geleitet.

„Da ist sie, Else, das ist meine Mutter, und sie bittet Dich, mein Weib zu werden, mein liebes, angebetetes Weib!“ sagte er mit erstickter Stimme.

„Ja, das bitte ich, Georg's Mutter! Dir ist grausames Unrecht geschehen! Georg will es wieder gut machen!“ Frau Reinert sprach ruhig und fest, aber sie zitterte an allen Gliedern und sah Else mit bittenden Blicken an.

„Und Fanny, Georg's geschworene Freundin, bittet Kranzjungfer sein zu dürfen, und wir Anderen Trauzeugen, Fräulein Else! Sie kennen uns kaum, aber wir sind gute Freunde Georg's, Sie dürfen uns vertrauen!“

Herr Neurath gab der Sache eine ganze leise Wendung in's Heitere, als er dann zu Fanny fortfuhr: „Wenn Dich Deine Großmuth nur nicht reut, Mädchen, er ist ein kapitaler Bursche!“

Und Fanny legte hoch erröthend den Myrtenkranz auf

Else's schönes blondes Haar. Dann holte Otto den schon unterrichteten Prediger herbei, es war Alles in Ordnung, zwischen Blumen und Grün war ein Altar erbaut.

Wie Else zu Muthe war? Wie im Traum! Wie in einem Märchen!

Sie hatte so entsetzlich gebangt vor dem ersten Schritt in die Freiheit zurück; nun überschüttete man sie mit Liebe, ließ sie Alles thun, was ihr Herz beglückte; sie konnte sich nicht darein finden, daß auf einmal Alles so ganz anders kam, wie sie gedacht.

Nur Eines wußte sie und fühlte es deutlich: sie wollte Georg's Frau werden, ihm folgen, wohin er sie führte! Die Ehrenerklärung, die in diesem Schritte Georg's lag, und welche sanktionirt wurde durch seiner Mutter Gegenwart, war wie eine Erlösung für sie.

Eine Viertelstunde später hieß sie: Else Reinert. Und noch eine Stunde später brachten Georg's Mutter und Herr Neurath das neuvermählte Paar zur Bahn. Es war spät; dennoch erregte das Erscheinen der allgemein bekannten Persönlichkeiten im Wartesaal die Aufmerksamkeit der Anwesenden.

Wer war die dicht verschleierte junge Dame? Herr Neurath schwelgte in dem Genuß des Anblickes dieser Neugier und spazierte, die Daumen im Aermelausschnitt seiner Weste, stolz und aufgebläht wie ein Puter auf und ab, indeß Frau Reinert die Hände Else's in den ihrigen hielt und leise flüsternd mit ihr sprach.

„Georg hat Dir nur ein bescheidenes Loos zu bieten, liebes Kind. Ihr werdet arbeiten und sparen müssen, aber Ihr habt Euch lieb: das ist die Hauptsache."

Es war just elf Uhr, da ertönte das Abfahrtssignal.

„Gott segne Dich, liebe, theure Mutter!" Georg konnte vor Dank und Rührung nichts mehr sagen, und es war gut, daß Herr Neurath der Sache ein Ende machte.

„Wenn Sie hier bleiben wollen, Georg, so setze ich mich zu Ihrer Else!" sagte er.

Das half! Und sie lachten sogar Alle.

* * *

Als Herr Reinert an diesem Abend nach Hause kam, sah er mit Erstaunen und Schrecken, daß seine Frau noch auf war. Er scheute ihren Anblick jetzt und fühlte sich dadurch erst recht elend.

Und diese Erkenntniß kam ihm in diesem Augenblick so überwältigend, daß er, eine gewisse Erregung in ihren Zügen bemerkend, sanft und mit dem unverkennbaren Wunsche nach Versöhnung sie fragte: „Du bist noch auf, Frau? Wolltest Du mir noch etwas sagen?"

Sie raffte ihren ganzen Muth zusammen. Es mußte ja sein.

„Du erräthst es, ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, aber eine solche, die Dich aufregt! Ich bitte Dich also, überlege erst in Ruhe, Du hast Ursache dazu!"

„Eine lange Vorrede! Heraus damit!" sagte er unruhig und gereizt.

„Es ist dies: unser Sohn Georg ist heute Abend im Hause unseres Freundes Neurath und in dessen Beisein und dem meinigen mit Else Mühlbrandt getraut worden und in diesem Augenblick mit ihr auf dem Wege nach Spanien!"

Er starrte sie an, als sei sie wahnsinnig oder er. Aber sie blieb ruhig und gelassen.

„Und was soll das bedeuten?“ fragte er mechanisch, denn er war zu erschrocken.

„Daß Georg Else liebt und an ihr wieder gut machen will, was Du an ihr verbrochen.“

„Und dazu hast Du die Hand geboten?“

„Ja, Mann, mit voller Ueberlegung.“

„Und was soll ich nun mit voller Ueberlegung thun?“

„Du sollst morgen früh in die Zeitung eine Heirathsanzeige setzen lassen, und zwar mit Deinem und meinem vollen Namen. Wenn Du Dir die Sache überlegst, wirst Du einsehen, daß Du nichts Klügeres thun kannst!“

Er sah sie lange an, sehr ernst und sehr lange. Der spöttische Zug schwand ganz aus seinem Gesicht und machte einem ernsten, nachdenklichen Ausdruck Platz. Endlich stand er auf von seinem Stuhl und trat zu ihr.

„Du bist eine gute und eine kluge Frau, es soll geschehen, wie Du willst!“

Sie athmete hoch auf. Dann fing sie schmerzlich an zu weinen. Er strich leise, fast schüchtern mit der Hand über ihr Haar.

„Ich weiß, Du weinst über mich,“ sagte er weich. „Verzeihe nun auch Du mir eine That, die ich von Herzen bereue!“

Der „englische Alcibiades".

Ein biographisches Charakterbild.

Von

H. Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1704 fand im Kreise einer der vornehmen normännischen Adelsfamilien Englands eine sehr ernste Verhandlung statt. Der alte St. John auf Schloß Tregoze in Wiltshire hatte seinen liederlichen Sohn Henry scharf in's Gebet genommen und berieth nun mit den Anverwandten, was mit ihm anzufangen sei, um ihn seinem wüsten Lebenswandel zu entreißen. Dieser Sohn war kein Jüngling mehr, er zählte beinahe dreißig Jahre. Die Natur hatte ihm glänzende Eigenschaften verliehen; er besaß eine staatliche Gestalt, Feinheit der Sitten, hatte ein äußerst liebenswürdiges Benehmen, dabei einen reichen Geist, ein tüchtiges, auf der Hochschule zu Oxford erworbenes Wissen und eine Beredtsamkeit, der Niemand leicht zu widerstehen vermochte, weshalb man ihn später nicht mit Unrecht den „englischen Alcibiades" genannt hat. Um so verdammlicher erschien es dem Vater, daß sein so reich begabter Sohn seit dem Eintritt in die Welt ein vollendeter Wüstling geworden war und seine ausgezeichneten Anlagen nur in allerhand noblen Leichtsinnigkeiten und schlech-

ten Streichen verwerthet hatte. Das konnte und sollte nicht so weiter gehen.

Schon einmal, vor Jahren, war ein solches Familiengericht über ihn gehalten worden. Damals hofften die Eltern, daß eine Heirath heilsam auf ihn wirken würde, und erwählten ein reizendes, junges und reiches Mädchen aus edlem Hause für ihn zum Weibe. Aber bald zeigte sich, daß diese Hoffnung eitel gewesen war. Unversöhnliche Zwietracht trennte die junge Ehe wieder und Sir Henry blieb der frühere Wüstling.

Jetzt wollte es der Vater auf einem anderen Wege mit seinem ungerathenen Sohne versuchen. Er sollte Abgeordneter werden und die politische Laufbahn betreten, durch welche er bei seiner Eitelkeit, seinem Ehrgeiz und seinen glänzenden Talenten bald zu Rang und Ansehen gelangen konnte. Es war dem Einfluß der hochangesehenen Familie St. John leicht, den jungen Mann in dem Burgflecken Wootton Basset für das Haus der Gemeinen wählen zu lassen, und da der alte St. John auch mit dem damals im Ministerrath zu London allmächtigen Feldherrn, Herzog von Marlborough, gute Beziehungen unterhielt, so empfahl er seinen Sohn auch der Protektion des Herzogs.

In der That nahm Marlborough den jungen Abgeordneten wohlwollend auf und machte ihn zum Kriegssekretär. Zugleich zog der schöne Edelmann nicht nur die Augen der am Hofe einflußreichen Damen auf sich, sondern als Redner im Unterhause durch seine vortrefflichen Reden auch die allgemeine Aufmerksamkeit. Der leichtlebige Mensch änderte sich auf einmal vollständig zur Freude seiner Fa-

milie und zum Erstaunen seiner bisherigen Genossen. Er vertauschte seine gewohnte Liederlichkeit mit einer fast leidenschaftlichen Arbeitslust, war eifrig in seinem Amt und gewann im Sturm das Vertrauen der Torypartei, die eben nach langer Ohnmacht sich aufraffte, in der regierenden Königin Anna eine entschiedene Gönnerin hatte und sich mit stolzen Plänen trug — zu deren Verwirklichung ihr der talentvolle und schneidige Sir Henry St. John der rechte Mann zu sein schien. Er ging mit Ehrgeiz auf eine solche Rolle ein und faßte das Glück, das ihm den Weg so schnell gebahnt, fest beim Schopf.

Bekanntlich heißen die beiden politischen Parteien, die sich in England seit der Regierung Karl's II. (1649 bis 1685) um die Herrschaft streiten, Tories (Konservative) — eigentlich Schimpfname für Höflinge — und Whigs (Liberale) — ein anderer Spottname, der ihnen nach den frommen schottischen Bauern gegeben wurde, die ein Instrument wigham zur Antreibung des Viehes benutzten und sich damit als Rebellen gegen Karl I. bewaffnet hatten. Seitdem das Haus Stuart mit Jakob II. 1688 abermals vom englischen Throne gestoßen worden war, herrschten die Whigs, sowohl unter dem neu eingesetzten und von Holland herüber gekommenen König Wilhelm III. von Oranien (bis 1702), als auch noch unter der Königin Anna, einer Tochter des letzten Stuartkönigs Jakob II.

Das Ministerium, in welchem Sir Henry die wichtige Stellung eines Sekretärs beim Kriegsdepartement so mühelos erhalten hatte, war so gut whiggistisch, daß ein Tory eigentlich keinen Platz darin haben sollte. Aber im Geheimen

begünstigte sowohl die Königin Anna, welche wo möglich ihren im Exil lebenden Bruder als Jakob III. auf den Thron zurückbringen wollte, die stark stuartisch gesinnten Tories, als auch der Herzog von Marlborough. Dieser Umstand kam St. John zu Nutze, und er war klug genug, seine torystischen Gesinnungen nicht zu scharf zu zeigen, um seiner Partei im Amte und am Hofe dienlich sein zu können. Mit seinem Ehrgeiz rechnete er auf die Zukunft, wie er sie sich und seiner Partei vorbereiten wollte.

Allerdings wurden die Whigs auf diese in die Regierung eingeschmuggelten Tories bald so argwöhnisch, daß sie deren Rücktritt forderten und durchsetzten, und auch der Kriegssekretär St. John mußte seinen Abschied nehmen. Aber er wußte, daß die Königin entschlossen war, bei erster Gelegenheit mit den Whigs zu brechen und ihn selbst dann zurückzurufen in ein höheres Amt, und er erkannte mit Scharfblick, daß die kostspielige Kriegspolitik der herrschenden Partei sie unpopulär machen und daher ihren Sturz erleichtern würde.

Nach zwei Jahren, 1710, kam es wirklich dazu. Die Königin faßte den Muth, die Whigs abzudanken und ihre derzeitigen Kronräthe zu entlassen. An Stelle der Whigs übernahmen nun zum ersten Mal Tories die Hauptministerien. Unter ihnen St. John, der zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt wurde.

Die persönlichen Vorzüge und die seltenen staatsmännischen Fähigkeiten, welche sich bei St. John schon verrathen hatten, gaben ihm von vornherein ein gewisses Uebergewicht im Kabinet, und er verstand es, durch die

Frau Masham, eine frühere Kammerjungfer der Königin, die in höchster Gunst bei ihr stand, seinen Einfluß bei der Königin zu erhöhen. Mit seinem Plan, Frieden zu schließen und England aus all' den widerwärtigen Händeln und dynastischen Intriguen auf dem Festlande herauszuziehen, gewann er seine Collegen und das Parlament; und mit seiner der Königin im Geheimen verrathenen Absicht, die männliche Linie des Hauses Stuart mit ihrem verbannten Bruder Jakob wieder auf den Thron zu bringen, errang er sich die Gunst der Monarchin.

Unbeirrt durch das Schwanken der öffentlichen Meinung, der Stimmungen im Parlament und im Ministerium, durch die Bedenken der ihm sonst ergebenen Partei, welche denn doch vor einem förmlichen Staatsstreich zurückscheute, ging er auf seine Ziele los. Er unterhandelte über den Frieden vor Allem mit Frankreich, und hielt geheime Fühlung mit dem Prätendenten Jakob, um ihn von eigenmächtigen Unternehmungen abzuhalten. Denn derselbe suchte ja seit Jahren mit Hilfe fremder Mächte, sich die Thronfolge in England zu sichern. Jetzt versprach ihm Sir Henry, für seine Ansprüche zu agitiren, wenn er ihm die Führung seiner Sache anvertrauen wolle, und Sir Henry war ein Mann an der Spitze des englischen Staatswesens, von maßgebendem Einfluß bei Hofe und der Führer eines ihm ergebenen Parlaments. Sein Wort bot also eine große Bürgschaft für die Sache des Prätendenten.

Am 11. April 1713 wurde der Friede zu Utrecht zwischen England, Deutschland und Frankreich unterzeichnet. Er war das Werk des englischen Staatssekretärs, und da

dieser Friede dem spanischen Erbfolgekrieg ein Ende setzte, so war er höchst bedeutungsvoll für die Geschicke Europa's. Ludwig's XIV. treulose und ländersüchtige Politik war gescheitert, England trat jetzt in den ersten Rang der Hauptstaaten ein und schrieb gleichsam die neue Ordnung der Dinge in Europa vor. Sir Henry St. John stand auf einmal als der erste Staatsmann da, und sein diplomatisches Meisterstück machte ihn berühmt.

Merkwürdiger Weise gab es in diesem Friedensvertrag von Utrecht einen Artikel, in dem Frankreich die protestantische Thronfolge, demnach die hannöver'sche, in England anerkannte und dem Prätendenten Jakob fortan jeden Schutz zu entziehen sich verpflichtete. Dies widersprach doch nun vollständig den geheimen Absichten Desjenigen, der den Vertrag wesentlich durch seine Geschicklichkeit zu Stande gebracht hatte. Aber England selbst forderte diese Bedingung, und der stuartisch gesinnte Staatssekretär hätte es nicht wagen können, gegen den Willen der Mehrheit seiner Nation zu handeln. Er stellte die Bedingung, um sie bei passender Gelegenheit zu brechen; er wollte, nachdem er erst durch den Frieden die Torypartei zur unbestrittenen Herrschaft erhoben, mit einem anderen diplomatischen Kunststück den Utrechter Vertrag für die englische Thronfolge beseitigen und statt Hannover die Mannslinie der Stuarts wieder zur Regierung bringen.

Ruhm und Ehren fielen Sir Henry für sein Werk in Fülle zu. Die Königin erhob ihn zum Peer und Lord Bolingbroke, ein Titel, unter welchem er in der englischen Geschichte seines Jahrhunderts eine höchst bedeutende Rolle spielte.

Der neue Lord Bolingbroke konnte kaum die sinnlose Ungeduld des Prätendenten zügeln, der den ihn selbst betreffenden Paragraphen des Utrechter Friedens schon auszustreichen wünschte, ehe noch die Schrift desselben trocken geworden. Jakob wollte sogar nach London kommen, dann sollte seine königliche Schwester Anna sich in's Parlament begeben und ihn dort als ihren unmittelbaren Nachfolger vorstellen. Mit den störrischen Whigs sollte man streng verfahren. Zu solchen Thorheiten die Hand zu bieten, war Bolingbroke zu klug. Doch ging er festen Sinnes daran, den Staatsstreich vorzubereiten. Zu diesem Zweck betrieb er die Auflösung des infolge der letzten Kriege starken und wesentlich whiggistisch gesinnten Heeres, welches ja eine gefährliche Macht in den Händen der den Stuarts feindlichen Whigpartei werden konnte. Und sodann suchte er die ihm unbequemen Nebenbuhler im Ministerium, zumal Lord Oxford, zu beseitigen, um alle Gewalt der Regierung allein in seiner Hand zu haben. Dabei mußte vor Allem Frau Masham, nunmehr zu einer Lady gemacht, helfen. Es kam zu den kühnsten Intriguen und zu den heftigsten Scenen im Kabinet der Königin selber, deren schwächlicher Gesundheitszustand dadurch schwer erschüttert wurde.

Aber Bolingbroke im Bunde mit der Masham siegte, Lord Oxford erhielt seine Entlassung, und Bolingbroke sah sich auf dem ersehnten Gipfel der Macht und des Glücks. Jetzt konnte er rücksichtslos handeln. An Entschlossenheit mangelte es ihm nicht, und da es sein Ehrgeiz wollte, daß er die monarchische Gewalt in England

wieder über die des Parlaments erhebe, so sollte der schwachköpfige Jakob III. der Mann sein, den er dazu als sein Geschöpf brauchte. Wie er England durch den Utrechter Frieden an die Spitze der europäischen Mächte gebracht, so sollte von ihm nun auch Englands innere Entwicklung zu einem starken Königthum, anstatt des demokratischen parlamentarischen Regiments, geführt werden. Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Vier Tage, nachdem er der Allmächtige im Rath der Königin Anna geworden, am 1. August 1714, starb Anna am Schlagfluß. Der so unerwartete Tod der Königin lähmte vor Schrecken die Tories und machte die Whigs rührig, etwaige Ueberraschungen von Seiten des ihnen verdächtigen Bolingbroke zu vereiteln. Der neue hannöver'sche König Georg I. wurde sogleich und ohne jegliche Störung zum Thronfolger ausgerufen, und da derselbe in den Whigs seine Freunde, in den Tories seine verhaßten Feinde wußte, so konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die Tage der Herrlichkeit Bolingbroke's gezählt waren.

Mit diplomatischer Verschlagenheit versuchte derselbe freilich den Sturm gegen sich zu beschwören, indem er flugs einige angesehene Whigs in sein Ministerium berief. Doch von dieser erheuchelten Gesinnungsänderung ließen seine Gegner sich nicht täuschen, und der neue König am allerwenigsten. Noch war derselbe nicht in London eingetroffen, so dekretirte er schon die Absetzung des Staatssekretärs. Gleich einem Bedienten wies ihm der Regentschaftsrath, der unmittelbar nach Anna's Tode eingesetzt worden, die Thüre. Das neu gewählte Unterhaus war

überdem whiggistisch und drohte mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Bolingbroke. Da hielt es derselbe für gerathen, die Flucht zu ergreifen. Wirklich machte man ihm im Parlament den Prozeß so schlimm als möglich. Man verurtheilte ihn zum Tode und zur Beschlagnahme seines Vermögens, die Peerswürde wurde ihm abgesprochen und seinem Vater als nächstem Erben übertragen.

Bolingbroke erfuhr von diesem Racheſtreich seiner Feinde in Paris, wohin er sich begeben hatte. In seinem Grimm darüber antwortete er mit einer förmlichen Kriegserklärung an Georg I. und an England, indem er jetzt die Sache des Prätendenten Jakob offen zu der seinigen machte und sich von diesem Schattenkönig — zum Staatssekretär ernennen ließ, zum Minister eines Schattenreichs! Ehrgeiz und Rachsucht verblendeten ihn so sehr, daß er wähnte, die Ansprüche der Stuarts trotz des Utrechter Vertrages und trotz seiner eigenen Aechtung zum Siege zu bringen und an der Spitze eines Heeshaufens die englische Krone dem Prätendenten zu erobern. In Paris warb er in der That eine solche Eroberungslegion.

Doch nach dem Verrauchen der ersten Wuth konnte es dem Scharfsinn Bolingbroke's nicht entgehen, daß er sich einer verlorenen Sache verschrieben hatte. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung, um ihn vollends zu ernüchtern. Bei alledem wollte er seinem selbstgewählten Herrn treu bleiben und die Rolle der Verzweiflung mit Anstand zu Ende spielen. So machte er die Landung Jakob's III. in Schottland zu Neujahr 1716 mit, und da hier ein paar tausend Jakobiten sich bereit zeigten, unter der Fahne der

Stuarts nach London vorzurücken und sie sechs Wochen lang auf diesem Eroberungsmarsch von Georg's Truppen nicht aufgehalten werden konnten, so fand Bolingbroke sogar die Genugthuung, während dieses Zeitraumes als Staatssekretär Jakob's wirklich über Land und Leute zu regieren. Bei Culloden war aber das Abenteuer zu Ende. Die Jakobiten wurden hier geschlagen und in alle Winde versprengt; ihr König irrte als Flüchtling in den schottischen Gebirgen umher, bis er auf ein französisches Schiff gebracht werden konnte. Bolingbroke war vorher schon wieder nach Paris geeilt. Dort traf er mit Jakob zusammen, der ihn nach den ersten heuchlerischen Freundlichkeiten wie einen Verräther mit Vorwürfen bedachte, so daß Bolingbroke daraus geschickt Veranlassung nahm, den mit Undank und Schimpf Belohnten zu spielen und ein- für allemal sich von dem Stuartkönig loszusagen. Dies war seine zweite große Niederlage und viel unrühmlicher, als die erste. Der Glanz des Namens Bolingbroke war schnell getrübt worden und unter Flecken verschwand er nun vollends.

Aber der fressende Ehrgeiz dieses Mannes ließ es nicht zu, daß er sich nach solchen Demüthigungen aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Er konnte es vielmehr über sich gewinnen, bei König Georg, den er um seinen Thron hatte bringen wollen, als Reuiger um Gnade zu bitten, und zwar noch in derselben Zeit, da viele der armen verführten Schotten als Rebellen dem Henkerbeil oder dem Galgen verfielen. Und währte es auch noch Jahre lang, ehe Bolingbroke das über ihn verhängte Urtheil aufgehoben sah, so wußte er es mit Bestechungen doch endlich

durchzusetzen, daß es geschah. Im Mai 1725 genehmigte das Parlament eine eingebrachte Bill, kraft welcher er begnadigt und ihm sein Vermögen zurückgegeben wurde. Nur versagte man ihm zu seinem Kummer, im Hause der Lords seinen Sitz wieder einzunehmen.

Seine Torypartei begrüßte ihn als den alten Führer und hoffte, daß er mit seiner Begabung und diplomatischen Kunst es noch einmal ermöglichen werde, sie zur Macht zu bringen. Von Erwartungen auf das Haus Stuart war keine Rede mehr. Es handelte sich nur darum, in den Wahlkämpfen über die Whigs zu siegen. Dazu bot Bolingbroke im neu entfachten Ehrgeiz jetzt alle seine Fähigkeiten auf. Er spielte hinter den Coulissen den geheimen Rathgeber seiner Partei, und da er in der aristokratischen Gesellschaft sich sein früheres Ansehen durch den Zauber seiner persönlichen Eigenschaften zurück zu gewinnen wußte, so wurde er bald der Chef des Hauptquartiers des ganzen toryistischen Generalstabs. Und als solcher bot er durch sein Wort in den Clubs, durch seine Intriguen mit den Damen bei Hofe, und durch zündende Schriften mehr und mehr Alles auf, um den zur Macht gelangten Whigminister Robert Walpole zu stürzen. Ob er nun in England auf seinem Landsitz oder in London war, ob in Paris, er arbeitete an der Verwirklichung seiner Pläne unbeirrt Jahre hindurch weiter. In einer besonderen Schrift über die „Idee eines patriotischen Königs“, die er 1737 oder 1738 abfaßte, veröffentlichte er sein politisches Glaubensbekenntniß. Darnach sollte alles Parteitreiben durch ein Königthum mit zwar be-

grenzter, aber über den Parteien stehender Machtvollkommenheit bewältigt werden. Der Träger der Krone sollte nicht blos herrschen, sondern auch regieren; er sollte den Geist der Fraktionen unter das Gesetz beugen und den der Freiheit im Volke lebendig machen und erhalten, sollte Mehrheit und Minderheit des Parlaments mit gleichem Maße messen und nicht auf Grund der Stimmenzahl, sondern je nach Verdienst sie berücksichtigen.

Die Tories nahmen theilweise diese Bolingbroke'schen Ideen auf und nannten sich deshalb die Patriotenpartei; aber weder der König, noch der Kronprinz, noch gar die öffentliche Meinung in England gingen auf die Bolingbroke'schen Vorschläge ein, und dieser erntete damit nur eine neue Enttäuschung. Denn selbst als es gelang, zum Theil mit Bolingbroke's geheimer Hilfe, den Minister Walpole 1742 zu stürzen, war es für den halb und halb noch immer geächteten Sieger so wenig von Nutzen, wie für seine Partei. Die Whigs behielten durch Pitt den Aelteren vielmehr noch auf lange Zeit hinaus, bis Georg III. 1760 auf den Thron kam, ihre Herrschaft. Das bleibende Ergebniß der Kämpfe zwischen den beiden großen Parteien während eines Jahrhunderts war, daß seitdem die Mehrheit des Hauses der Gemeinen durch einen Ausschuß aus ihrer Mitte die Staatsgeschäfte führt und den Namen Regierung trägt; daß das englische Königthum andererseits alle die Rechte, die eine monarchische Gewalt bilden, der Form nach behielt — doch immer in der Voraussetzung, daß es von denselben, wie von seinem Veto in Fragen der Gesetzgebung, niemals Gebrauch mache.

Bolingbroke drängte sich noch bei seinen Lebzeiten die Erkenntniß auf, daß er mit all' seinen glänzenden Gaben als Staatsmann, eine kurze Periode flüchtigen Ruhmes abgerechnet, klägliches Fiasko gemacht habe.

Am Ende seiner Tage suchte er Trost für alle diese Fehlschläge im Studium der Philosophie und schriftstellerischer Beschäftigung, und veröffentlichte eine Reihe von Schriften, die ihm eine bleibende Stelle in der Geschichte der Literatur sichern. Durch seine „Briefe über das Studium der Geschichte“ verdarb er es jedoch mit den kirchlich gesinnten Engländern vollends. Zurückgezogen lebte er die letzten Jahre seines Lebens auf seinem Schloß zu Battersea. Das Schicksal aber suchte ihn, den einst so schönen und berückenden Mann, noch mit der schrecklichen Krankheit des Gesichtskrebses heim. Jahre lang litt er daran unter heftigsten Schmerzen, die er mit einer von seiner Umgebung bewunderten, echt philosophischen Standhaftigkeit ertrug. Bis zum letzten Augenblick war sein reicher Geist ungebrochen. Am 12. Dezember 1751, im Alter von 73 Jahren, wurde er endlich von seinen körperlichen Leiden durch den Tod erlöst.

Man hat ihn, wie schon Eingangs erwähnt, mit Alcibiades verglichen und in der That war er diesem berühmten Griechen sehr ähnlich. Gleich Alcibiades war er mit den ausgezeichnetsten Talenten und Eigenschaften ausgestattet und in dieser, seiner liebenswürdigen Eigenart führt ihn uns auch Scribe in dem bekannten Intriguenstück „das Glas Wasser“ vor; gleich Alcibiades fehlte seinen Handlungen aber auch der sittliche Adel. Alles sollte ihm nur Mittel

zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit sein. Die Nachwelt konnte ihn wohl zu den interessantesten und bedeutendsten Männern seiner Zeit, aber nicht zu den wirklich großen rechnen, denn dazu gehört, daß Jemand etwas Bleibendes für die Menschheit geleistet hat.

Die Karolinen.

Geographische Skizze

von

Friedr. Wilh. Groß.

Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts, wo Diego de Roche 1525 die erste der Karolinen-Inseln auffand, ist sicherlich von dieser Gruppe nicht so viel gesprochen worden, wie seit dem um dieselben ausgebrochenen Streit zwischen Deutschland und Spanien.

Es ist dies kein Wunder, denn die zwischen den Marschall-Inseln und den Philippinen nördlich von Kaiser Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel im stillen Ocean gelegenen Inseln schienen bisher kaum der Erwähnung werth. Selbst Spanien dachte nicht daran, die Gruppe ernstlich zu kolonisiren, obgleich es die Oberhoheit über dieselbe beansprucht, da, wie allerdings nicht geleugnet werden kann, der spanische Schiffer Francisco

Lezcano 1686 der Gruppe den Namen gab. Später versuchten dann auch spanische Jesuiten von Manila aus Missionsstationen auf den Karolinen zu errichten, was jedoch am Widerstande und der Theilnahmslosigkeit der Eingeborenen scheiterte; 1824 untersuchte Duperrey die Inseln etwas genauer, aber ein deutscher Reisender, Namens Lütke war es, der mit seinem Begleiter Kittlitz die Inseln zuerst wirklich erforschte.

Dieselben, dreiundvierzig an der Zahl, zerfallen in drei Gruppen: eine große centrale und zwei kleinere, eine östliche und eine westliche. Bei einer Gesammtausdehnung von 1450 Quadratkilometer (26,3 Quadratmeilen) liegen die Karolinen über 8 Breiten- und 28 Längengrade vertheilt, woraus schon hervorgeht, daß die meisten sehr klein sein müssen. Dies ist auch in der That der Fall. Die kleineren flachen Laguneninseln sind mit Ausnahme des Felseneilandes Fais korallinischen, die größeren sämmtlich vulkanischen Ursprungs. Die bedeutendsten sind: Kusaie, auch Ualan oder Strongs Island genannt, Ponape oder Puinipet, Ruk oder Hogolu und Yap, auch Eap oder Uap genannt.

Yap, die wichtigste der westlichen Karolinen, wird von 10,000 Eingeborenen in 60 Ortschaften bewohnt, die natürlich nur aus einer Anzahl größerer oder kleinerer, manchmal auf steinernen Sockeln errichteten Hütten bestehen. Die Bewohner gehören dem mikronesischen Stamme an, sind kräftig gebaut, von dunkelgelber Hautfarbe, angenehmen Gesichtszügen und schwarzem Haarwuchs. Wo sie nicht durch Mißhandlungen gereizt wurden, haben sie

sich als zutraulich und gutmüthig den Europäern gegenüber erwiesen. Hie und da findet man mächtige Ruinen von Steinbauten, die auf eine frühere, höhere Kultur hindeuten, besonders auf Ponape, der Perle der Karolinen. Sie zählte noch vor wenigen Jahrzehnten 15,000 Einwohner, welche aber jetzt durch die von Europäern eingeschleppten ansteckenden Krankheiten auf 2000 reduzirt sind.

Trotz des Einflusses der Europäer haben die Bewohner der Karolinen-Inseln noch immer ihre Sitten und Gebräuche bewahrt und sogar die Sagen ihres Volkes leben noch fort. So erzählt eine derselben: Ehemals war nur eine einzige große Insel vorhanden, auf welcher nur Kalids oder Götter lebten. Da fing eines Tages eine Göttin an zu wachsen, und als sie alle Palmen überragte, barst sie aus einander und alle Gliedmaßen derselben flogen in's Meer umher, und daraus entstanden die Karolinen. Bald darauf kamen die Menschen und bauten Städte und Dörfer. Da geschah es, daß ein kühner Fürst oder Rupack mit einem Kalid (Gott) in den Himmel stieg und eines von den Augen der Götter stahl, die als Sterne auf die Erde herableuchteten. Mit diesem Auge flüchtete er auf die Inseln zurück, und daraus machte man das Geld, das noch heute unter den Bewohnern angetroffen wird.

Alle, welche jene kleine Welten gesehen haben, stimmen in dem Lobe über die landschaftlichen Reize derselben überein. Sie sind so schön, als ob ein Theil des sternenbesäeten Himmels sich auf das Meer herabgelassen hätte. Wie es sich von selbst versteht, ist der Charakter der

Inseln ein tropischer, allein trotz der Lage derselben in der Nähe der Aequatorlinie ist das Klima infolge der wehenden Seeluft ein subtropisches zu nennen, und wenn irgendwo die schwimmenden Gärten der Mythe existirt haben sollen, so werden wir sie hier in Oceanien suchen müssen. Von Korallenriffen umgeben, an welchen die schäumenden Wogen in schneeweißem Dunst aufstäuben, sieht es aus, als ob die Eilande von einem weißen Schneegürtel eingefaßt wären, und innerhalb dieses Gürtels kontrastirt wunderbar der glänzend grüne Saum der Mangrovedickichte, welche sich an den Küsten entlang ziehen, wogegen tiefer im Innern die tropischen Palmenwälder und theils umbuschten, theils kahlen oder von hohem Grase bewachsenen mäßig hohen Berge einen unvergleichlichen Anblick gewähren. Tiefe Stille herrscht gewöhnlich in diesen reizenden Wildnissen, besonders am Strande, und nur das Quaken einer Ente, das Geschrei eines fischenden Eisvogels oder Reihers unterbricht mitunter das Schweigen.

Auch zeichnet sich die Landschaft durch angenehme Abwechselung aus. Buchten, Trachythügel und Schluchten, Lichtungen, Wälder und Wiesen durchziehen die Eilande und bieten besonders in den tropischen Mondscheinnächten ein unvergleichliches Bild. Daß größere Flüsse auf so begrenzten Räumlichkeiten sich nicht vorfinden können, ist einleuchtend, allein desto zahlreicher sind die Bäche, welche in den Bodensenkungen und Schluchten dahin rieseln und der Vegetation Fruchtbarkeit verleihen.

Aber hinter diesen landschaftlichen Reizen steht das

Meer nicht zurück. Wie nirgendwo anders ist es von so wundervoller Durchsichtigkeit und Klarheit, daß man trotz des unbeschreiblichen Farbenspiels doch Krebse, Muscheln und andere Wasserthiere mit überraschender Deutlichkeit auf dem Meeresgrunde umherkriechen sieht, und obschon der Tod hinter den blauen und dann smaragdgrünen Wellen lauert, ist der Genuß doch ein so hoher, daß das Gefühl der Furcht nicht aufkommen kann. Obwohl wir uns über einen Abgrund von 40 bis 50 Faden Tiefe dahin bewegen, erblicken wir doch dicht unter der Oberfläche verzweigte Korallenbäume, an welchen sich die Polypen wie blühende Rosen und Sternblumen ausnehmen. Legionen farbenschillernde Fische, Seesterne und Würmer oder See-Aale spielen durch einander, bis mit einem Male ein Haifisch daher fährt und auf Augenblicke das Spiel stört, das sich bald darauf in ebenso reizendem Durcheinander wiederholt.

Doch allmählig bricht die Nacht herein und einzelne Boote, die noch auf den Wogen am Strande auf und nieder schwankten, eilen blitzschnell von ihrem Fischfange nach Hause. Mit magischem Glanze gießt jetzt der Mond sein silbernes Licht aus, reizende Bäumchen blicken aus dem Wasserspiegel heraus, die aber wie Brennnesseln brennen, sobald man versucht, sie zu pflücken oder zu berühren, denn es sind Polypengebilde, die täuschend einer Pflanzengruppe ähnlich sehen.

Die Flora der Karolinen unterscheidet sich kaum wesentlich von derjenigen anderer Tropenländer. Obenan stehen natürlich die verschiedenen Palmen und Bananen. Hervor-

ragend sind ferner die Barringtonien, Lianen und Citronen, Brodfruchtbäume, Gewürzsträucher und Melonenbäume, ebenso das Sandelholz und die Pandanusstämme, das Bambusrohr und der sehr hübsch blühende Hibiscusstrauch, sowie unter den Nutzpflanzen das Zuckerrohr, die Aaronswurzel, während auf einzelnen Inseln auch die Baumwollensträucher und herrliche Nadelhölzer angetroffen werden.

Weniger reich als die Flora ist die Fauna vertreten. Von zahmen Thieren sind zu nennen die Schweine, ferner von Geflügel die Truthühner, Gänse und Enten, Hühner und Tauben, außerdem Wildenten, Schnepfen und Wildtauben, sowie am Strande die Rochen, Krabben, verschiedene Krebsarten, See-Igel, See-Aale, große Muscheln und Schnecken, Seeschlangen und andere mehr, wogegen von den nicht nutzbaren Thieren noch der blaue Eisvogel, die Möven und Bachstelzen, prächtige Eidechsen, herrliche Schmetterlinge und der als Sinnbild der Schönheit geltende weiße Tropikvogel angeführt zu werden verdienen.

Sehr günstig ist das Klima. Fieber, Dysenterie und eine Art von Aussatz treten zwar auf, jedoch nur sehr mild. Gleich günstig sind die Witterungszustände. Vorübergehend stellt sich allerdings auch Dürre ein, wie zu manchen Zeiten häufige Regenschauer und Gewitter, welche letztere sehr plötzlich und heftig auftreten, ohne jedoch großen Schaden zu verursachen. Unangenehmer sind jedoch die stark wehenden Seestürme (Monsuns), konträren Winde und Meeresströmungen, welche für die Schifffahrt sehr störend werden können. In der größten Zeit

ist indeß auch das Meer sehr ruhig. Trinkwasser ist genügend vorhanden, so daß allenfalls noch die Moskitos zu nennen bleiben, die auf einzelnen Inseln lästig werden, auf anderen dagegen gänzlich fehlen.

Was die Bewohner betrifft, so werden diese allerdings als „Wilde" bezeichnet, jedenfalls sind sie aber die gutmüthigsten unter Allen. Die Weißen werden mit großem Respekt behandelt und den Kalids (Göttern) an Klugheit gleich erachtet. Große Genügsamkeit zeichnet die Eingeborenen aus. Ihr schwarzes Haar tragen sie zurückgekämmt und auf dem Hinterschädel in einem Knoten zusammen geknüpft. Wie auf Neu-Britannien ist es üblich, sich mit einer Safranfarbe den Körper anzustreichen. Die Männer gehen mit Ausnahme eines Lendengürtels oder Schurzes so gut wie ganz nackt und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten wird das Haar gepudert, mit Federn geschmückt und einiger Flitter angethan. Wie auf den meisten Inseln in Oceanien ist auch das Tättowiren auf den Karolinen üblich.

Etwas mehr machen die Frauen Toilette. Gewöhnlich wird ein kurzes bis an die Kniee reichendes Kleid getragen, das aus Palmenblättern besteht. Die Mädchen tragen Schürzen, und vielfach wird auch noch eine Halsbekleidung aus Blättern und ein Halsschmuck aus Steinchen und Glasscherben oder Jaspissteinen getragen, sowie Blumen durch die Ohren gesteckt.

In Bezug auf die Religion der Karoliner ist wohl ganz Zuverlässiges nicht zu sagen. Wunderschön sind ihre Göttersagen, alle Bekehrungsversuche zum Christenthum

aber haben bisher stets einen vollständigen Mißerfolg aufzuweisen gehabt. Bis jetzt scheint es aber, daß jede Familie ihren eigenen „Kalid“ hat, der bald in einer Seeschlange, Taube oder Schildkröte besteht. Alles Gute rührt von den Kalids her; sie gaben den Völkern das Geld, Eisen und die Flinten, selbst die Segelschiffe, denn die Menschen konnten nur Ruderboote fertigen, waren aber zu dumm, um Segelschiffe erfinden zu können. Ueberhaupt lebten die Götter ehemals auf der Erde, und alte Leute wollen sich noch heutigen Tages an einige Kalids erinnern, die in einzelnen Felsen oder in hohlen Bäumen hausten. Einmal kam es sogar vor, daß man einen mächtigen See-Aal gefangen hatte, den eine große Anzahl von Menschen an das Land ziehen mußte, und als man genauer darüber nachdachte, stellte es sich heraus, daß es ein Kalid gewesen war, den man dann leben ließ und noch lange verehrte. In unseren Tagen haben aber die alten Götter auch die Schwarzen im Stich gelassen, und nur sehr selten kommt es vor, daß sich noch einige auf der Erde blicken lassen und aus dem Himmel herabsteigen, wohin sie sich zurückgezogen haben.

Sehr zu Gunsten dieser gutherzigen Heiden spricht die Pietät, mit welcher sie ihre Todten behandeln und deren Gräber pflegen. An ein Fortleben der Seelen wird zwar geglaubt, doch ist man der Ansicht, daß dieselben auf Thiere übergehen. Allein wie naiv auch ihre Sagen ausfallen mögen, so illustriren sie doch die religiösen Vorstellungen und zeugen mitunter von einer ebenso blühenden Phantasie, wie geistigen Begabung.

Wie Alles, so ist auch ihre Staatenbildung eine sehr primitive. Jedes kleine Eiland besitzt seinen eigenen König, und größere Inseln sogar mehrere, so daß manchmal schon drei bis vier Dörfer einen Staat bilden. Kleinere Staaten ordnen sich auch freiwillig einem mächtigeren unter, dessen Herrscher dann ein Tribut von Muscheln oder Tauben entrichtet wird. Der König selbst hat die Gerichtsbarkeit auszuüben, die Festlichkeiten zu ordnen und die Begräbnißfeierlichkeiten zu leiten, während ein Kriegsminister und Minister des Innern sich in die übrigen Staatsgeschäfte theilen. Merkwürdig ist es gewiß, daß auch diese Schwarzen schon einen Orden besitzen, der aus dem Halswirbel der indischen Seekuh besteht und an der Hand getragen wird.

Bei aller Gutmüthigkeit gilt die Bevölkerung aber doch für kriegerisch, was vielleicht auch zu ihrer Decimirung mit beigetragen hat. Zum Glück kommen aber doch blutige Schlachten nicht sehr häufig vor, und obschon es sich ereignet, daß mitunter mehrere Krieger das Schlachtfeld bedecken, so verlaufen doch auch sehr viele Schlachten ohne Verwundungen, und die Hauptsache dabei ist das Schießen aus alten Musketen aus großer Entfernung, bis schließlich eine von beiden Armeen zuerst davon läuft und die letzte dann der Sieger bleibt und mit Liedern besungen wird.

Daß von einer Industrie unter solchen Verhältnissen nicht die Rede sein kann, ist leicht einzusehen. Höchstens fertigt man noch einige hölzerne Geräthschaften, wie Schüsseln, Teller, Löffeln und Gabeln, zeigt große Ge=

schicklichkeit in der Flechterei und Schnitzerei und zimmert hölzerne Bänke, die man mit Muscheln auslegt, während die Waffenfabrikation seit Einführung der Schießgewehre gänzlich aufgehört hat. Etwas bedeutender ist der Handel, der besonders in den letzten Jahren einen größeren Aufschwung erfahren hat und noch fortwährend im Wachsen begriffen ist.

An Geldsorten gibt es ungefähr sieben, von welchen die ersten drei aus Gold, Jaspis und Achat bestehen, die letzten vier dagegen aus durchlöcherten Glasscherben gefertigt sind. Dennoch ist es den europäischen Kaufleuten noch nicht gelungen, dieses Geld mit ihrem eigenen Glase zu ersetzen, dessen Annahme die Schwarzen als nicht göttlichen Ursprungs verweigerten.

Sehr vortheilhaft zeichnen sich die Dörfer dieser Inselbewohner vor den Ortschaften anderer wilder Völker aus. Sie bestehen aus 25 bis 40 Fuß langen Häusern aus Bambusgeflechten und mit hohem, etwas überhängendem Dache. Der Fußboden — in welchem sich der Feuerherd eingelassen befindet — erhebt sich in der Regel von einem halben bis drei Fuß über der Erde und besteht ebenfalls aus Geflecht. Beinahe ohne Ausnahme machen diese Häuser einen sehr freundlichen Eindruck, der noch durch eine gartenartige Umgebung wesentlich gehoben wird. Alle Häuser liegen einzeln zerstreut und gewöhnlich in Palmenwäldern, so daß man von dem ganzen Dorfe meist nicht viel sieht. Außer diesen Familienwohnungen gibt es noch öffentliche Gemeindehäuser, in welchen sich die Männer, und andere, in welchen sich die Frauen zu versammeln pflegen, da es

für „mogul“ oder sehr unanständig gehalten wird, daß sich die Letzteren zur Nachtzeit mit den Männern in einer Wohnung beisammen aufhalten. Die Vielweiberei ist zwar üblich, allein dennoch nehmen die Frauen eine so hervorragende Stellung ein, daß sich die Männer denselben nur mit größter Achtung nahen dürfen. Daß Frauen daher ihren Gatten weglaufen, gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, und die Ersteren müssen in diesem Falle wieder ausgelöst werden. Sehr streng verboten ist es, an badenden Frauen vorüber zu gehen, und die Letzteren haben bei solchen Zuwiderhandlungen das Recht, die Schuldigen durchzuprügeln und mit großen Strafen zu belegen, ohne daß selbst der König etwas für sie thun könnte.

Dagegen ist der Mädchenraub sehr üblich, und wenn auch nicht erlaubt, so doch meist straffrei, da die Entführte gewöhnlich damit einverstanden ist und in den meisten Fällen die erste Anregung dazu gibt.

Die Frauen sind viel beschäftigt. Außer der Feld- und Gartenarbeit, die sie zu verrichten haben, liegt denselben die Zubereitung der Speisen ob, und nebenbei müssen sie am Strande die Muscheln und Würmer auffammeln und verschiedene andere Dinge auf sich nehmen. Gleichwohl bleibt immer noch Zeit genug übrig, um auch den Vergnügungen nachgehen zu können, ihre vielen Besuche abzustatten, der Dichtkunst zu huldigen und Musik zu treiben, in welcher Beziehung sehr viel geleistet wird. Auch die Männer sind viel in Anspruch genommen, aber meist sind ihre Dienste dem Staate gewidmet. Im Kriege haben sie als Krieger mit in das Feld zu ziehen, und im Frieden

sich an dem gemeinsamen Fischfang, den Begräbnißfeierlichkeiten, den religiösen Ceremonien u. s. w. zu betheiligen, sowie die Boote auszubessern und die Netze zu flicken, Häuser zu bauen, ja sogar den Rucktanz aufzuführen, der so wichtig ist, daß zu solchen Zeiten sich kein Mann aus seinem Bezirk entfernen darf. Zum Glück ist dieser Arrest ein sehr angenehmer, denn Schmausereien und Gelage, wobei gegessen und getrunken wird, nach Herzenslust, pflegen mit dem Rucktanz immer verbunden zu sein.

Ueberhaupt ist das Leben im Dorfe ein angenehmes, denn die Sorge um die Existenz ist ein unbekanntes Gefühl. Die Palmen schütten dem Menschen Kokosnüsse in den Schoß, die Wälder liefern Wild, und das Meer ebenso Fische und Muscheln oder Krebse in Hülle und Fülle. Man braucht daher nur daran zu denken, zu essen und zu trinken, zu jubeln und Abwechselung in die Belustigungen zu bringen, und dazu dienen die verschiedenen Tänze, wie außer dem Rucktanz noch der sehr interessante Rattentanz, ferner der reizende Angabewatanz, der in heller Nacht zu Ehren einer Göttin aufgeführt wird; ebenso der Mondscheintanz, der zum Vollmond getanzt zu werden pflegt, und ebenso wie der vorige einen unvergeßlichen Eindruck auf den Europäer ausübt. Nicht weniger interessant ist der Tanz mit Stöcken, der namentlich auf der Insel Yap gebräuchlich ist.

Neben diesen Vergnügungen nehmen die Siegesfeste und das Weiberfest noch eine hervorragende Stelle ein, zu welchem die Gäste sich von nah und fern einfinden. Eine ernstere Feier ist dagegen die Schaustellung der Wöch-

nerinnen, und gewiß sinnreich sind die Festlichkeiten, die zur Genesung der Kranken veranstaltet werden. Daß auch diese Wilden nicht ganz sittenrein sind, versteht sich von selbst. Zu den häßlichsten aller Gebräuche gehört sicherlich die Blutrache und das Abschneiden der Köpfe der erlegten Feinde, was jedoch auch noch unter anderen Völkern üblich ist, die nicht mehr zu den Wilden gezählt werden. Andererseits ist wieder unter den guten Eigenschaften die Treue und Ehrlichkeit zu rühmen.

Mit diesen idyllischen Zuständen wird es aber nun schnell ein Ende nehmen, denn wenn in der That, wie man voraussetzt, die Karolinen nach Eröffnung des Panama-Kanals besonderen Werth für den europäischen Handel gewinnen sollten, so werden die Weißen schnell genug dort Niederlassungen gegründet haben und der Ureinwohner wird in einem Menschenalter wahrscheinlich verschwunden oder gänzlich verkommen sein, wie dies leider stets bisher der Ausgang gewesen ist, wo die europäische Civilisation mit Urvölkern in Berührung kam.

Ein Schulrektor aus der guten alten Zeit.

Kulturhistorische Skizze

von

Georg Jachmann.

1. (Nachdruck verboten.)

In einer der engen Seitengäßchen, welche strahlenförmig von dem ehemaligen Universitätsgebäude Leipzigs ausgingen und heute längst Promenaden und Prachthäusern haben Platz machen müssen, wohnten um das Jahr 1515 hoch oben in dem gothischen Erker zwei Musensöhne, welche wegen ihrer treuen Freundschaft und ihrer vollkommenen Unähnlichkeit in Charakter und Lebensart unter Studenten und Bürgerschaft allgemein bekannt waren. Beide waren Studenten der Philologie, der Eine von ihnen war ein Schlesier und hieß Valentin Friedland, der Andere ein Württemberger aus Brenz mit Namen Fabian Teichmann.

Wie die beiden Freunde sich gefunden hatten, konnte eigentlich am besten ihr Hauswirth, ein ehrsamer Schuster, erzählen, denn sie waren eines Tages, ohne daß sie sich vorher jemals gesehen hatten, bei diesem zusammengetroffen, um das Erkerstübchen zu miethen; da aber dasselbe zwei Betten besaß, also für zwei Miether eingerichtet war, so hätten die beiden Musensöhne unverrichteter Sache wieder

abziehen müssen, wenn der Schuster nicht den Vorschlag gemacht hätte, daß die Herren sich in das Stübchen theilen möchten. Das war Beiden recht gewesen, Friedland, weil er kein Geld hatte, und Teichmann, weil er viel Geld gebrauchte, und so waren die beiden wenig harmonirenden Seelen durch das Schicksal an einander gekettet worden.

Valentin Friedland war der Sohn eines armen Webers aus dem Dorfe Trotzendorf bei Görlitz und ursprünglich keineswegs zum gelehrten Stande bestimmt gewesen. Als aber der Trotzendorfer Pfarrer eines Tages Valentin überraschte, wie er beim Hüten der Dorfheerde unter einer Eiche Schreibversuche mit Kienruß anstatt der Tinte, und auf Birkenrinde anstatt des Papiers machte, hatte derselbe den Burschen selbst in Unterricht genommen. Einige wohlhabende Freunde des Pfarrers hatten es später ermöglicht, daß Friedland die Universität Leipzig beziehen konnte. War unser Freund ehedem der fleißigste Schüler gewesen, so war er jetzt in Leipzig der eifrigste Student und der Lieblingsschüler der Professoren, unter denen der berühmte Peter Mosellanus einmal in einer Lobrede von ihm sagte, daß „er zur Regierung einer Schule ebenso geeignet wäre, wie Scipio Afrikanus zur Führung eines Heeres". Freilich blieb bei seinen Arbeiten dem guten Valentin keine Zeit übrig für die studentischen Vergnügungen, auch trug er keinen Raufdegen, der ihm auch nicht viel hätte nützen können, da er fechten zu lernen nicht der Mühe für werth gehalten hatte, machte keinem der hübschen Leipziger Bürgermädchen den Hof und schlug schüchtern die Augen nieder, wenn ihm eine schelmische Evastochter begegnete.

Das wahre Gegenbild seines Stubengenossen war Fabian Teichmann. War Jener eine kleine untersetzte Gestalt mit dickem runden Kopfe, so war Fabian dagegen eine imponirende, stattliche Erscheinung; dazu war er einer der besten Tänzer und Fechter, und es geschah selten, daß er bei Tanz und Rauferei fehlte, dagegen würde man ihn vergeblich im Colleg gesucht haben, dort war er immer einer von denen, die hinter der bekannten Säule gesessen haben wollten, und daher vor den Augen des Herrn Professors verborgen geblieben waren. Auch ein offenes Herz hatte er, namentlich für hübsche Mädchen, und alle Augenblicke fand ihn sein ernster Freund bei der Abfassung von Liebesgedichten und was dergleichen Allotria für einen jungen Studenten mehr sind. Endlich aber wurde der Flatterhans ernstlich gefesselt; er verliebte sich nämlich bis über die Ohren in sein schwarzäugiges Wirthstöchterchen, des Schusters Einzige. Zu verwundern war es nun eben nicht, daß Fabian Teichmann bei dem Alten nicht gerade Gegenliebe fand, dazu kannte dieser unseres Freundes lockere Streiche zu genau, aber wohl war es überraschend, daß der flotte Student, der als unwiderstehlich galt, dem jungen Mädchen ebenfalls nicht gefiel, und dieses sich bald darauf mit einem jungen wohlhabenden Handwerksmeister verlobte.

Das war ein harter Schlag für die Eitelkeit Fabian's; er ließ den Kopf hängen, ging nicht zu Tanz und Raufereien, ja er besuchte sogar hin und wieder bei dem alten Professor für griechische Sprache, Reichard Crocus, das Colleg, und Valentin Friedland hoffte Alles für die Besserung seines Freundes, den er wegen seiner Gutmüthig-

keit und seiner ehrlichen Gesinnung herzlich lieb gewonnen hatte. Aber der gute Valentin sollte sich in seiner schönen Hoffnung bald betrogen sehen, denn eines Abends, als er von seinen Stunden heimkehrte, fand er eine lange Epistel von seinem Freunde vor, worin derselbe ihm mittheilte, daß seine Schulden so hoch angewachsen seien, daß sein Vater, ein wohlhabender Bauer, sie nicht mehr bezahlen wolle; im Schuldgefängnisse aber zu sitzen sei ihm denn doch gar zu langweilig. Dazu könne er sich auch nicht entschließen, zuzuschauen, wie ein lederner Philister das Mädchen, das er liebe, heimführte, und so habe er sich denn entschlossen, dem lustigen Leipzig und seinem Freunde für immer Valet zu sagen. Er wolle sich die Welt besehen und rufe seinem einzigen, wahren Freunde ein herzliches Lebewohl zu.

Valentin war tief erschüttert von dem Fortgange seines Freundes und konnte beim Lesen des Briefes die Thränen nicht zurückhalten; in den nächsten Tagen und Wochen fehlte ihm sein fideler Freund an allen Orten, bis ihn die angestrengten Arbeiten für sein Magister-Examen von seiner Trauer um den Verlorenen abzogen. Valentin Friedland legte sein Examen mit glänzendem Erfolge ab und kam als Magister Trotzendorfius — er latinisirte wie viele seiner Standesgenossen seinen Namen nach seinem Geburtsorte — an das Gymnasium zu Görlitz. Der Ruf seines außerordentlichen Lehrtalents verschaffte ihm bald Beförderung, und schon im Jahre 1524 finden wir unseren Freund als Rektor an dem neu errichteten Gymnasium zu Goldberg.

Wie originell die Lehrmethode des später so berühmt gewordenen Mannes gewesen sein muß, mag aus seiner Antrittsrede vor seinen Schülern hervorgehen, indem er diese hoffnungsvollen Goldberger anredete: „Gott grüß Euch, Ihr Edeln, Bürgermeister, Rathsherren, Ihr kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Räthe! Gott grüß Euch, Ihr Künstler, Gewerbsmeister, Kaufleute, Krämer, Büttel, Henker und Lumpenleut in Zukunft!" Er wollte seinen Schülern damit sagen, daß es in ihrer Macht läge, Alles dies zu werden, je nachdem sie fleißig oder faul sein würden. Seine Thätigkeit war übrigens für Goldberg eine sehr segensreiche, und der Ruf seines Gymnasiums verbreitete sich weit über die Grenzen Schlesiens. Mit Recht konnte er von seinen Schülern einmal sagen, daß er aus ihnen allein eine zahlreiche Armee gegen die Türken in's Feld stellen könnte. Er ging so vollkommen in seiner pädagogischen Thätigkeit auf, daß er keine Zeit übrig behielt, um an's Heirathen zu denken; er blieb bis an sein Ende ein Hagestolz.

2.

Es war im Hochsommer des Jahres 1533, und in dem sonst so stillen Goldberg herrschte ein überaus reges Leben. Die jungen Burschen und Mädchen hatten ihren Sonntagsstaat an, trotzdem weder Sonntag noch sonst ein kirchlicher Festtag war, und spazierten scherzend und lachend auf den Straßen umher, gerade als ob es in der ganzen Welt nichts mehr zu thun gäbe, denn es war der letzte Tag des großen Königsschießens, welches diesmal doppelt großartig gefeiert wurde, weil ein reicher Tuchmacher —

die Tuchmacher waren die reichste Gilde der Stadt — König war. Der ganze Plan vor dem Thore war mit Buden und Zelten bedeckt, in denen entweder für das leibliche Wohl der guten Goldberger gesorgt wurde, oder Gaukler, Seiltänzer, Wahrsager, Quacksalber und dergleichen fahrende Leute ihr Gewerb trieben.

Das Sehenswertheste aber von Allem war eine große Schaubühne, wie sie noch niemals in Goldberg aufgeschlagen worden war, und welche der Schützenkönig auf seine Kosten eigens von Prag verschrieben hatte. Die Schauspieler hatten sich anheischig gemacht, eine geistliche Komödie aufzuführen, welche sie „Das Weltgericht" betitelten und bei deren Darstellung die Scene dreifach getheilt war; in der obersten Etage war der Himmel, in der Mitte die Erde und parterre hatte sich Monsieur Satanas mit seinen Gesellen um ein mächtiges Spiritusfeuer gelagert. Die ehrlichen Goldberger hatten so etwas noch niemals gesehen, und die Böllerschüsse, welche das Publikum herbeirufen sollten, waren nicht gerade nöthig, denn dasselbe war vollzählig versammelt.

Rektor Trotzendorfius, der seit zwei Jahren wieder Schulregent von Goldberg war, das er 1527, um nach Liegnitz und Wittenberg zu gehen, vorübergehend verlassen hatte, war zu ernst für dergleichen Kurzweil; er saß daheim in seiner Studierstube hinter den Büchern, und nichts störte in dem stillen weitläufigen Schulgebäude seinen Eifer; vom Festplatz, der nahe dabei lag, tönte der Lärm und der Jubel der Goldberger nur wie ein dumpfes Tosen an sein Ohr. Außer Trotzendorfius waren sonst

nur noch zwei menschliche Wesen in der Schule zugegen, Magister Nathanael Wolff, ein alter, etwas abergläubischer Herr und zweiter Lehrer unter unserem Freunde, und Jungfer Sabina, die Wirthschafterin, ein bescheidenes Mädchen von etwa fünfzig Jahren, die in ihrem Herzen immer noch die stille Hoffnung hegte, ihren Herrn von dem gottlosen Vorsatze, Junggeselle zu bleiben, abwendig zu machen.

Plötzlich schreckte Trotzendorfius zusammen; vom Platze herüber tönte ein Höllenspektakel, der sich immer mehr dem Hause näherte; das war kein Jubel mehr, nein, das war das wilde Toben einer wüthenden Menge, es mußte unten etwas Außergewöhnliches geschehen sein. Der Rektor sprang auf und schritt zur Thüre. Da wurde diese aufgerissen und — der Teufel in leibhaftiger Gestalt mit Pferdefuß, Bockshorn und Schwanz stand vor ihm. Trotzendorfius war keine ängstliche Natur, aber trotzdem fuhr er im ersten Augenblicke vor der unerwarteten Erscheinung drei Schritte zurück; erst als er bemerkte, daß der wunderliche Fremdling nur ein armer Teufel war und ihn jammernd bat, ihn vor seinen wüthenden Verfolgern zu schützen, lachte er hell auf und reichte ihm die Hand. Der Aermste schilderte ihm zitternd, wie er ein harmloser Schauspieler sei und heute draußen auf dem Festplatz den Teufel habe darstellen müssen; als er aber am Schluß der Vorstellung den armen Sünder, eine elende Strohpuppe, dem höllischen Feuer habe übergeben wollen, habe das Volk die Sache für Ernst genommen, das Theater gestürmt und ihn selbst todtschlagen wollen. Nur mit

genauer Noth sei er seinen Verfolgern entronnen, die jeden Augenblick ihn hier aufsuchen könnten.

Der Rektor sah den armen Teufel mitleidig an, öffnete die Schrankthüre und schob ihn, ohne ein Wort zu sagen, hinein; dann trat er hinaus auf den Flur, in den einige der wildesten Burschen auf ihrer Verfolgung eben hereingestürmt waren. Der Ueberlegenheit des allgemein hochverehrten Mannes gelang es ohne große Mühe, das tobende Volk zu beruhigen, so daß die eingedrungenen Burschen beschämt das Schulhaus wieder verließen.

Als er in das Zimmer zurückgekehrt war, holte er seinen Gefangenen aus dem Versteck und machte ihm zunächst einige derbe Vorhaltungen über das Gottlose seines Berufs; dann hieß er ihn sich setzen und von seinem Schrecken erholen. Der würdige Mann rief seine Sabine, aber kaum hatte die Jungfer die fragwürdige Gestalt des Herrn Beelzebub auf dem Stuhle erblickt, als sie mit einem Aufschrei wieder zur Thüre hinaus rannte und geradeswegs zum Magister Nathanael mit der Meldung stürzte: „Drüben sei der Teufel in eigener Person und wolle den Herrn Rektor holen!" Nathanael bewaffnete sich mit einer mächtigen Ofenzange, die Jungfrau mit einem Besen, und so rückte das tapfere Corps zum Entsatze des geliebten Herrn herbei. Nur mit Mühe beruhigte sie Trotzendorfius; die Magd mußte Kleider und Essen für seinen Gast holen, und auch der furchtsame Magister blieb, als er sich von der Ungefährlichkeit des Fremden überzeugt hatte.

Danach mußte der arme Teufel seine Schicksale erzählen; kaum aber hatte derselbe gesagt, daß er — Fabian

Teichmann heiße und in Leipzig studirt habe, als ihm Trotzendorfius um den Hals fiel und sich ihm als sein alter Leipziger Kommilitone vorstellte.

Teichmann hatte ein viel bewegtes Leben hinter sich; von Leipzig war er damals nach Wittenberg gegangen, und wenn er auch die Absicht gehabt hatte, dort ein anderes Leben zu beginnen, so war er doch, seiner leichtlebigen Natur nachgebend, bald wieder in sein gewohntes lockeres Treiben zurückgefallen. Sein Vater hatte ihn endlich als verlorenen Sohn ganz aufgegeben, und so war es gekommen, daß Fabian Teichmann seinem Schicksale, das ihn schon in Leipzig bedroht hatte, nicht mehr entgehen konnte und in das Schuldgefängniß wandern mußte. Seiner Gewandtheit und seinem erfindungsreichen Geiste war es zwar nach einiger Zeit gelungen, zu entfliehen; aber mittellos, wie er war, hatte er zunächst als fahrender Schüler die halbe Welt bettelnd und fechtend durchzogen, bis er in Böhmen an eine Komödiantenbande gerieth und sich ihr anschloß. Von Markt zu Markt, von Stadt zu Stadt war er von da an mit dem Thepiskarren gewandert, fortwährend kämpfend mit Noth und Entbehrungen und mit dem Stachel in der Brust, sein elendes Schicksal selbst verschuldet zu haben. Aber jede Möglichkeit, sich frei zu machen und wieder in die Gesellschaft zurückzukehren, war ihm genommen; kein Mensch wollte mit einem Komödianten sich einlassen, und selbst die Bauern hatten ihn mit Hunden vom Hofe hetzen lassen, als er sich als Tagelöhner angeboten hatte.

So war er endlich nach Goldberg gekommen, ohne eine

Ahnung davon zu haben, daß in denselben Mauern, in denen er Komödie spielte, sein treuester, sein einziger Freund in so angesehener Stellung lebte. Er bat den Rektor inständigst, ihn, wenn irgend möglich, aus seiner elenden Lage zu befreien.

Trotzendorfius hatte der Erzählung des Freundes mit Theilnahme zugehört; er war sehr ernst geworden und reichte jetzt Fabian treuherzig die Hand. Er forderte ihn auf, zunächst bei ihm zu bleiben, er wolle sehen, was sich thun ließe, aber Fabian müsse ihm Fleiß und Ernst für alle Zukunft versprechen. Magister Nathanael gelobte feierlich, über die Sache zu schweigen, und der schwatzhaften Sabine wurde ernsthaft bedeutet, daß sie unfehlbar aus dem Dienst geschickt werden würde, wenn sie sich unterstände, einer Menschenseele anzuvertrauen, in welchem Kostüm sie den Freund ihres Herrn gesehen hatte. Mit Fabian aber studirte der Rektor von da an täglich, bis er denselben nach einiger Zeit dem ehrsamen Rath von Goldberg als Hilfslehrer vorschlagen konnte. Fabian Teichmann erhielt die Stelle und zeichnete sich durch treue Pflichterfüllung und Eifer so rühmlich aus, daß er nach einigen Jahren nach Guhrau als erster Lehrer gerufen wurde. Dort ist er bis an sein Lebensende geblieben.

Trotzendorfius hat stets seinem Freunde die alte Treue bewahrt; der edle Mann, dessen Name in der schlesischen Schulgeschichte unvergeßlich geworden ist, verwaltete das Rektorat von Goldberg bis zum Jahre 1554, und die Chronisten wissen seine Erfolge nicht genug zu rühmen. Sein Gymnasium erhielt beinahe den Ruf einer Universität,

und es lehrten an demselben Professoren der Philosophie, der Rechte, der Theologie und der Medicin. Treu hielt Trotzendorfius in den Tagen der Noth, die über die Stadt in den Jahren der Pest 1552 und 1553 kamen, bei seinen Goldbergern aus und verließ sie erst, als im Juli 1554 die ganze Stadt niederbrannte. Damals zogen Lehrer und Schüler mit ihrem Rektor zeitweilig nach Liegnitz, um dort zu bleiben, bis der Aufbau des neuen Gymnasiums vollendet sein würde. Trotzendorfius aber sollte die Rückkehr nach Goldberg nicht erleben.

Am 26. April 1556 erklärte der Rektor seinen Zuhörern den 23. Psalm und war eben bei den Worten angelangt: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar!" als ihn plötzlich der Schlag rührte. Er sank in den Sessel zurück und sagte sterbend: „Soeben, geliebte Zuhörer, werde ich in eine andere Schule abgerufen!" Wenige Minuten später war er eine Leiche; er war 67 Jahre alt geworden und wie ein Soldat in seinem Berufe gestorben! — Abraham v. Bock ließ später über dem Grabe des verdienstvollen Pädagogen in der St. Johanniskirche in Liegnitz ein prächtiges Denkmal errichten, dort schläft der edle Mann, ein Rektor aus der guten alten Zeit, wie er sein mußte, pflichtgetreu, gelehrt und wohlwollend!

Die Grundregeln der Haushygiene.

Beitrag zur allgemeinen Gesundheitspflege.

Von

Dr. H. Boehnke-Reich.

(Nachdruck verboten.)

Die Menschheit befindet sich in einem steten Kampfe gegen Krankheit und Tod. Wie man Krankheiten bekämpfen könne, lehrt schon der alte Hippokrates, aber so lange es Sterbliche gibt, hat Krankheit den dem Grabe zuwankenden Greis, den in voller Kraft blühenden Menschen, das Kind von der Mutterbrust dahingerafft. Von jeher haben aber scharfblickende Aerzte erkannt, daß mit Verbannung des Schmutzes aus unseren Heimstätten ein Heer von Krankheiten abgehalten wird. Schon der englische Philosoph John Locke (geb. am 29. August 1632, gest. am 28. Oktober 1704) sagte: „Vorbeugen ist besser denn heilen und viel billiger."

Wohl Jeden beängstigt die Frage: „Was können wir thun, um unsere Wohnungen gesunder zu machen?" Es soll hier eine Antwort versucht werden, indem wir erstens zuschauen, an welchen Stellen unserer Häuser Schmutz und Miasmen mit Vorliebe sich ansammeln, zweitens, wie wir durch geeignete Reinigung und Lüftung diese Feinde bekämpfen können.

Schmutz in schädlichen Mengen kann vorhanden sein in dem von uns zum Genusse benutzten Wasser, in den Küchenabfällen, bei schlechter Behandlung der Wasserklosets und Aborte, in Kellern, Korridoren, Fußböden und Wänden, in Betten und Schlafzimmern. Vielfach ist dies jedoch nicht Schmutz im handgreiflichen Sinne, sondern es sind versteckte Schädlichkeiten, die im Stillen und unsichtbar Böses wirken.

Wenden wir uns zunächst zum Gebrauchswasser, welches ja in jedem Haushalte eine große Rolle spielt.

Fließende Gewässer, wie Flüsse und Quellen, liefern zwar das beste Wasser für die Küche und zum Genusse, aber auch sie müssen oft untersucht werden. Die häufigsten Ursachen der Verschlechterung des Trinkwassers sind Abflüsse aus Fabriken, Schlächtereien, Hotels und Landwirthschaften. Hauptsächlich sollten alle Stadtverwaltungen darauf achten, daß menschliche Auswurfstoffe jeder Art nicht ihren Weg in die Genußwässer finden.

Cisternen müssen sorgfältig angelegt und bedeckt werden, damit weder faule Luft Zutritt findet, noch kleine Thiere oder Insekten hineinfallen können. Die Ueberlaufröhren der Cisternen dürfen mit den sonstigen Abflußröhren des Hauses keine Verbindung haben, weil sonst aus diesen üble Dünste und gefährlicher Inhalt in das Wasser gelangen könnte. Dächer und Traufrinnen müssen häufig nachgesehen und kein Wasser in die Cisternen eingelassen werden, als bis diese gründlich gereinigt sind. Auch das Cisternenwasser muß man nicht zu selten prüfen und von verdächtiger Färbung, Geruch und jedem Anzeichen von Verunreinigung frei halten.

Brunnen und Pumpen sind unsere gefährlichsten Wasserlieferanten, denn nur wenige von ihnen, namentlich in lange bebauten Gegenden, sind ohne eingesickerte Unreinigkeiten. Viele Epidemien haben ihren Ursprung wahrscheinlich zum Theil im Brunnenwasser. Alte Stadtbrunnen sind vielfach so übel bestellt, daß ihr Wasser zum Gebrauche für Menschen ganz ungeeignet ist. Auf dem Lande sollten die Brunnen so gelegen sein, daß sie keine oberflächlichen Zuflüsse erhalten können, namentlich nicht aus den Ställen und Aborten. Sie sollten ummauert und so bedeckt sein, daß Mäuse, Ratten, Kröten, Frösche und Insekten nicht hinein gelangen und beim Verweilen darin als Kadaver das Wasser unbrauchbar machen können. Nur zu oft findet man auf dem Lande Brunnen, bei welchen alle diese nothwendigen Vorsichtsmaßregeln entweder gar nicht oder nur sehr mangelhaft beachtet sind.

Eine sehr einfache Art, Wasser auf Unreinigkeiten zu prüfen, ist folgende: Man zerläßt in einer mit dem verdächtigen Wasser gefüllten reinen klaren Flasche ein Stück Hutzucker, verstöpselt sie fest mit gut schließendem Glaspfropf und stellt die Flasche in ein Fenster, auf welches die Sonne direkt scheint. Ist das Wasser nach einer Woche noch hell und klar, so kann man es für brauchbar erklären. Wird es jedoch innerhalb einer Woche trübe, so enthält es genug Verunreinigungen, um ungesund zu sein. Befindet man sich in der Nothlage, als unrein verdächtiges Wasser genießen zu müssen, so muß es vorher tüchtig zum Sieden gebracht werden. Da aber gekochtes Wasser fade schmeckt, so kann man etwas Thee oder eine ähnliche

unschädliche Substanz zur Geschmacksverbesserung zusetzen. Verdächtiges Wasser muß stets vor dem Genusse abgekocht werden. Wendet man Filter an, so ist nicht zu vergessen, daß auch diese von Zeit zu Zeit gereinigt werden müssen, denn ein sich selbst reinigendes Filter gibt es bis jetzt noch nicht.

Unreines Wasser schädigt die Hausthiere ebenso wie den Menschen; mit solchem getränkte Kühe geben eine unreine Milch. Auch besitzt Milch große Fähigkeit, schädliche Gase und Krankheitskeime aus der Luft aufzunehmen, und wird dadurch zu einem allgemeinen Verbreiter von Krankheiten. Ein guter Hausvater und eine sorgsame Hausfrau wird der Quelle der im Haushalte verwendeten Milch eben solche Aufmerksamkeit schenken, wie dem Wasser.

Abfälle und Spülicht aus den Küchen zersetzen sich, wenn sie in nachlässiger Weise etwa in den Hof geschleudert werden, entwickeln dem Menschen giftige Gase und bilden gleichzeitig Brutstätten für giftige Keime. Bei regnerischem Wetter findet oft ein großer Theil dieses Unrathes seinen Weg in Brunnen und Cisternen. Diese Abfälle und Spülicht sind ohne Zweifel häufig die Ursachen von Sumpffieber, Durchfällen, Ruhr und noch schwereren Leiden in Land und Stadt. In den Städten sollten die Küchenabfälle, wenn möglich, alle Tage fortgeschafft werden, jedenfalls stets, bevor sie sich zersetzen können. Einen großen Uebelstand für die Gesundheit eines Hauses bildet das in manchen Städten eine Nebeneinnahme der Köchin bildende Ansammeln von Knochen, die nicht nur sehr bald die übelsten Gerüche entwickeln, sondern namentlich durch die Aus-

dünstungen des gründlich gar nicht zu reinigenden Knochenkorbes Krankheiten hervorrufen können. Die Abflußröhren für den Spülicht müssen sichere Klappen haben, damit durch sie keine fauligen Gase in die Wohnung dringen können. Das Fett des Spülichts setzt sich in Gußsteinen und Röhren fest, wird ranzig und veranlaßt den unangenehmen „Küchengeruch", der sich dadurch beseitigen läßt, daß man das Aufwaschen des Küchen- und Tischgeräthes möglichst mit Soda vornimmt, oder den Gußstein mit Sodalösung häufig spült, die mit dem Fette eine leicht fortzuschwemmende Seife bildet. In Landsitzen und Dörfern sollten die Küchenröhren etwa 30 Meter weit von Haus und Brunnen fortgeführt werden und aus glasirten, an den Fugen gut verkitteten Röhren bestehen; der Spülicht kann recht wirksam zum Begießen des Gartens und der Fruchtbäume dienen. Die festen Küchenabfälle kann man in eine Grube in einem Gartenwinkel werfen, wo sie mit Erde bedeckt sich zu einem guten Dünger zersetzen.

Wasserklosets und Aborte verlangen gründliche und häufige Beachtung. Schlechte Gerüche sind das Gefahrsignal der Natur. Wasserklosets müssen mit Sorgfalt und Umsicht konstruirt, zu jeder Zeit absolut geruchlos und stets mit Wasser in Fülle versehen sein. Die Wasserröhren sollen nie in Wänden, unter dem Fußboden oder tief im Keller versteckt, sondern stets frei und leicht zugänglich liegen. Sie müssen stets von allen anderen Röhren getrennt, mit guten Klappen zur Ventilation versehen und so angelegt sein, daß durch sie keine Gerüche in das Haus dringen können.

Wo Aborte benutzt werden, müssen diese **über dem Erdboden** gebaut, stets **wasserdicht gewölbt** sein und durch reichliche Anwendung von trockener Erde oder Lösungen von Eisenvitriol geruchfrei erhalten werden. Sie müssen geleert werden, sobald sich ihr Inhalt nicht mehr wirksam desinfiziren läßt, was je nach der Jahreszeit wechselt. Aborte sollten sich eigentlich nicht unter demselben Dache mit dem Wohnhause befinden und niemals in der Nähe der etwa vorhandenen Brunnen oder Cisternen. Abtritte mit unterirdischen Gewölben, die nie oder nur höchst selten gereinigt werden, sind Todesgrüfte für das gegenwärtige und zukünftige Geschlecht. Ueberall müßten sie als Vergifter des Wassers und der Luft beseitigt werden.

Der **Keller** ist der gewöhnlich am meisten vernachlässigte und der Gesundheit schädlichste Ort im Hause. Er ist oft feucht und nichts weniger als rein. Wässerige schlechte Gerüche entsteigen Tag für Tag dem nicht ventilirten, dunklen Keller, dringen in alle Räume und übertragen auf die Bewohner die Keime von Rheumatismus, Diphtheritis, Lungenentzündung, Erkältungen, Schwindsucht u. s. w. In vielen Familien wundert man sich, weshalb eines der Kinder oder sonst Jemand im Hause stets krank sei, und man wird die Ursache finden, wenn man einen prüfenden Blick auf den Zustand des Kellers werfen wollte! Kedzie, Professor an der landwirthschaftlichen Akademie von Michigan, sagt darüber:

„Steige hinab in den Keller und prüfe die Grundvesten des Lebens; sieh zu, ob er trocken und gut ventilirt, ob die Luft in ihm mild und gesund, ob nicht Vegetabi-

lien und allerlei nutzloses Gerümpel dort der Verrottung preisgegeben ist. Oder ob dort alles Mögliche fault, der Keller naß, die Wände schleimig sind, Moder Alles überzieht und ein erstickender Dunst die Luft erfüllt. Könnten diese leblosen Dinge ihre warnende Stimme laut erheben, so würde der Weheruf durch die Lande hallen: ‚Hier liegen im Hinterhalte Diphtherie und häutige Bräune, die Vernichter der freudevollen Kinder, und der Typhus, der alle Altersklassen niederwirft; hier bergen sich die Keime der Schwindsucht, welche die langsame, aber sichere Ernte der Trauer und des Jammers zeitigen.‘ Aber wenn diese Dinge auch nicht sprechen, so zeigen sie doch durch Warnungszeichen, die Moderflecken und Pilzwucherungen am Gebälke des Kellers, wie die Stützen des Hauses vom Zahne der Verderbniß benagt werden, wie sich die Verrottung von hier aus durch das ganze Gebäude verbreiten muß, denn nasse Keller bewirken nasse Wohnungen in den oberen Etagen. Der Keller und der umgebende Boden müssen drainirt werden, um das Wasser abzuleiten, Schimmel und Moder müssen durch gründliche Ventilation und reichliche Anwendung von Kalktünche vertrieben werden. Die Kellerluft muß mild und gesund sein, dann wird es auch die Luft der oberen Räumlichkeiten werden. Wenn aber Alles im alten Zustande belassen wird, wenn dann der Engel des Todes seine dunklen Schwingen über einem Haushalte ausbreitet, dann klage man nicht die geheimnißvollen Wege der Vorsehung an, sondern die eigene Nachlässigkeit.“

Ein Keller muß ebenso trocken und sauber gehalten

werden, wie ein Wohnzimmer, er muß mindestens einmal im Jahre, und wenn er sehr moderig ist, jeden Monat getüncht, alle Kellerfenster geöffnet und tüchtig ventilirt werden.

Finstere Kammern, Korridore u. s. w. erfordern dieselbe aufmerksame Fürsorge, wie der Keller. Schimmel, Feuchtigkeit und üble Gerüche lassen sich nie ungerächt vernachlässigen. Jeder Theil des Hauses muß täglich gelüftet werden. Man darf das vielleicht nie benutzte Gaststübchen und die nur selten in Anspruch genommene „gute Stube" nicht geschlossen halten. Sonnenlicht und frische Luft sind die besten und auch billigsten Desinfektionsmittel; wo sie nicht hinkommen, kommt der Arzt hin! Namentlich müssen Schlafzimmer und Betten gründlich und oft diesen beiden Mitteln zugänglich gemacht werden, das Bettzeug müßte man jeden Morgen mindestens eine Stunde über die Stühle gelegt lüften. Es ist besser, verblichene Teppiche und verblichene Tapeten zu haben, als verblichene, welke Kinder. Viele schädliche Dünste machen sich den Sinnen in keiner Weise bemerklich, sie tödten heimtückisch!

Das beste Mittel, ein Heim rein zu erhalten, ist, wie schon gesagt, es mit Sonnenlicht und frischer Luft zu überfluthen, Keller, Küche, Kammern reichlich zu tünchen und Küchenabfälle und Spülicht sorgfältig zu beseitigen. Weiter ist kaum etwas nöthig. Viele stürmisch angepriesene Desinfektionsmittel sind zum Verhüten von Krankheiten absolut werthlos und wiegen überdies in trügerische Sicherheit. Die nachfolgend genannten Stoffe sind billig

und nützlich, wenn sie gründlich und in ausreichender Menge angewandt werden.

Für Abflußröhren, Aborte u. s. w. kann der grüne oder Eisenvitriol fast überall Verwendung finden. Man löst ½ bis 1½ Kilogramm in einem Eimer Wasser, täglich ein Liter dieser Lösung wird zum Zwecke genügen. Bei ansteckenden Krankheiten wird vor dem Gebrauche etwa ein halber Liter in den Kammertopf gethan und alle Gefässe, welche Körperentleerungen aufnehmen, in derselben Weise desinfizirt.

Für einen Abort gewöhnlicher Größe sind etwa 10 Kilogramm Eisenvitriol erforderlich. Zur Desinfektion von Abflußröhren bereitet man eine Lösung von grünem Vitriol und läßt sie langsam in die Röhre fließen. Im Sommer sollte Eisenvitriol täglich in reichlicher Menge für Wasserklosets, Abtritte und Ausgußröhren angewandt werden. Zu demselben Zwecke können auch Zinkvitriol und Chlorzink dienen, die, zu 120 bis 180 Gramm in 4 Liter Wasser gelöst, oft und reichlich benützt werden müssen.

Ungelöschter Kalk, Gyps und Holzkohle können für sich allein oder gemischt wirkungsvoll für feuchte Orte, Keller, Gossen, offene Abzugsröhren u. s. w. angewandt oder über Ansammlungen von Plunder und Gerümpel gestreut werden, um Entwickelung übler Gerüche zu verhüten. Für geschlossene Röhren sind sie nicht brauchbar. Karbolsäure und andere aus Kohlentheer stammende Desinfektionsmittel sind gewöhnlich nicht zuverlässig, und dasselbe gilt auch für Chlorkalk.

Desinfektion von Kleidungsstücken und

Wäsche. In Fällen von Pocken, Cholera und anderen ansteckenden Krankheiten wäre es das Sicherste, von den Kranken benutzte Wäsche und Bettzeug zu verbrennen. Andernfalls müssen sie desinfizirt werden, indem man sie sehr hohen Hitzgraden entsprechend lange aussetzt. Betten muß man nach jeder Benutzung in ansteckenden Krankheiten gründlich desinfiziren.

Für Kleidungsstücke bereitet man eine Lösung von 120 Gramm Zinkvitriol und 60 Gramm Kochsalz auf je 4 Liter Wasser. In die siedend heiße Flüssigkeit werden die Kleidungsstücke gebracht und so lange gesotten, bis sie ganz und gar davon durchzogen sind. In jedem Falle müssen Kleider, die der Ansteckung durch Krankheiten ausgesetzt waren, tüchtig gekocht werden, bevor man sie wieder benutzt.

Zur Desinfektion größerer Räumlichkeiten gelten allgemein die Dämpfe des brennenden Schwefels für das beste Mittel. Die Möbel werden aus dem Zimmer geschafft, in einen eisernen Topf oder Pfanne glühende Kohlen gethan und je nach der Größe des Zimmers ½ Kilogramm oder mehr Schwefel darauf geworfen. Das Zimmer wird 24 Stunden geschlossen gehalten, dann die Schwefelung wiederholt und ein bis zwei Tage gelüftet. Schwere Kleidungsstücke, wollene Decken, Betten und andere Gegenstände, die sich mit der Zinkvitriollösung füglich nicht behandeln lassen, werden möglichst ausgebreitet auf Leinen in dem Zimmer zur Schwefelung aufgehangen, so daß sie, wie alle von Kranken benutzten Dinge, gründlich ausgeräuchert werden.

Um die Verbrennung des Schwefels so vollständig wie möglich zu machen, kann das dazu dienende eiserne Gefäß vorher erhitzt oder im Zimmer über lebendige Kohlen in einem auf Ziegelsteinen gestellten Aschenkasten gesetzt werden. Auch kann man zur Erhöhung der Brennbarkeit den Schwefel mit Spiritus mengen.

Alles, was im Krankenzimmer von Geräth vorhanden war, wird, wenn es thunlich ist, ausgekocht, alle Utensilien ausgebrüht, der Fußboden kräftig gescheuert, Decke und Wände, nach Entfernen der Tapeten, getüncht. Zimmer, in welchen kontagiös Kranke behandelt wurden, müssen möglichst lange außer Gebrauch gesetzt werden. Die Fußböden in Wohnzimmern dürfen nur an trockenen, klaren Tagen gescheuert werden, damit sie schnell trocknen können.

Zur Desinfektion der Hände nach Beschäftigung mit einem ansteckenden Kranken thut man einige wenige Tropfen reiner Karbolsäure in ein Becken warmes Wasser und wäscht die Hände recht sorgfältig darin. Nach Besuch eines Zimmers oder Hauses, in welchem eine Infektionskrankheit herrscht, ist es stets rathsam, die Kleidung zu wechseln und die abgelegte tüchtig zu lüften.

Droht eine Epidemie, so ist es Pflicht der Sanitätsbehörde, das Publikum über die zur Sicherheit nöthigen Maßregeln möglichst zu belehren; ist die Gefahr groß, so schicke dieselbe diskrete und verständige Personen von Haus zu Haus, welche überflüssige Aufregung beruhigen, die Unerfahrenen und die Verwahrlosten unterstützen, die nöthigen Schutzmittel anzuwenden.

Bei einer Epidemie Erkrankte müssen auf ein Zimmer

oder einen Theil des Hauses, abgesondert von den anderen Bewohnern, beschränkt werden.

Das Krankenzimmer muß ventilirt werden, ohne daß Zug entsteht. Der Geruch ist das beste Mittel, den Zustand der Luft zu beurtheilen. Bemerkt man nichts Auffallendes, so kann man weniger ängstlich sein.

Die Kraft eines Krankheitsgiftes, das die Ansteckung verbreitet, ist durch Konzentration in geschlossenen Räumen sehr gesteigert, durch Verdünnung mittelst frischer Luft und freie Luftcirkulation abgeschwächt.

Die Krankenwärterin muß auf das Krankenzimmer beschränkt bleiben oder sonstwie isolirt werden.

Man gedenke dessen, daß die Ansteckung sowohl durch die den Kranken umgebende vergiftete Luft, als auch durch die von ihm gebrauchten oder berührten Kleidungsstücke u. s. w. verbreitet wird.

Reinlichkeit und reine Luft sind die besten Schutzmittel gegen jede Infektion. Reine Luft, reines Wasser, reiner Boden sind in Verbindung mit einer vernünftigen Diät die wesentlichsten Bedingungen eines gesunden Lebens und die sichersten Wächter gegen Krankheit jeder Art. Daher kann nicht eindringlich genug dem Publikum immer auf's Neue an's Herz gelegt werden, diesen einzigen, wahren Schützern gegen Krankheit und vorzeitigen Tod die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden und nicht von Pillen und Salben, sondern allein von einer sorgfältigen Hygiene die Erhaltung oder Wiedererlangung der Gesundheit zu erwarten.

Die „Kinder des Lichtes".

Naturwissenschaftlich-technische Skizze.

Von

Ernst Zederfall.

(Nachdruck verboten.)

Von den berühmtesten Juwelieren von Paris ist eine Liste von 36 Arten solcher Edelsteine zusammengestellt, die, nach Farbe und Schliff geordnet, heutzutage allgemein als Ganzedelsteine anerkannt sind.

Diese höchst interessante „Normal"-Kollektion der Hochedlen unter den „Kindern des Lichtes", in welcher dem Halbadel, dem außerordentlich zahlreichen Halbedelgestein nämlich, absichtlich kein Platz vergönnt ist, umfaßt in verschiedenen Varietäten folgende Arten: Diamant, Rubin, Spinell, Granat, orientalischer Girasol, Smaragd, Chrysolith, Sapphir, orientalischer Amethyst, Aquamarin, Hyacinth und Zirkon, Topas, Chrysoberyll, Turmalin, Cordierit (Dichroit), Türkis, Opal und Hydrophan.

Diese Zusammenstellung mag auf den ersten Blick als willkürlich erscheinen und der Uneingeweihte sich überrascht fragen, weshalb allgemein gekannte und geschätzte Edelsteine, wie z. B. Lapis lazuli, Jaspis, Bernstein, Achat, Chrysopras, Onyx, Karneol, Flußspath u. a. m. ohne Erbarmen zu den untergeordneteren Halbedelgesteinen ge-

worfen werden, zumal viele derselben durch besonderen Effekt und selbst Schönheit der Farbe manchen jener oben angeführten übertreffen; indessen hat diese Scheidung ihren guten Grund und zwar darin, daß als ausschlaggebendes Kennzeichen für einen wahren Edelstein mit Recht nur die Härte seiner Masse gilt, von der seine Politurfähigkeit und damit sein Glanz und seine Lichtbrechung abhängig ist. Denn obschon z. B. der Flußspath, von Bergleuten die „Blume" unter den Steinen genannt, durch Farbenpracht viele Edelsteine in den Schatten stellt, wird er doch nicht mehr zu denselben gerechnet, weil man ihn wegen seiner Weichheit zu poliren nicht im Stande ist.

Die Edelsteine sind keineswegs durch besondere stoffliche Zusammensetzung ausgezeichnete Mineralien, vielmehr bestehen sie aus den nämlichen Stoffen, aus welchen auch viele gemeine Steine zusammengesetzt sind: Kohlenstoff, Thonerde, Kieselsäure, Bittererde u. s. w., und nur der eigenthümlichen, leider unaufgeklärten Art bei ihrer Krystallisation im Schoße der Erde verdanken sie ihre Härte, ihre Farbe und ihr Lichtbrechungsvermögen.

Während man heutzutage unter den Edelsteinen dem Diamant unbestritten den ersten Rang einräumt, war es im Alterthum umgekehrt insofern, als die farbigen Edelsteine insgesammt weit geschätzter waren, nicht nur weil man ihnen geheimnißvolle Kräfte beilegte, sondern vor Allem, weil die Alten den Diamant, den „König der Steine", noch nicht zu schleifen verstanden und ihnen demzufolge seine wunderbare Pracht so gut wie fremd geblieben war.

Den bekanntesten und im Allgemeinen beliebtesten farbigen Edelsteinen (Buntedelsteinen) liegt bemerkenswerther Weise ein einziges, aus wasserfreier Thonerde bestehendes Mineral zu Grunde, das — auf der Härteskala dem Diamant folgend — zumeist im Sand oder Schuttland gefunden wird. Es ist der Korund, der in der Form von gemeinem Korund und Schmirgel dem ärmsten Schleifer und Polirer zugänglich ist, als Edelkorund jedoch einen hundert- und tausendfach höheren Werth repräsentirt. Der edle Korund kommt in allen Farben vor und wird in Birma, Ceylon, Badachschan in der Tatarei, in Südamerika, in Australien, wie auch in Europa, nämlich in Böhmen und Frankreich, gefunden. In dunkelkarmoisinrother Farbe kennt ihn Jedermann als Rubin; ebenso in dunkel- bis hellblauer als Sapphir; schwärzlich- oder grünlich-blau heißt er Katzen- oder Luchssapphir; hochgelb bis bräunlich-strohgelb: orientalischer Topas; grünlich-blau: orientalischer Aquamarin; grün: orientalischer Smaragd; gelblich-grün: orientalischer Chrysolith; morgenroth: orientalischer Hyacinth; schwach veilchenblau: orientalischer Amethyst; farblos: Leukosapphir oder weißer Sapphir; mit sechsstrahligem Lichtstern (nach dem Schleifen): Sternsapphir (Asterin); und endlich mit röthlichem oder bläulichem Farbenschimmer: orientalischer Girasol (Sonnenstein).

Der Rubin, der bei den Alten immer der „giftig blitzende" Augenstein der goldenen Schlangenköpfe ist, die man als beliebten Schmuck an Armbändern oder als Zierrath der Tempel in orientalischen Ruinen findet, und als

solcher als Symbol des bösen Prinzips galt, wie der Rubin überhaupt ja, sogar bis auf unsere Zeit, als „Karfunkel“ der Stein des Teufels geblieben ist, kommt auch als Balasrubin, Rubinspinell und als Brasilrubin in den Handel. Der letztere ist rother Topas, der erstere dagegen blaßrother, der zweite hochrother Spinell oder Ceylonit, ein aus Magnesia und Thonerde bestehendes Mineral, das am schönsten in Ceylon gefunden wird, und nach der durch verschiedene Beimischungen verschieden gearteten Farbe auch noch als Rubicill (gelblich roth), als Chlorospinell (bläulich und grünlich), als Almandinspinell (violett und braun) und als Pleonast (dunkelbraun) seine Liebhaber findet. Sogenannte böhmische, sächsische oder schlesische Rubine sind jene als Granate allbekannten Silikate, deren schönfarbige, klare Varietäten, und zwar honiggelb bis hyacinthroth als Hessonit, roth als Almandin, blutroth als Pyrop, als Ganzedelsteine gelten und als Schmuck sehr häufig sind.

Weniger verbreitet als der Rubin ist sein „kälterer“ Bruder, der durch seine prachtvoll grüne Farbe überall bekannte Smaragd, der wie der Beryll und Turmalin aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurer Beryllerde besteht, am häufigsten am Ural, in Sibirien, Egypten und Peru gefunden wird und je nach der Art der gebundenen organischen Substanz auch blau, gelb und selbst farblos vorkommt. Mit dem Namen brasilischer Smaragd wird auch der grüne Turmalin bezeichnet, während der wohl am höchsten geschätzte Smaragd, der orientalische, wie schon bemerkt, der Klasse der Edelkorunde angehört.

Den abendländischen Völkern, bei denen die Symbolik, welche die orientalischen Magier den edlen Steinen beigelegt hatten, in abenteuerlichsten Aberglauben ausartete, indem man den Steinen selbst die oft wunderlichsten magischen Eigenschaften zusprach, war der Smaragd ehemals ein sehr bedeutungsvoller Stein — er sollte, unter die Zunge genommen, die Zukunft enthüllen.

Der ebenfalls grüne, aber mehr olivenfarbene, oft in's Bräunliche schimmernde Chrysolith oder Olivin, in Frankreich auch Peridot genannt, besteht aus kieselsaurer Magnesia mit Eisenoxydulgehalt und kommt meistens im Basalt, wie auch in Meteorsteinen vor. Der hellgrüne, durchsichtige Chrysolith wird lose im Orient, in Ceylon und Brasilien gefunden. Der aus Thon- und Beryllerde bestehende Chrysoberyll oder Cymophan, der sich im Ural (als Alexandrit), in Brasilien und Ceylon findet und sich durch seine eigenthümlich grüne, durchsichtig glasglänzende Farbe charakterisirt, ist auch unter dem Namen orientalischer Chrylosith oder gelbgrüner Sapphir im Handel, wie der gelblich-grüne Turmalin auch als ceylonischer Chrysolith in den Listen der Juweliere figurirt.

Einer der vielbewundertsten Edelsteine ist ferner ohne Zweifel der Sapphir, dessen wundervoll blaue Farbe, dessen durchsichtiger Glanz namentlich in Gesellschaft von blitzenden Brillanten zu ungeschmälerter Geltung gelangt. Er kommt in zwei Arten, als Korund- und Turmalin- oder brasilischer Sapphir in den Handel. Nach mittelalterlichem Aberglauben soll ihm die magische Kraft innewohnen, Tuberkeln zu heilen. Daß die Alten unseren

heutigen Lapis lazuli Sapphir benannten, dürfte bekannt sein. Dieser Sapphir der Alten, ein prächtig tiefblauer Stein mit oft goldig glitzernden (Schwefelkies-) Punkten, galt bei den Völkern des Morgenlandes als die gemma gemmarum, der heilige, der Stein der Steine, weil er ihnen den blauen Himmel sammt seinen schimmernden Sternen versinnbildlichte, und da ist es nicht zu verwundern, daß z. B. alle indischen Tempel mit diesem „Sapphir" geschmückt sind. Als Moses den Herrn sah, war es „unter seinen Füßen wie Sapphir", und als Ezechiel die Herrlichkeit Gottes schaute, „war es über ihm wie Sapphir." Nach Epiphanius sollen sogar die Tafeln, auf welche Gott die zehn Gebote schrieb, aus purem Sapphir gewesen sein.

Der Lapis lazuli kann so recht dem übrigen stolzen Edelgestein als eindringliches Memento mori dienen, denn seitdem die „Tyrannen der Elemente", die Chemiker nämlich, ihn aus Thonerde, Eisen und Schwefel ohne sonderliche Umstände und Kosten künstlich herstellen können, ist er aus dem Register der Edelsteine ganz einfach gestrichen worden.

Unter den verhältnißmäßig wohlfeilen und sehr häufigen Amethysten ist der aus veilchenblauem Edelkorund bestehende sogenannte orientalische Amethyst, Amethyst-Sapphir oder violette Rubin der schönste und durch seine gesättigte, tiefviolette Farbe auffallendste. Der Amethyst besteht aus Quarz und findet sich im Gebiete der Theiß, in Tirol, in großen Mengen in Brasilien, am schönsten jedoch auf Ceylon und bei Karthagena, enthält als Haar-

amethyst öfters blättchen- oder nadelförmige Einschlüsse und wird — durch Glühen entfärbt — nicht selten als Surrogat für Diamant und Topas verwandt, ohne ihnen freilich an Schönheit und Lichtbrechungsvermögen nahe zu kommen. Er galt im Alterthume als Amulett gegen die Trunkenheit, spielt aber selbst im Christenthume eine gewisse Rolle, z. B. am Ringe des Bischofs, wo er eine ausgesprochene symbolische Bedeutung hat.

Dem Amethyst an Charakter und Physiognomie sehr ähnlich ist der noch wohlfeilere, meist wasserblaue Aquamarin, eine Spezies des als Beryll bekannten, gleich Smaragd und Turmalin aus kieselsaurer Thonerde und kieselsaurer Beryllerde bestehenden und meist durch Eisen- oder Chromoxyde gefärbten Minerals, das in Böhmen, am Ural, in Ostindien und Brasilien gegraben wird. Die schlechtgefärbten, oft in riesigen Krystallen vorkommenden Berylle sind als gemeiner Beryll meist für wenige Mark käuflich, während der sogenannte orientalische, aus Edelkorund bestehende Aquamarin noch kostspieliger als Amethyst zu sein pflegt.

Es gibt wohl kaum zwei Edelsteine, die so oft von Laien und selbst von Kennern mit einander verwechselt werden, wie der Hyacinth und der Topas, welche sich gleich sehr durch ihre prachtvoll durchsichtige roth-goldgelbe Farbe, wie durch ihre fascinirende Wirkung und ihr lebhaftes „Wasser", das Fließen des Glanzes, auszeichnen. Während der Hyacinth jedoch nur eine edle Abart des nicht eben seltenen Zirkon ist, eines aus kieselsaurer Zirkonerde mit geringem Eisengehalt bestehenden

und in Syenit, Granit, auch lose in aufgeschwemmtem Land vielerorts und in fast allen Farben, besonders roth und braun, vorkommenden Minerals — ist der Topas ein durchaus selbstständiges und in sich abgeschlossenes „Naturwunder". Er besteht aus kieselsaurer Thonerde mit einer Beimischung von Aluminiumkieselfluorid, findet sich im Topasfels des Voigtlandes, des Erzgebirges und Englands, im Granit am Ural, in Sibirien und Nordamerika, im Chloritschiefer und im Edelsteinsand Brasiliens und ist außerordentlich glanzvoll und politurfähig. Er kommt vor sowohl farblos, so daß er wohl mit Brillanten zu verwechseln ist, als auch in gelber, röthlicher, blauer und grüner Farbe. Die gelben brasilianischen Topase haben die Eigenschaft, beim Erhitzen roth zu werden, und werden dann auch als brasilianische Rubine zum Verkauf gebracht. Bis in's Mittelalter galt der Topas als ein probates Mittel gegen Augenkrankheiten; auch wurde ihm das Vermögen zugeschrieben, die Melancholie zu verscheuchen, wenn man ihn pulverisirt und mit altem Wein vermischt sich einflößte, was bekanntlich noch heutzutage gilt, nur daß man jetzt den Topas wegzulassen pflegt.

Von dem in krystallinischen Gesteinen und im körnigen Kalk sehr verbreiteten und Turmalin oder Schörl genannten Silikat sind nur die durchsichtigen Turmaline als Ganzedelsteine anerkannt. Je nach der durch den Gehalt von Borsäure bestimmten Farbe hat man diesen Edelsteinen besondere Namen beigelegt, und es heißt der rothe: sibirischer Sibrit, der blaue: brasilischer Sapphir, der grüne: brasilischer Smaragd und der gelblich-grüne:

ceylonischer Chrysolith. Sie dienen sämmtlich zu Platten für den zu optischen Versuchen dienenden Polarisationsapparat.

Von den beiden Mineralien endlich, die in amorpher (nicht krystallinischer) Form und durchaus undurchsichtig als Ganzedelsteine gelten, ist der meist hellblaue Türkis oder Kalaït zwar der verbreitetste und in jedem Schaufenster der Juweliere am häufigsten anzutreffende, der unvergleichlich schillernde und milchfarbenreiche Opal jedoch der köstlichere und geschätztere. Jener besteht aus wasserhaltiger, phosphorsaurer Thonerde, ist durch Kupfer- oder Eisengehalt himmelblau oder grün gefärbt und wird in Schlesien, Mexiko, am schönsten als orientalischer Türkis in Mesched und Herat in Mittelasien gegraben; während der milchweiße und ehedem sehr bezeichnend seines prachtvollen Farbenspieles wegen auch Firmament- oder Elementstein benannte Opal in vulkanischem (Opalmutter-) Gestein in Ungarn, Mexiko und Kalifornien gefunden wird. Als weniger kostbar gelten der röthlich-weiße und an Glanz und Farbenspiel geringere Perlmutteropal oder Kascholong, den man auch in Island findet, ferner der milchige, hyacinthrothe bis feuergelbe Feueropal oder gemeiner Opal, der auch in Sachsen und Schlesien vorkommt, wie endlich der in Böhmen, Schlesien, Ungarn und im Breisgau weitverbreitete Glasopal oder Hyalith.

Von ganz ungewöhnlicher Eigenschaft ist schließlich der Hydrophan oder das „Weltauge", ein in Ostindien als Amulett geltender Opal nämlich, der mit seinem Wasser auch Glanz und Farbenspiel verloren hat, dasselbe jedoch

wieder gewinnt, sobald man ihn unter Wasser legt. Er findet sich nicht eben häufig in Sachsen, sowie auch in Ungarn.

Nach Albertus Magnus, dem berühmten Gelehrten des 13. Jahrhunderts, der wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit auch „Doctor universalis" hieß, ist der Opal der Stein der Diebe. In einem eigenen, über die Tugenden der Steine von ihm verfaßten Büchlein heißt es nämlich: „Willst Du unsichtbar werden, so nimm einen Opal und wickle ihn in ein Lorbeerblatt, so macht er die Umstehenden blind." Es kann nicht Wunder nehmen, daß unter dem Einfluß solcher Autoritäten die Edelsteine überhaupt vordem Jahrhunderte lang eine besondere Stellung in Religion und Volksglauben einnahmen, und daß Jedermann Edelsteine als Amulette zu tragen strebte.

Welch' seltsame Motive müssen zusammengewirkt haben, um den mittelalterlichen Aberglauben zu schürzen und zu erhalten, daß z. B. Sarder (Sardachat) und Karneol gut gegen Hieb- und Stichwunden sei, Türkis gegen Magenweh, Achat gegen Schlangengift, daß der Bernstein Gespenster verscheuche, Amethyst nicht trunken werden lasse, Jaspis das Fieber heile, das Blut stille und bewirke, daß der Arzt die Krankheit erkenne; daß ferner Derjenige, der Achat bei sich trage, Gefahren meide, daß er den Menschen wohlgefällig und mächtig werde, daß der Beryll sogar die Kraft besitze, die eheliche Treue zu schützen.

Daß die Kenntniß der Edelsteine in der antiken Welt ein Bestandtheil priesterlicher Wissenschaft war, weiß Jeder, der einmal Gemmen aus ältester Zeit bewundert hat, die

uns beweisen, wie außerordentlich geschickt schon die Priester und Magier des Orients die ihnen obliegende Kunst des Steinschneidens zu handhaben wußten; daß aber auch heute noch und mehr als früher die Kenntniß der Edelsteine langjährige Erfahrung, Scharfsinn und feine Beobachtungsgabe zur Unterscheidung und Bestimmung der zahlreichen Spezies derselben voraussetzt, dürfte nach Vorhergehendem leicht ersichtlich sein.

Den unwiderstehlichsten und tiefsten Eindruck auf die Phantasie des Menschen macht von allem irdischen Kunstgestein unbestritten der Diamant, welcher die Farbenpracht aller übrigen Edelsteine gewissermaßen in erhöhtem Maße und in fast überirdisch verklärtem Glanze in sich vereinigt, und den schon die Indier deshalb „Buddha's Sieg" nannten. Nicht aber allein seiner wunderbar veränderlichen Farbenpracht, seines geheimnißvollen inneren Lebens wegen, das in ewig jungfräulichem Lichte und Glanze ausstrahlt, gilt er als „König der Edelsteine", sondern auch der bestrickenden Ideenverbindungen wegen, die er wachruft, und aus diesem Grunde ist er zugleich der interessanteste aller Edelsteine. Wie schon die Alten ihn „Adamas", den „Unbezwinglichen", seiner Härte wegen nannten, so kann man den Diamanten, dem im Gegensatz zu den übrigen Edelsteinen selbst Jahrhunderte langes Tragen nichts anhat, recht wohl als „unvergänglich", als ein Symbol der Ewigkeit betrachten, und es ist ein zugleich ergreifender und erhebender Gedanke, sich zu vergegenwärtigen, daß die schönste Verkörperung des Lichts in ihrer Dauer vielleicht ebenso „zeit-

los" ist, wie die Quelle allen Lichtes selbst und nur mit ihr selbst erlischt. Der Diamant gleicht in der That dem ewigen und dem ewig wechselnden Firmamente; zu jeder Tageszeit hat er sein besonderes Gesicht, einmal ein sanftes, melancholisches, ein andermal ein lichtvoll strahlendes, weißglänzend schimmerndes, jetzt ist es von mondscheinartig zauberischer Milde, dann wieder gleißend prächtig, wie die Sonne selbst — denn er reflektirt im Grunde ja nur deren Licht und Farben.

Im rohen Zustande gleicht der Diamant einem formlosen Stückchen weißlichen Harzes, obwohl bekanntlich die Substanz des Diamanten nichts Anderes, als die der schwarzen Kohle ist. Er besteht aus reinem, aus dem flüssigen Zustande in die Krystallform übergegangenen Kohlenstoff, und bedarf eines sehr künstlichen Schliffes, um „sein Licht leuchten" zu lassen.

Der berühmte Newton schloß bereits im Jahre 1675 aus der Strahlenbrechung des Diamanten, daß derselbe ein verbrennbarer Körper sein müsse, und als Cosmus III., Herzog von Toskana, 1694, wie später Kaiser Franz I. von Oesterreich Versuche anstellen ließen, um das Verhalten des Diamanten bei großer Hitze kennen zu lernen, wurde des genialen Gelehrten Hypothese vollauf bestätigt; nur wußte man bei der damaligen Unbekanntschaft mit dem Sauerstoffe nicht, was aus den kleineren Diamanten, die man zu größeren zusammenzuschmelzen beabsichtigt hatte, aber in „Nichts" zerronnen waren, geworden war. Mittelst eines starken elektrischen Stromes verbrennt man heute, unter Erzeugung eines wahren Sonnenlichtes, Dia-

manten mit Leichtigkeit zu reiner Kohlensäure, wie andererseits auch die künstliche Bildung von Diamanten (auch von Rubin, Sapphir und einigen anderen Edelsteinen) gelungen ist, und zwar durch starkes Erhitzen von Mineralöl mit stickstoffhaltigem Knochenöl und Alkalimetall unter hohem Druck. Der letztere Versuch ist indessen so außerordentlich kostspielig — weit kostspieliger noch als der erstere — und es kommen dabei nur so kleine Diamantkrystalle zum Vorschein, daß er nur ein theoretisches Interesse bis jetzt beanspruchen darf.

Die Edelsteine, besonders aber die Diamanten, werden heutzutage meist als „Brillanten" geschliffen, d. i. in Form von zwei abgestutzten, an ihren Grundflächen (der sogenannten Rundiste) zusammenstoßenden Pyramiden, deren niedrigere, im Juwel dem Auge zugekehrte die Krone oder der Pavillon, deren untere, doppelt so hohe, die Külasse heißt.

Der Diamantstein wird, ehe er zum Schliffe kommt, nach seinem Krystallisationssystem gespalten, wobei der Kern das Material zum Brillanten, die Absprengsel dasjenige der sogenannten Rosetten (denen der untere Kegel der Brillanten fehlt) zu liefern bestimmt sind. Die umständliche Technik des Schleifens und Polirens der Diamanten, und zwar an rotirenden, mit Olivenöl und Diamantpulver bestrichenen Metallscheiben, erfand L. van Berguen im Jahre 1475. Vor dieser Zeit pflegte man den Diamanten unter dem Namen Spitzstein roh zu fassen, und zwar „im Kasten", oft mit untergelegter, die Farbe hebender oder verändernder Folie, während die vortheil-

haftere Fassung des — durchgehends 56 Fassetten (Schleifflächen) aufweisenden — Brillanten heutzutage meist „à jour“, d. h. mit frei bleibendem Untertheil geschieht. Der Minister Mazarin soll im Jahre 1650 den ersten Brillanten in Amsterdam haben schleifen lassen, und die Hauptstadt der Niederlande ist seitdem der Sitz der Diamantschleiferei geblieben, beschäftigt jetzt in fünf großen Etablissements mit etwa tausend Mühlen (Schleifscheiben) gegen 3500 Arbeiter und soll jährlich über 300,000 Karat (circa 130 Pfund) rohen Diamant schleifen, welche Leistung durch die Thatsache, daß ein Karat geschliffenen Brillantes je nach seinem „Wasser“ (man unterscheidet Steine vom ersten, zweiten und dritten Wasser) einen Werth von 150 bis 500 Mark und mehr repräsentirt, besonders illustrirt wird.

Nur in Sand und Gerölle, das sich aus krystallinischem Grundgebirge gebildet hat, fand man bisher Diamanten, und zwar bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur in den berühmten Gruben von Golconda, Noalconda, Visapur und Hyderabad an der Ostküste Dekhans in Vorderindien, welchen zahlreiche „weltberühmte“ Diamanten entstammen, wie der 194¾ Karat schwere „Orlow“, der 136⅞ Karat wiegende „Regent“ oder „Pitt“ in der Krone Frankreichs, den der Herzog von Orleans vom englischen Gouverneur Pitt für König Ludwig XV. um 2½ Millionen Franken kaufte; so der 106⅙ Karat schwere „Kohinoor“, d. i. „Berg des Lichts“, der jetzt im Schatze der Königin von England sich befindet, nachdem er in seiner Heimath eine lange Geschichte durchgemacht;

so endlich auch der nach mancherlei Schicksalen in Frankreich endlich an den Kaiser von Rußland für 500,000 Franken verkaufte „Sancy", der einst längere Zeit im Magen eines von Solothurn nach Paris bestimmten Boten, der im Jura von Räubern erschlagen wurde, vorher aber das Kleinod verschluckt hatte, einen sehr unfürstlichen Aufenthalt genommen.

Der größte existirende Diamant befindet sich im Besitze des kleinen Sultans von Matan auf Borneo. Er soll angeblich nicht weniger als 367 Karat Gewicht haben und die Größe eines Fünfmarkstückes übertreffen.

Bemerkenswerth ist noch, daß der Diamant meistens in der vornehmen Gesellschaft des Goldes gefunden wird, so in den Goldfeldern Brasiliens, Australiens, Kaliforniens und in manchen anderen Ländern. Größere Diamanten sind bei alledem noch so theuer, daß z. B. solche, die über ein Loth schwer sind, ein Vermögen von Hunderttausenden repräsentiren und ihren Weg — ohne in den Allgemeinhandel zu kommen — fast nur in fürstliche Schatzkammern finden.

Die Freude an den wundersamen und unwiderstehlichen Reizen der Edelsteine ist in letzter Zeit zusehends gestiegen und in tiefere Schichten gedrungen: der Preis sämmtlicher Edelsteine, wie insbesondere der köstlichen Brillanten dagegen — infolge der Entdeckung der Diamantfelder in Südafrika — merklich im Sinken begriffen.

Mannigfaltiges.

Unser Hektor war ein Neufundländer von seltener Größe und Schönheit. Durch seine Gutmüthigkeit, seinen Scharfsinn und seine Streiche, deren ich viele aufzählen könnte, war er zum Liebling der ganzen Familie geworden und schon einmal hatte er bei Gelegenheit einer Entenjagd einem Freunde meines ältesten Bruders Robert, der an einer gefährlichen sumpfigen Stelle bereits bis an den Hals eingesunken war, das Leben gerettet. Ganz besonders war Hektor mir und meinem jüngeren Bruder Willy an's Herz gewachsen, denn so oft er nicht mit Robert auf der Jagd war, begleitete er uns auf unseren täglichen Spaziergängen in die nahen Wiesen und Wälder. Eines Nachmittags im Frühjahr — ich war damals etwa zwölf Jahre alt — kehrten wir wieder einmal in Begleitung Hektor's von einem solchen Spaziergang zurück. Unser Heimweg führte uns durch einen langen, schmalen Gang zwischen eingefriedigten Gärten dahin. Lachend und scherzend waren wir etwa bis zur Mitte desselben gelangt, als wir vom anderen Ende her eine Anzahl Männer und Knaben, laut schreiend, gerannt kommen sahen. Vor sich her jagten sie eine große braune Dogge, die uns in wenigen Augenblicken und bevor wir Zeit hatten, die Situation zu begreifen, so nahe war, daß wir den dicken, weißen Schaum sahen, der Maul und Nase des Thieres umgab. Jetzt unterschieden wir auch aus dem wirren Geschrei der Leute die Worte: „Toller Hund", „Acht geben". An ein Entrinnen war bei der Länge des Ganges nicht zu denken; ein Entweichen nach den Seiten war durch die Garten-

mauern unmöglich gemacht. Willy, von Todesangst ergriffen, hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an meinem Arm fest und auch mir schwanden fast die Sinne, als ich die große Dogge, den schaumtriefenden Rachen weit aufgesperrt, direkt auf uns zustürmen sah. Hektor stand neben uns und knurrte. Zwei Schritte trennten das wüthende Thier noch von uns, als Hektor sich ihm entgegenstürzte und mit seinem kräftigen Gebiß es an der Kehle packte. Heulend und beißend wälzten sich die beiden Hunde wie ein Knäuel am Boden, als der Vorderste der Männer, mit einem schweren Stock bewaffnet, herankam. Ein wuchtiger Schlag auf den Kopf der Dogge betäubte das Thier und wenige weitere Schläge hatten bald seinem Dasein ein Ende gemacht. Aber der arme Hektor, unser Retter aus höchster Lebensgefahr, war übel zugerichtet. Hals, Ohren und Brust zeigten tiefe Bißwunden, und die Männer erklärten einstimmig, daß er getödtet werden müsse, weil er unausbleiblich der Tollwuth verfallen sei. Einer der Männer, ein Nachbar von uns, begleitete uns und Hektor nach Hause und erzählte meinen Eltern und Brüdern den Vorfall. Schweren Herzens versprachen diese schließlich im Interesse der Nachbarschaft, daß das treue Thier am nächsten Morgen erschossen werden sollte. Während dieses Gespräches lag Hektor in der Nähe und leckte seine Wunden, indem er bald auf den Fremden, bald auf seinen Herrn einen neugierigen Blick richtete. Nie vergesse ich die qualvolle, schlaflose Nacht, die ich verbrachte. Ich hörte die Thurmuhr zehn Uhr, elf Uhr, zwölf Uhr schlagen und immer noch lag ich wach und weinte um meinen treuen Spielgefährten und Lebensretter, den ich am nächsten Morgen sterben sehen sollte. Dann stand ich leise auf und schlich mich in das anstoßende Zimmer, wo Hektor sich gewöhnlich während der Nacht aufhielt. Vom Vollmond beschienen, lag er ruhig schlafend auf seiner Strohmatte, nur hie und da bemerkte ich ein leichtes Zucken seiner Glieder, wahrscheinlich infolge des Schmerzes, den seine Wunden

ihm verursachten. Ich beugte mich über ihn und einige Thränen rollten auf seinen Kopf nieder, doch wagte ich nicht, ihn zu wecken. Mir war's, als wäre ich schuld an seinem traurigen Schicksal. Am nächsten Morgen stand ich weit früher als sonst auf und lief wie träumend im Garten umher bis zur Frühstückszeit. Nach dem Frühstück, das von uns Allen kaum berührt worden war, wurde Hektor auf den Hof geführt und angebunden. Aengstlich schaute er um sich, bis mein Bruder Robert ihn ansprach und streichelte, worauf er wieder stolz den Kopf emporrichtete. Meine Mutter ging in's Haus zurück, um die folgende Scene nicht mit ansehen zu müssen. Auch ihr that es im Herzen wehe, daß der treue Retter ihrer Kinder seine muthige That mit dem Leben bezahlen sollte. Nach einander nahmen wir dann Abschied von dem guten Thier; der kleine Willy hielt am längsten seinen Hals umschlungen und weinte und schluchzte, bis wir ihn mit Gewalt losrissen. Mein Bruder Robert hatte unterdessen seine Flinte geladen und stand, auf dieselbe gestützt und in Gedanken versunken, am Hause angelehnt. Darauf ging auch er auf Hektor zu und streichelte ihm sanft den Kopf, jedoch ohne ihm in die Augen zu schauen, diese treuen Augen, die ihn zu fragen schienen, was all' das Weinen zu bedeuten habe. Dann trat er rasch einige Schritte zurück und legte die Flinte an die Schulter. Hektor schien jetzt zu verstehen, was vor sich ging, denn er gab einen lauten, kläglichen Ton von sich und kauerte sich nieder, indem er am ganzen Körper zitterte. Unwillkürlich ließ Robert die Flinte wieder sinken und schaute eine Weile unschlüssig vor sich hin. Das Sonderbarste aber war, daß Hektor auf einmal Kraft gesammelt zu haben schien, sich in sein Schicksal zu ergeben, denn er richtete sich stramm empor, wendete den Kopf zur Seite und schloß die Augen. Mein Bruder legte zum zweiten Male an, während ich schluchzend mein Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Da krachte der Schuß. Langsam und zitternd wagte ich,

die Hände von den Augen zu nehmen. Da lag Hektor hingestreckt, ein Blutstrom quoll aus seiner weißen Brust hervor und färbte das Gras roth. Er war noch nicht ganz todt, als wir uns um ihn drängten, und laut stöhnend schaute er zu uns empor. Robert hatte seine Flinte weggeworfen und kam gleichfalls näher, jedoch ohne sich ganz heran zu wagen, weil er fürchtete, einem vorwurfsvollen Blick des treuen Thieres zu begegnen. Hektor jedoch, der seinen Herrn erblickt hatte, machte eine letzte Kraftanstrengung und schleppte sich bis zu seinen Füßen. Als Robert sich zu ihm niederbeugte, richtete Hektor noch einen letzten Blick zu ihm auf, leckte ihm die Hand und starb. Meinem Bruder Robert, der bis dahin seine äußere Ruhe zu bewahren vermocht hatte, rannen zwei große Thränen über die Wangen herab. Wir bauten einen Sarg für Hektor, in den er feierlichst gebettet wurde, während ich all' die Blumen, die ich am Tage vorher bei seinem letzten Spaziergang mit mir und Willy gepflückt hatte, hineinstreute. Nahe der Stelle, wo er so tapfer für unsere Errettung gekämpft, gruben wir ihm unter einer schattigen Linde ein Grab und pflanzten ein kleines Holzkreuz darauf mit der Inschrift: „Unser treuer Hektor." C. C.

Ueber den Höhenrauch, welcher auch unter dem Namen Haarrauch, Heerrauch, Moorrauch, See-, Land-, Sonnenrauch bekannt ist, sind die wunderlichsten Hypothesen aufgestellt worden. Bei allen diesen ist, so weit uns bekannt, wenig oder gar nicht berücksichtigt worden, daß dieser trockene Nebel verschiedenen Ursprungs sein kann. Im Nordwesten Deutschlands kennt man fast nur den Moorrauch. Dagegen dürfte der Höhenrauch, welchen man zeitweilig in Spanien, Italien, der Türkei, Rußland, sowie in Kleinasien und Amerika wahrgenommen hat, nicht mit dem Namen Moorrauch, als seine Herkunft kennzeichnend, zu belegen sein. — In den Sommermonaten erscheint in Holland und Nordwestdeutschland zu Zeiten ein trockener Nebel,

welcher einen brenzlichen Geruch hat und oftmals in solcher Stärke auftritt, daß die Sonne wie eine bräunlich rothe Scheibe erscheint. Dieser Nebel erklärt sich aus der Art und Weise, wie in Ostfriesland die Moorkultur betrieben wird. Dort werden nämlich im Frühling die zum Grasbau wenig tauglichen Moore zum Torfstich verwendet; die ausgetrockneten Flächen zündet man an und sorgt dafür, daß dieselben unter möglichst geringer Flammenentwickelung abbrennen. Dabei entstehen mächtige Rauchwolken, jene brenzlichen trockenen Nebel, welche unter dem Namen Moorrauch vom Winde viele Meilen weit getragen werden. Im Frühjahr 1859 verbreiteten sich diese Wolken über ganz Mittel- und Süddeutschland bis nach Krakau, im Mai 1860 sogar bis an den Fuß der Alpen. Auf ähnliche Weise entsteht Höhenrauch beim zufälligen Abbrennen von Haidekraut, von anderen Moorflächen oder Wäldern. Auch die Verbrennung des Unkrauts, der Kartoffelstengel im Herbst verursacht im Kleinen Höhenrauchwolken. In Canada nimmt man im Oktober und November zur Zeit des sogenannten Indianersommers Höhenrauch wahr, welcher durch den Brand der dortigen Prairien verursacht wird. Diese Nebel werden also sämmtlich durch das Verbrennen organischer und zwar pflanzlicher Stoffe hervorgerufen. Nun hat man aber zeitweilig noch eine andere Art trockenen Nebels wahrgenommen, welcher dem vorher erwähnten im Geruch sehr ähnlich ist, sich durch seine Wirkungen aber von ihm unterscheidet. Dr. W. F. A. Zimmermann gibt in seinem populären Werke: „Der Erdball und seine Naturwunder" eine Beschreibung eines trockenen Nebels, welcher im Jahre 1783 in fast ganz Europa wahrgenommen wurde. Dieser Nebel wurde zuerst im Mai in Kopenhagen bemerkbar, verbreitete sich während des folgenden Monats über Deutschland, nach Frankreich, der Schweiz, Griechenland, Kleinasien, dann erschien er in Finnland, Schweden, England und auf der Nordsee und dem Ocean bis 50 Meilen vom Lande entfernt.

Die Verbreitung geschah nicht durch stetes Weiterwandern der Wolke, sondern durch Ausbreiten derselben (anscheinend von oben her). Die Sonne erschien röthlichbraun, glanzlos und lichtschwach, so daß sie mit bloßen Augen angesehen werden konnte. Der Himmel war wolkenlos; es regnete während der ganzen Zeit wenig, und falls es geschah, so verschwand der Nebel; überhaupt herrschte große Dürre; nur selten fiel Thau, welcher (in Neapel) eisenhaltig gewesen sein soll. Die von den Gräsern abgestreiften Wassertropfen sollen einen unangenehmen Geschmack gehabt haben, frisch gefärbte Kattune seien derart vom Thau angegriffen worden, daß man auf schweflige Säure zu schließen berechtigt war; auch auf Kupfer soll der Nebel (in Holland) reagirt haben und seine Wirkung auf die Gesundheit der Menschen wäre insofern nachtheilig gewesen, als er einen stechenden trockenen Husten hervorgerufen habe. In Gent sollen sogar durch einen während dieses Nebels gefallenen Gewitterregen die Insekten vertilgt worden sein. Alle diese Eigenschaften jenes Nebels lassen die Anwesenheit mineralischer Substanzen vermuthen. Nun weiß man (s. auch die bezügliche Notiz in unserem vorigen Bande), daß im Jahre 1783 sich auf Island und in Calabrien schreckliche vulkanische Ausbrüche ereigneten, die hier Ende April begannen und im Juni und Juli ihren Höhepunkt erreichten, derart, „daß die Sonne, durch den dicken Rauch kaum sichtbar, ein dunkelrothes Ansehen gehabt habe.“ Vergleicht man hiermit frühere trockene Nebel, welche sich in den der Moorkultur fernen Ländern mit großer Heftigkeit zeigten, so findet man, daß sie alle mit bedeutenden vulkanischen Eruptionen zusammenfallen; wir erwähnen nur den Nebel vom Jahre 526, welcher mit dem Erdbeben von Syrien zusammenfiel; der von 1721 ereignete sich gleichzeitig mit dem Erdbeben in Tauris und Georgien; im Jahre 1755, in welchem der Ausbruch des Katlegaa und das Erdbeben von Lissabon stattfand, bemerkte man Höhenrauch als „stinkende Nebel.“ Aus

all' diesem geht hervor, daß wir es in solchen Fällen mit einem Nebel vulkanischer Natur zu thun haben, welcher meist auch mit dem Namen Höhenrauch belegt wird. So unangenehm nun beide Arten trockener Nebel sind, so hat doch der Höhenrauch, ein Nebel vegetabilischen Ursprungs, vor dem vulkanischen Nebel das voraus, daß er auf die Gesundheit des Menschen keinen bedeutenden Einfluß ausübt, wenngleich er bei manchen Leuten einen gelinden Kopfschmerz hervorrufen mag. Ueber den Einfluß des vulkanischen Nebels auf die Witterung liegen noch keine weiteren Beobachtungen vor. Für den Höhenrauch hat aber Dr. Prestel in Emden festgestellt, daß das Wetter ganz unabhängig von ihm bleibt.

N. Wechsel.

Eine Sibylle. — Am 25. Juni des Jahres 1843 schloß die ihrer Zeit vielgenannte Wahrsagerin Lenormand ihre Augen für immer. Seit fünfzig Jahren hatte sie das Haus Nr. 5 in der Rue de Tournon zu Paris bewohnt. Eine Tafel im Hofe, über dem Eingang zum Erdgeschoß, trug die Worte: „Mlle. Lenormand, Buchhändlerin." Sie verkaufte nämlich ihre eigenen Werke und nannte sich, da das Gesetz schon damals der Wahrsagerei nicht hold war, Buchhändlerin. Man konnte jederzeit bei ihr eintreten; durch eine Dienerin angemeldet, wurde man sogleich vorgelassen. Das Empfangszimmer war einfach und freundlich möblirt, Mlle. Lenormand saß auf einer Ottomane, eine prachtvolle Perrücke und einen wunderbaren persischen Turban auf dem Haupte, sonst aber gut bürgerlich gekleidet. Keine Todtenköpfe, keine Schlangen, keine Skelette und keine Krokodille, es ging Alles ganz einfach her. Ihre erste Frage war: „Was für ein Spiel wünschen Sie? Zu sechs, zu acht, zu zehn, zu zwanzig bis zu vierhundert Franken?" Sobald der Besucher gewählt hatte, besah sie seine linke Hand, fragte ihn nach seinem Alter, seiner Lieblingsblume, dem Thiere, das er am meisten verabscheue, und nach ähnlichen Dingen, dann nahm sie ihre Karten,

ließ, wieder mit der linken Hand, abheben und breitete sie nun vor sich auf der grünen Tischdecke aus. Unmittelbar darauf begann sie, die Augen fest auf die Karten gerichtet, ihre Prophezeiung in vielen volltönenden, sprudelnden Worten, hin und wieder den Zuhörer auch durch einen Geistesblitz überraschend. Jedermann verließ befriedigt die Wahrsagerin, und die Meisten versicherten späterhin, daß ihre Prophezeiungen eingetroffen wären. — In Alençon, den 27. Mai 1772 geboren, wurde sie in dem dortigen Benediktinerinnenstifte erzogen, und soll, kaum sieben Jahre alt, die Absetzung der Aebtissin prophezeit haben. Einen Monat später war ihre Vorhersagung eingetroffen. Sie bestimmte auch der Aebtissin Nachfolgerin voraus, und auch dieser Orakelspruch ging drei Monate später in Erfüllung. So trat sie, im Gefühle ihrer übernatürlichen Mission, zu einer Zeit in die Welt, als die französische Revolution bereits am Horizonte aufdämmerte. Trübe, traurige Weissagungen flossen aus ihrem Munde, worüber die frivole Pariser Welt lachte. Da kamen eines Tages drei junge Männer zu ihr. Sie betrachtete dieselben aufmerksam, dann sagte sie ernst: „Ihr werdet alle Drei eines gewaltsamen Todes sterben. Sie," fügte sie bei dem Einen hinzu, „von den Segnungen des Volkes begleitet und zum Gott gemacht, Ihr Anderen mit seinen Verwünschungen beladen.". Die Herren lachten und gingen. Es waren Marat, Robespierre und St. Just. Als Marat durch den Dolch der Charlotte Corday gefallen war, als das Volk wehklagend seine Leiche in das Pantheon getragen hatte, als die Lenormand in ihren düsteren Prophezeiungen fortfuhr, wurde Robespierre unruhig und ließ eines Morgens die Prophetin verhaften und in die Gefängnisse der Conciergerie schleppen, die man damals nur verließ, um das Schaffot zu besteigen. Der 9. Thermidor rettete ihr das Leben und gab ihr die Freiheit wieder, und die Verfolgung Robespierre's umkleidete sie mit neuem Nimbus. Unzählige strömten zu ihr, um sich von ihr die

Zukunft enthüllen zu lassen. Unter ihnen erschien auch eine junge Frau in tiefer Trauer. Sie hatte ihren Gatten unter dem Beil der Guillotine verloren. „Trösten Sie sich, Madame!" sagte die Lenormand, „eine Krone wartet Ihrer!" Diese Dame war Josephine Beauharnais. Kurze Zeit darauf heirathete die Wittwe einen unbekannten, damals noch einflußlosen General ohne Vermögen und dachte seufzend: „Ich verzichte auf die mir geweissagte Krone!" Allein die Neugier stachelte sie doch, und einige Wochen nach der Hochzeit veranlaßte sie Bonaparte, der bekanntlich ebenfalls nicht frei von Aberglauben war, mit ihr zur Lenormand zu gehen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als die Prophetin zu ihr sagte: „An Ihrem Loose, Madame, hat sich nichts geändert!" Als nun Bonaparte lächelnd ihr seine Hand hinhielt, rief die Lenormand: „Hundert siegreiche Schlachten, Retter der Republik, Gründer einer Dynastie, Besieger Europa's!" — Bonaparte wurde ernst und sagte: „Ich werde Ihrem Orakel Ehre zu machen suchen, Madame!" — Als die Lenormand viele Jahre später Josephinen ihre bevorstehende Ehescheidung prophezeite, ließ Napoleon sie verhaften. Sie wurde zu Fouché geführt, der sich ihrer erinnerte; sie hatte ihm nämlich, als er noch Konventsdeputirter war, gesagt: „Sie sind schon gestiegen, Sie werden aber noch höher steigen!" — „Ihre Prophezeiung ist eingetroffen," sagte er zu der Gefangenen; „ich bin höher gestiegen, als ich es mir damals träumen ließ. Aber haben Sie auch voraus gewußt, daß Sie in's Gefängniß wandern und dort wahrscheinlich sehr lange bleiben werden?" — „O ja," entgegnete die Lenormand, „ich habe es in meinen Karten gelesen, aber auch, daß mich Ihr Nachfolger, der Herzog von Rovigo, bald befreien wird." Und es geschah wirklich, wie sie voraus gesagt: Fouché fiel in Ungnade, wurde abgesetzt, und die Prophetin bald darauf wieder frei. Die Restauration begünstigte sie, hatte sie doch in ihrer Schrift: „Souvenirs prophétiques

d'une Sibylle“ Napoleon's Sturz prophezeit. Alles strömte ihr zu, und bis zu ihrem Tode lebte sie ungestört als ausschließlich privilegirte Prophetin. Die Staël, die Tallien, die Recamier, Benjamin Constant, der Kaiser Alexander von Rußland und viele andere Berühmtheiten jener Tage hatten sie besucht. Sie schrieb nach und nach mehrere Werke; so außer dem schon genannten: „Memoires historiques et secrétes de l'Impératrice Josephine“ u. a. Als sie starb, hinterließ sie ihren Erben 500,000 Franken, ihre Papiere und zahllose Briefe merkwürdiger Personen, die an sie gerichtet worden waren. E. K.

Eine altrömische Sitte in der päpstlichen Armee. — Zur Zeit der alten Römer war es Kriegsgebrauch, daß die Gefangenen unter einem Joche durchgehen mußten, zum Zeichen, daß sie von jetzt an ihrer persönlichen Freiheit beraubt wären und sich als Sklaven des Siegers zu betrachten hätten. Diese uralte Institution hatte sich bis zur Auflösung der päpstlichen Armee in dieser erhalten und war gleichsam als ein besonderer Paragraph in ihre Kriegsartikel aufgenommen. Doch da keine Sklaverei mehr in Europa existirte, das päpstliche Heer wenigstens in der neueren Zeit auch sehr wenig Gelegenheit hatte, Gefangene zu machen, so wandte man diese Demüthigung als außerordentliche Strafverschärfung für eine bestimmte Kategorie militärischer Verbrechen an. Bekanntlich fanden in dieser Armee, die fast ausschließlich aus Söldlingen bestand, ungemein viele Desertionen statt. Erleichtert wurde den Soldaten das Fortlaufen dadurch ungemein, daß man vom Kirchenstaat aus mit geringer Mühe nach irgend einer Seite in das Königreich Italien gelangen konnte. Diese Gelegenheit ward, wie gesagt, auf das Ausgiebigste benutzt, namentlich von Truppentheilen, die draußen in der sogenannten Campagna stationirt waren, während in Rom selbst die sehr starke Gendarmerie der Flucht mancherlei Schwierigkeiten in den Weg legte. Da fast kein Tag vorüber ging, ohne daß man

einen theuren Angehörigen zu betrauern hatte, so war für dies Vergehen eine besonders entehrende Strafe eingeführt, und diese bestand eben in einer Nachahmung des vormaligen Durchgehens unter dem Joche. Die Prozedur dabei war folgende. War ein Deserteur wieder eingefangen worden, so rückte sein Bataillon in Gala-Uniform mit Gewehr und Waffen aus und stellte sich in Linie auf. Vor demselben hielt hoch zu Rosse der Kommandeur, während der Delinquent neben dem Profoß auf dem linken Flügel der Truppe Posto gefaßt hatte. Der Befehlshaber ließ darauf das Gewehr präsentiren und während dies geschah, verlas er die Ordre, daß der Soldat X., der sich des Vergehens der Desertion schuldig gemacht, hiermit aus dem Heeresverbande ausgestoßen und für eine Reihe von Jahren auf die Galeere geschickt werde. Nachdem dieser Armeebefehl bekannt gegeben, wurde das Gewehr bei Fuß genommen, während der also Bestrafte, gleichsam um Abschied von den ehemaligen Kameraden zu nehmen und diesen zugleich als warnendes Beispiel zu dienen, vom Profoß an der ganzen Front des Bataillons hinab geführt ward. Am rechten Flügel angelangt, mußte er Halt machen. Der Profoß hielt ein bereitstehendes Gewehr, dessen Riemen lang geschnallt worden, in einer Höhe von etwa zwei Fuß wagrecht über dem Erdboden. Zwischen dem Gewehrlauf und Riemen mußte der Uebelthäter jetzt hindurch kriechen, worauf ihm von Seiten des Profoßes noch als Abschiedsgruß ein freundschaftlicher Kolbenstoß mit auf den ferneren Lebensweg gegeben wurde. Darauf wurden dem nunmehrigen Galeerensträfling die Uniformstücke ausgezogen und er erhielt noch auf dem Platze die zweifarbige Jacke der Gefangenen. Seine Ueberführung in das Gefängniß, welches in Ermangelung wirklicher Galeeren diese Bezeichnung führte, erfolgte dann sofort. O. v. Briesen.

Empfindungsgeschwindigkeit. — Obwohl man im gewöhnlichen Leben keine Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Zeit

nöthig ist, um sich einer Empfindung bewußt zu werden, so ist das doch der Fall. Und diese Zeit ist verhältnißmäßig gar keine kurze. Man denke sich einen Mann auf einer Bank liegend. Er wird am Fuße durch einen elektrischen Schlag getroffen und soll nun so schnell als er nur irgend kann, durch ein Zeichen, z. B. einen Fingerdruck, zu erkennen geben, daß er den Schlag gefühlt hat. Es zeigt sich nun, daß, wenn man den Schlag zuerst auf den Fuß und dann auf eine dem Gehirn näher gelegenen Stelle, z. B. die Hüfte wirken läßt, im letzteren Falle weniger Zeit nöthig ist, um durch den Fingerdruck zu erkennen zu geben, daß der Schlag empfunden wurde, als in ersterem. Der Unterschied beider Zeiten gibt die Zeit, welche der Reiz brauchte, um von dem Fuße in die Hüfte zu wandern. Man will nun nach vielen derartigen Versuchen als größte Geschwindigkeit neuerdings 94 Meter in der Sekunde gefunden haben, in den meisten Fällen sonst indeß nicht über 30 Meter. Vergleichen wir nun diese Geschwindigkeit mit anderen Geschwindigkeiten! Die schnellste Lokomotive Englands, diejenige, welche die amerikanische Post von Liverpool nach London bringt, legt schon mehr zurück, nämlich 37 Meter in der Sekunde, ein Adler fliegt ungefähr ebenso schnell. Der Schall in der Luft durcheilt 332 Meter in der Sekunde, also beinahe 10mal mehr, von da an aber gehen die Vergleiche bereits in's Großartigste. Die Geschwindigkeit, mit der die Erde in ihrem Laufe um die Sonne den Weltraum durchrast, beträgt schon über 1000mal mehr, nämlich 30,793 Meter in der Sekunde, die des Lichts sogar 313 Millionen. A. B.

Der Leierkasten hoffähig. — Auf dem Hofe des Palais König Friedrich Wilhelm's III. postirte sich Jahr ein, Jahr aus eine Anzahl Drehorgelspieler unter den Fenstern des königlichen Zimmers und jeder dieser Leute erhielt für sein Konzert den feststehenden Satz von acht guten Groschen (1 Mark). Im Jahre 1826 aber hatte der König ein Bein gebrochen, und um jede Störung

von dem Kranken fern zu halten, mußten die Posten jeden Leiermann zurückweisen. Dem König fiel die Stille auf und er fragte, warum er keinen Leiermann mehr höre. Als man ihm den Grund sagte, entgegnete er: „Dummes Zeug! Die Leute haben auf ihren Verdienst gerechnet, sollen meinetwegen nicht darum kommen. Acht Groschen sind für sie eine Summe, die sie nicht entbehren können." Man gab nun fortan jedem „Hofmusikanten" die acht Groschen, ließ die Leute jedoch nicht spielen. Der König aber vermißte nach wie vor die Musik, und als man ihm sagte, daß die Leute bezahlt würden, antwortete er: „Das fehlte noch! Ohne Arbeit kein Verdienst, die Kerle sollen leiern, das kann ich verlangen für mein Geld." Und so wurde denn im Palais des Königs bis in sein Todesjahr weiter geleiert. N.

Eines der kühnsten Eisenbahnbauwerke der Erde ist der Uebergang der nordamerikanischen „Denver-Rio-Grande-Bahn" über den Vetapaß auf der von Colorado nach Neumexiko führenden Strecke. Etwa 130 Kilometer südlich von dem Orte Pueblo tritt die Bahn in die Sangre de Christo Range, windet sich meilenweit ein schmales, fruchtbares Thal entlang und beginnt dann einen Aufstieg, der noch vor zehn Jahren für unmöglich gegolten hätte. Nach Umkreisung der „Maulthierkurve" mit einem sehr kleinen Radius klimmt die Bahnlinie in einem Verhältniß von 66,14 Meter per 1,61 Kilometer zuerst die jähen Hänge des Damp Mountain über schwindelerregende Abgründe hinan, immer höher und höher, bis Inspiration Point, 3050 Meter über dem Meere, erreicht ist. Der freie Ausblick von dieser „Begeisterungsstelle" spottet in seiner Pracht und Großartigkeit jeder Beschreibung. Weit im Osten erheben die Spanish Peaks die gewaltigen Häupter; der dem Auge näher liegende Theil jener mächtigen Bergkette spaltet sich aber und gewährt berückende Durchsichten durch die niedrige Wolkenschlucht in das liebliche Thal in der Tiefe. Zur Linken thürmt sich, eine

riesige Wacht, kahl und schroff der Vetaberg auf und öffnet dem Beschauer die klaffende Spalte seines wild zerrissenen Cannons, in dessen tiefsten Schlund der Tourist auf seiner Fahrt Steine werfen kann. Bezaubernd sind vor Allem die Farbenreize, welche die scheidende Abendsonne auf den fernen und nahen Graten und Rücken der imposanten Gebirgszüge entfaltet und die in der durchsichtigen kühlen Herbstluft in ihrem blendenden Glanze zu voller Wirkung gelangen. Fr. v. Hellwald.

Klugheit der Fische. — Die Beschaffung der Nahrung ist den Fischen theilweise sehr schwer gemacht. Sie sind daher zu Listen gezwungen, und man muß oft ihren Scharfsinn und ihr feines Gefühl bewundern. Der blinde Höhlenfisch in Nordamerika gewahrt seinen Raub durch die Bewegung des Wassers. Die Lochwühlen und Blindwühlen in Südamerika und Asien finden ihren Raub ebenfalls vermittelst des Gefühles; ebenso der Proteus in der Krainer Höhle. — Der Dorado (Goldmakrele) verfolgt fliegende Fische mit außerordentlicher Schnelligkeit, und wenn die Verfolgten sich aus dem Wasser geschnellt haben, so schwimmt er mit der gleichen Schnelligkeit in derselben Richtung fort und kommt in der Regel genau gleichzeitig an der Stelle an, wo die Flüchtlinge wieder in das Wasser fallen. Der Froschfisch, der im Schlamm versteckt ist, spielt mit den Bartfäden, wodurch kleine Fische, welche die Fäden für ihresgleichen halten, angelockt werden und ihrem schlauen Feinde zum Opfer fallen; dasselbe geschieht vom Wels. Der Spritzfisch und Schützenfisch schießt vermittelst eines Wasserstrahles nach den an Wasserpflanzen sitzenden Insekten und veranlaßt so deren Herabfallen in's Wasser.

J. D.

Zwei Unschuldige. — Im Staatsgefängnisse zu Jefferson saßen zwei Neger, Sambo und Pompey, von denen der Erstere wegen Pferdediebstahls zu fünf, der Andere wegen Todtschlags zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt war. Kurz nach seiner

Installirung besuchte Gouverneur Harrison das Staatsgefängniß und erkundigte sich bei einigen Sträflingen nach der Ursache der Strafe. Als er Sambo fragte, antwortete ihm dieser, er sei eingesperrt, weil er einen Strick gefunden habe. Dem Gouverneur schien diese Ursache etwas unwahrscheinlich zu sein, es war aber wirklich der Fall, nur hatte Sambo vergessen hinzuzufügen, daß an dem anderen Ende des Strickes ein Pferd angebunden war. Als der Gouverneur dann an Pompey dieselbe Frage richtete, entgegnete dieser, er sei eingesperrt, weil er von einem Bekannten fünf Dollars geborgt habe. Auch hier war die Ursache ganz richtig angegeben, blos hielt es Pompey für überflüssig den Gouverneur zu benachrichtigen, daß er seinen „Bekannten" mehrere Male hatte niederschlagen müssen, bevor ihm dieser die fünf Dollars lieh, und daß dieser „Bekannte" beim letzten Hiebe liegen blieb und aus reiner Bosheit bald darauf starb. H. H.

Wissenschaft und Praxis. — „Meine Herren," begann ein Professor der Chemie seinen Vortrag, „die Kohle verliert, der Luft ausgesetzt, zehn Prozent an Gewicht und Heizkraft. Es geschieht dies durch Einwirkung der alkalischen Bestandtheile des —" — „Wenn aber ein Hund bei den Kohlen liegt, Herr Professor?" unterbrach ihn einer der Zuhörer. — „Mein Herr, hier ist nicht Ort noch Zeit, Witzchen zu machen, das ist eine ernste Sache." — „Gewiß, Herr Professor, das dachte mein Vater auch, als, drei Nächte der freien Luft ausgesetzt, sein Kohlenvorrath sogar um 72 Prozent abgenommen hatte. Er fragte mich als Studenten der Chemie um Rath, und ich rieth ihm, einen recht bissigen Hund neben die Kohlen zu legen. Seitdem haben unsere Kohlen schon einen ganzen Monat lang kein einziges Prozent mehr verloren." R.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

tsgefängniß
Ursache der
er sei ein-
Gouverneur
war aber
ügen, daß
den war.
e richtete,
inem Be-
e Ursache
üssig den
mehrere
die fünf
de liegen
H. H.
begann
rt, der
t. Es
dtheile
Herr
Herr,
ernste
auch,
rath
als
recht
sere
gent
.
in